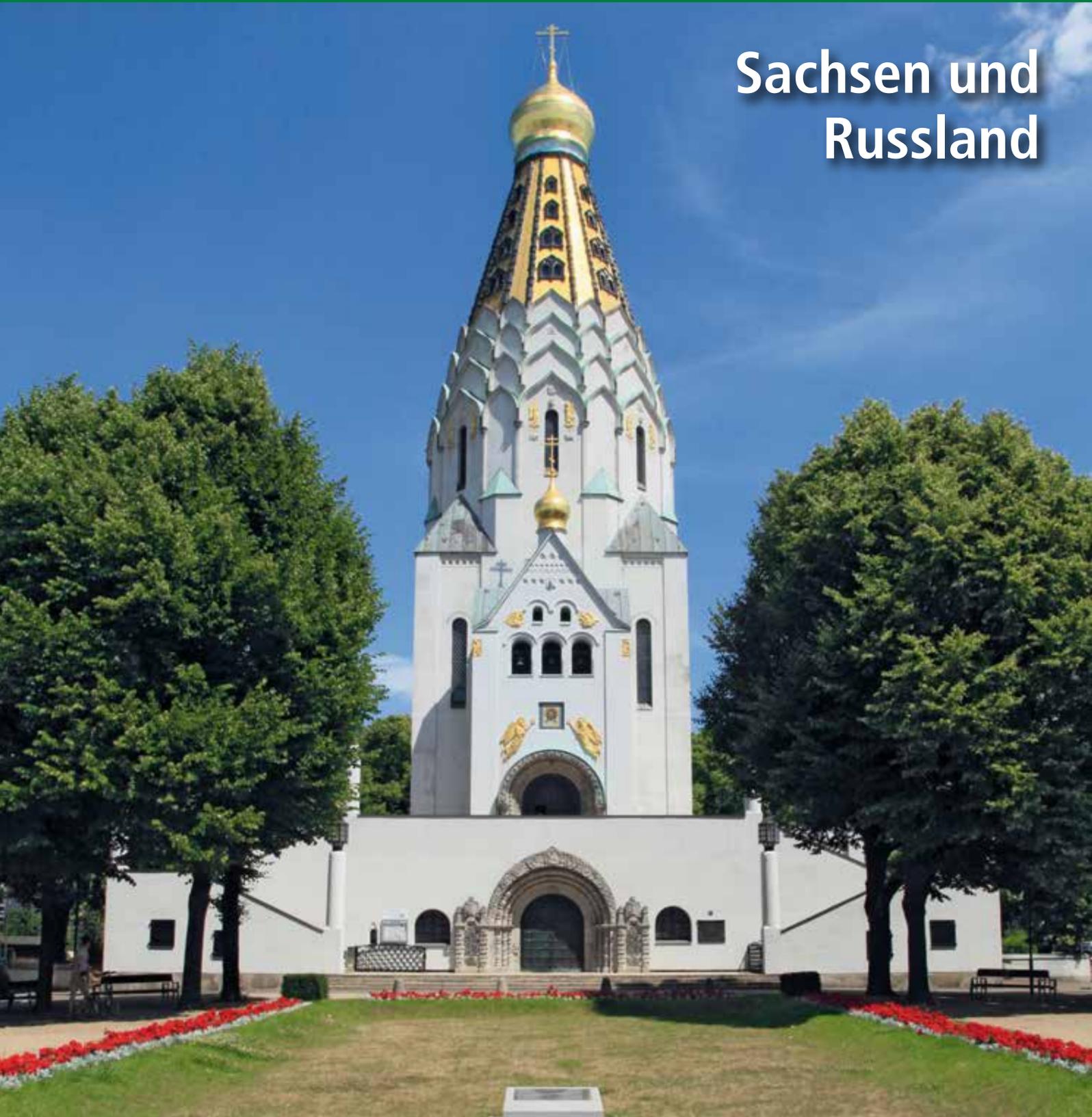


SÄCHSISCHE HEIMAT BLÄTTER 2019

Zeitschrift für
Sächsische
Geschichte,
Landeskunde,
Natur und Umwelt
65. Jahrgang
Heft 2/2019
14,00 €



Sachsen und Russland



Lars-Arne Dannenberg und Matthias Donath Editorial	91
André Thieme Fast eine Fehlanzeige: Fürstliche Familienbande zwischen Sachsen und Russland	93
Erhard Franke Paul Fleming und Russland	99
Michael Schippan Peter der Große in Sachsen	104
Kathrin Niese-Donix Die Hochzeit des Zarewitsch 1711 in Torgau	112
Friedrich Naumann Technologietransfer zwischen Sachsen und Russland im 18. Jahrhundert	116
Judith Matzke Von Gesandten und Geschenken Diplomatische Beziehungen zwischen Sachsen und Russland	126
Matthias Donath unter Mitarbeit von Dirk Herrmann Ein unbekanntes Gemälde der Mutter Katharinas der Großen	132
Matthias Donath und Lars-Arne Dannenberg Die Herrnhuter Brüdergemeine in Sarepta (Russland)	135
Erhard Hexelschneider † Sachsen unter russischem Generalgouvernement 1813/14	141
Christina Bogusz Im Reich der schönen, wilden Natur Der Landschaftszeichner Heinrich Theodor Wehle im russischen Kaukasus	149
Christfried Böttrich Constantin von Tischendorf und Russland	154
Jürgen Helfricht Die Observation des Basilius von Engelhardt in Dresden und Kasan	163
Juliane Puls und Matthias Eichler Die Denkmahalle an der Lutherkirche in Freital-Döbeln	167
Jürgen Helfricht Wladimir Putin in Dresden	172
Birgit Finger Kunstraub mit Folgen. Die Kriegsbeute der Sieger	177
Martin Munke Verlagerung, Verlust – und Versöhnung? Dresdner Bibliotheksbestände zwischen Sachsen und Russland	181
Peter Leonhardt Der Sowjetische Pavillon auf der Alten Messe in Leipzig	184
Lars-Arne Dannenberg und Matthias Donath Deutsche in Russland – Deutsche aus Russland in Sachsen	193
Neuerscheinungen	203
Mitteilungen	205

Liebe Leserinnen und Leser,

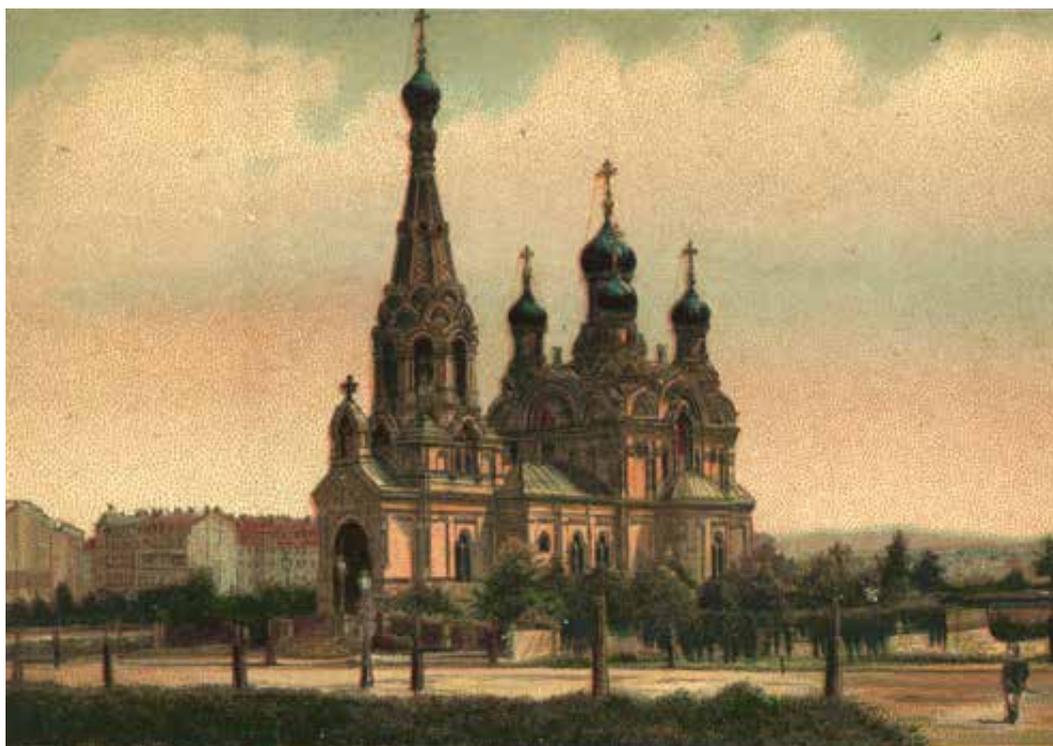
die „Sächsischen Heimatblätter“ befassen sich immer wieder mit grenzüberschreitenden kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Kontakten. Im Heft 2/2016 haben wir aktuelle Forschungen zu Sachsen und Polen veröffentlicht und im Heft 2/2018 den Blick auf Sachsen und Böhmen gerichtet. Mit dieser Ausgabe wollen wir zeigen, welche Brücken zwischen Sachsen und Russland bestanden und bestehen.

Russland oder vielmehr Moskau ist erst verhältnismäßig spät in die europäische Geschichte eingetreten. Mitte des 12. Jahrhunderts zum Sitz eines Fürstensonnes erkoren, blieb es zunächst der zentrale Mittelpunkt eines kleinen, eher unbedeutenden Fürstentums. Im Westen abgeschnitten durch das jagellonische Reich, das sich von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer wie ein Riegel zwischen Russland und Westeuropa schob, im Norden das Fürstentum Nowgorod und im Süden die Kiewer Rus bzw. die von Osten vordringenden Mongolen. Besonders durch den Erwerb des Fürstentums Nowgorod gelang eine beträchtliche Erweiterung des Territoriums, das nun bis zum Ural reichte und damit das heutige europäische Nordrussland unter Moskauer Herrschaft stellte. Dennoch hatte wohl erst der Untergang Konstantinopels den „schlafenden Riesen“ endgültig geweckt. Mit der Eroberung Konstantinopels 1453 war die Vorherrschaft der griechisch-orthodoxen Kirche gebrochen. Zahlreiche orthodoxe Nationalkirchen fielen dem Expansionsdrang der Tataren zum Opfer und wurden durch die russische

Kirche aufgefangen. Moskau wurde zum Zentrum der orthodoxen Christenheit, zum „Dritten Rom“. Zu diesem Bedeutungswandel beigetragen hatte auch die Verheiratung des Großfürsten Iwan III. mit der Nichte des letzten byzantinischen Kaisers 1472, was zugleich auch die gewachsene Akzeptanz des Moskauer Herrschers in den Augen der umliegenden Könige und Kaiser verdeutlicht. Seinem Selbstverständnis nach hat sich das Russische Reich, auch wenn es sich zu großen Teilen über Asien erstreckt, immer Europa zugehörig gefühlt. Doch wollen wir keine kurze Geschichte Russlands erzählen, sondern den Beziehungen zwischen Sachsen und Russland, die lange Zeit eher sporadisch waren, nachspüren.

In diesem Heft haben wir verschiedene Beiträge versammelt, die uns sächsische Spuren in Russland und russische Spuren in Sachsen vor Augen führen.

Wir danken den Autoren verschiedenster Wissensgebiete, die an diesem Themenheft mitgewirkt haben. Die Beiträge sind chronologisch geordnet und reichen bis in die unmittelbare Gegenwart. Leider konnte Prof. Dr. Erhard Hexelschneider, dem die Erforschung der wechselseitigen Kulturkontakte zwischen Russland und Sachsen sehr am Herzen lag und der wiederholt in den „Sächsischen Heimatblättern“ publizierte, an dieser Ausgabe nicht mehr mitwirken, da er im vergangenen Jahr starb. Mit einem Aufsatz über die russische Besetzung Sachsens 1813/14 wollen wir an ihn erinnern.



STAATSMINISTERIUM
DES INNERN

Gefördert durch
Freistaat
SACHSEN

Die Herstellung des Hefts „Sachsen und Russland“ wurde gefördert vom Sächsischen Staatsministerium des Innern. Diese Maßnahme wird mitfinanziert mit Steuermitteln auf Grundlage des von den Abgeordneten des Sächsischen Landtages beschlossenen Haushaltes.

Russisch-Orthodoxe Kirche
des hl. Simeon vom wunderbaren
Berge in Dresden, um 1887
© Wikimedia

Erinnerungsstele an die sowjetische Garnison in Großenhain, errichtet 1993 auf dem Flugplatz Großenhain beim Abzug des hier stationierten Jagdbomberfliegerregiments
© Wikimedia, Foto: LutzBruno



Mehrere Autoren berichten aus aktuellen Forschungsprojekten. So hat sich Dr. Birgit Finger im Zusammenhang mit der Weesensteiner Ausstellung „Bombensicher“ mit dem Kunstraub der sowjetischen Besatzungsmacht in Sachsen nach 1945 beschäftigt. Dr. Jürgen Helfricht hat für diese Ausgabe der „Sächsischen Heimatblätter“ in den Dresdner Stasi-Unterlagen nach Dokumenten gesucht, die über Wladimir Putin in Dresden berichten. Dank seiner Forschungen können wir in diesem Heft bisher unbekannte Dokumente und Fotos aus Putins Dresdner Zeit veröffentlichen.

Manche Beiträge fassen längerfristige Forschungsvorhaben zusammen oder blicken auf sie zurück. So berichtet Christina Bogusz über die Ausstellungen, die den Oberlausitzer Zeichner Theodor Heinrich Wehle in Russland, Armenien und Georgien bekannt machten. Prof. Dr. Friedrich Naumann forscht seit Jahrzehnten über den Wissenstransfer von Sachsen nach Russland, vor allem auf dem Gebiet des Bergbaus, während Dr. Michael Schippan, der sich als ausgewiesener Russland-Kenner mit den Aufenthalten Peters des Großen in Sachsen befasst hat, dazu den aktuellen Wissensstand zusammenfasst.

Das Titelbild zeigt ein Bauwerk, das wir in dem Heft leider nicht behandeln konnten, das uns aber sehr wichtig ist: die Russische Gedächtniskirche in Leipzig – Gedenkort für die russischen Gefallenen der Völkerschlacht bei Leipzig und russisch-orthodoxe Kirche für Leipzig und Umgebung. Die Geschichte der Russisch-Orthodoxen Kirche in Sachsen bis zum Ersten Weltkrieg hat Prof. Dr. Erhard Hexelschneider im Heft 4/2003 der „Sächsischen Heimatblätter“ veröffentlicht. Dafür stellen wir zwei andere Bauwerke mit rus-

sischem Hintergrund vor: die Denkmallhalle in Freital-Döhlen mit einer Holzüberdachung im Stil russischer Volkskunst und den Sowjetischen Pavillon auf dem Alten Messegelände in Leipzig. Leider konnten wir im vorliegenden Themenheft nicht alle Aspekte sächsisch-russischer Begegnungen unterbringen. Unbeleuchtet bleiben das Kriegsende und die Besetzung Sachsens durch die Rote Armee, das Unrecht der Sowjetischen Speziallager und der Sowjetischen Militärtribunale oder die Standorte der Westgruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Sachsen. Zu behandeln wäre auch der Umgang mit dem Erbe aus dieser Ära, etwa mit den „Russen-Denkmalern“ und Grabstätten sowjetischer Soldaten. Sie sind ein Teil des historischen Erbes, müssen und dürfen aber aufgrund ihres fraglichen Inhaltes und ihrer kriegsverherrlichenden Aussage hinterfragt werden.

Auf eine Bevölkerungsgruppe mit einem sehr engem Bezug zu Russland wollen wir ganz besonders hinweisen: Etwa ein Prozent der Einwohner des Freistaats Sachsen hat Wurzeln in Russland bzw. in der Sowjetunion. Dabei handelt es sich überwiegend um Deutsche aus Russland, die ab den 1970er Jahren in die DDR kamen, sowie um Spätaussiedler, die zwischen 1993 und 2005 aus den Nachfolgestaaten der früheren Sowjetunion in die Bundesrepublik Deutschland ausreisen durften. Diese „Neusachsen“ sind Deutsche, haben aber aufgrund ihrer Herkunft enge Beziehungen zu Russland. Viele von ihnen sind mit russischer Muttersprache aufgewachsen, konnten und wollten aber ihre deutsche Nationalität nicht verleugnen, obwohl das vielfach mit Verfolgungen und Anfeindungen verbunden war. Das Zentrum für Kultur//Geschichte erforscht im Rahmen des Projekts „Deutsche in Russland – Deutsche aus Russland. Auswanderung, Umsiedlung, Rückkehr und Spätaussiedlung nach Sachsen“ die Schicksale der Russlanddeutschen, vor allem jener, die in Sachsen eine neue Heimat gefunden haben. Wir danken dem Sächsischen Staatsministerium des Innern und namentlich dem Beauftragten der Sächsischen Staatsregierung für Vertriebene und Spätaussiedler, Dr. Jens Baumann, für die Förderung des Projekts und der vorliegenden Publikation.

Unser Dank gilt darüber hinaus allen Autoren, die an diesem Heft mitgewirkt, die Ideen eingebracht und Bildmaterial bereitgestellt haben.

Im vorliegenden Heft verwenden wir für russische Orts- und Personennamen ausschließlich die deutsche Transkription. Auf die wissenschaftliche Transliteration, die in vielen Wissenschaftszweigen üblich ist, haben wir aus Gründen besserer Lesbarkeit verzichtet.

Eine erhellende Lektüre wünschen

Dr. Lars-Arne Dannenberg und

Dr. Matthias Donath

Herausgeber der „Sächsischen Heimatblätter“



Fast eine Fehlanzeige:

Fürstliche Familienbande zwischen Sachsen und Russland

André Thieme

Die frühen Jahrhunderte

Seit dem 10. und 11. Jahrhundert gehörten die Markgrafen von Meißen, zunächst die Ekkehardinger und später die Wettiner, zu jenen deutschen Fürsten, die sich ganz aktiv um politische und dynastische Verbindungen nach Osten, in den slawischen Teil Europas, bemühten. Als fürstliche Funktionsträger tief im Osten des Reichs und an dessen Grenze lag diese Aufgabe nahe. In großer Regelmäßigkeit, wenn auch mit wechselnden regionalen Schwerpunkten, kam es zu ehelichen Verbindungen mit den aufsteigenden ostmitteleuropäischen Fürsten- und Königshäusern, den polnischen Piasten und den tschechischen Přemysliden und deren Nachfolgegeschlechtern. Einen letzten Höhepunkt erlebte diese Entwicklung im späten 15. und frühen 16. Jahrhundert: Der Wettiner

Herzog Albrecht der Beherzte (1443–1500) heiratete Sidonia (Zdenka), die Tochter des böhmischen Königs Georg von Podiebrad; Albrechts Sohn, Herzog Georg der Bärtige (1471–1539), ehelichte Barbara, die Tochter des polnischen Königs Kasimir IV. von Polen aus dem Haus der Jagiellonen. Am Ausgang des Mittelalters hatten sich die Wettiner damit als politische und dynastische Brückenbauer nach Osten fest etabliert. Das galt freilich – mit einer weitläufigeren Ausnahme – nicht für das sich unter großen Geburtswehen formierende russische Reich: Als Kiewer Rus hatte sich dort im 10. und 11. Jahrhundert erfolgreich ein ursprüngliches Wikingergeschlecht herrschaftlich etabliert. Wladimir I. (um 960–1015), der im Jahre 987 zum christlichen Glauben übertrat, öffnete dieses Geschlecht der Rurikiden für eheliche Verbindungen in das christliche Eu-

Das Haus Romanow-Holstein-Gottorf, 1892. Untere Reihe, vierte von links: Alexandra Josifowna, geborene Prinzessin von Sachsen-Altenburg
© Wikimedia

ropa, das damals noch nicht in eine byzantinische und eine römisch-katholische Welt geschieden war. Er selbst heiratete Anna, die Tochter des byzantinischen Kaisers Romanos II., sein Sohn Jaroslaw ehelichte eine schwedische Prinzessin, seine Enkelinnen und Enkel verbanden sich mit den Königsfamilien in Polen, Frankreich, Norwegen und Ungarn sowie mit prominenten Fürsten des römisch-deutschen Reichs wie den Babenbergern. Auf einen Schlag hatte sich die Rurikidenfamilie dynastisch auf höchster Ebene innerhalb Europas etabliert.

Diese dynastische Wendung nach Westen hinterließ genealogische Spuren bis in die meißnisch-thüringische Region: Hier amtierten seit dem Aussterben der Ekkehardinger die thüringischen Grafen von Weimar-Orlamünde als Markgrafen von Meißen. Eine Tochter Markgraf Ottos I. (gest. 1067), Kunigunde (von Beichlingen; um 1055–1117), sei mit einem Fürsten der Kiewer Rus vermählt worden, vermelden die Quellen (Annalista Saxo; MGH SS 37, S. 405). Die Zuordnung dieses Kiewer Fürstensonns bleibt schwierig. Am wahrscheinlichsten handelt es sich um einen Enkel des legendären Großfürsten Jaroslaw des Weisen (gest. 1054), Jaropolk Isjaslawitsch (gest. 1086/87).

Über Kunigunde gibt es eine engere Verbindung nicht nur nach Meißen, sondern auch zu den Wettinern. Denn Kunigundes Mutter Adela ehelichte nach dem frühen Tod ihres ersten Gemahls, des Meißner Markgrafen Otto I., 1068 den Wettiner Dedo I. (gest. 1075), Markgrafen der Lausitz. Dedo wurde damit zum Stiefvater Kunigundes und als solcher möglicherweise zum Initiator von deren Ehe, denn als Großfürst Isjaslaw I. aus Kiew vertrieben wurde und zeitweise im Reich bei Kaiser Heinrich IV. Aufnahme fand, beauftragte Kaiser Heinrich im Jahr 1075 ausgerechnet Markgraf Dedo I. damit, für den Schutz des russischen Großfürsten zu sorgen. Isjaslaw I. war gemeinsam mit seinem Sohn geflohen, Jaropolk Isjaslawitsch – und es liegt nahe, hier den Hintergrund der ehelichen Verbindung Kunigundes zu Jaropolk und nach Russland zu suchen, die dann um/vor 1075 realisiert worden wäre. Über den Stief-Schwiegervater Dedo I. könnte dessen Sohn aus erster Ehe, Heinrich I. von Eilenburg, seit 1089 neuer Markgraf von Meißen, ein Stief-Cousin Fürst Jaropolks gewesen sein.

Längerfristige dynastische und politische Folgen zeitigte die Ehe Kunigundes freilich nicht. Gemeinsam mit ihrem Mann Jaropolk und dem Schwiegervater Isjaslaw I. kehrte sie wohl wenig später nach Russland zurück, wo Isjaslaw I. mit polnischer Hilfe den Kiewer Großfürstenthron zurückerlangte. Isjaslaw I. fiel dann allerdings bereits im Jahr 1078 bei innerdynastischen Auseinandersetzungen. Sein Sohn Jaropolk konnte sich in Kiew nicht durchsetzen und wurde als Fürst von Wolhynien und Turow abgespeist. Auch dort konnte er sich nicht durchweg behaupten; um 1086/87 fiel er einem Mordanschlag zum Opfer. Aus der Ehe Jaropolks mit Kunigunde gingen mehrere Söhne und Töchter hervor, die in Russland keine größere

politische und dynastische Bedeutung erlangten. Kunigunde allerdings kehrte ins Reich zurück, wo sie aus dem väterlichen Erbe Burg und Herrschaft Beichlingen besaß, und ehelichte dort zügig den Grafen Kuno von Northeim, dem sie vier Töchter gebar. Nachdem auch Kuno 1103 von Vasallen ermordet worden war, heiratete Kunigunde 1110 ein drittes Mal – und diesmal einen der prominentesten frühen Adligen im Markengebiet östlich der Saale: Wiprecht II. von Groitzsch (gest. 1124).

Das Intermezzo der Ehe Kunigundes von Beichlingen nach Russland blieb eine folgenlose Episode – vor allem deshalb, weil der Schlachtentod ihres Schwiegervaters Isjaslaw I. im Jahr 1078 zu einer folgenreichen Zäsur in der russischen Geschichte werden sollte. Isjaslaw I., selbst mit einer polnischen Königstochter verheiratet, hatte enge Beziehungen ins westliche Europa gepflegt und war schließlich auch mit Unterstützung des römischen Papstes Gregor VII. zurück an die Macht nach Kiew gelangt. Noch einmal war damit im Westen die Hoffnung verbunden gewesen, Russland in den Einflussbereich des lateinischen Christentums zu ziehen. Isjaslaws Gegner und Nachfolger brachen diese Versuche radikal ab. Russland, das sich schon seit der Christianisierung am Ende des 10. Jahrhunderts geistlich an Byzanz orientiert hatte, blieb Teil der sich formierenden Ostkirche(n) – genau zu dem Zeitpunkt, als sich nach dem Großen Schisma von 1054 die beiden christlichen Kirchen von Rom und Byzanz rasant entfremdeten. Die kirchliche und die daraus resultierende kulturelle Differenz machte Eheschließungen der russischen Großfürsten und späteren Zaren in das römisch-katholische Europa für Jahrhunderte praktisch unmöglich – zumal das russische Reich durch herrschaftliche Zersplitterung und den Einfall der Mongolen (Goldene Horde) in seiner Entwicklung aufgehalten wurde.

Auch die dynastisch über das Mittelalter hinweg genealogisch bestens nach Osten, nach Polen und Böhmen vernetzten Wettiner blieben deshalb politisch und dynastisch ohne Kontakt zu Russland und seinen fürstlichen Herrscherfamilien.

Peter der Große und seine Zeit

Mit der Reformation brachen dann allerdings auch die näheren dynastischen Verbindungen der Wettiner nach Osten abrupt ab. Während nach den Ernestinern auch die Dresdner albertinischen Wettiner mit Herzog Heinrich dem Frommen (1473–1541) zu Vorkämpfern der lutherischen Konfession im Reich avancierten, blieben die böhmischen und polnischen Königsfamilien letztlich beim alten Glauben. Die neue Konfessionsgrenze schied Protestanten und Katholiken fortan nicht nur politisch, sondern sie machte auch eheliche Verbindungen zwischen konfessionell verschiedenen Fürstenhäusern weithin unmöglich. Fortan etablierten sich neue, engere Heiratskreise zwischen den protestantischen Fürsten- und Königshäusern Europas. Dieser Entwicklung fielen die

gewachsenen dynastischen Beziehungen der Wettiner nach Osten im 16. und 17. Jahrhundert zum Opfer – bis August der Starke (1670–1733) als konvertierter Katholik und König von Polen das Tor nach Osten wieder weit aufstieß.

Zur gleichen Zeit öffnete ein junger Zar das russische Reich radikal nach Westen: Zar Peter I. der Große (1672–1725). Russland hatte schon seit dem 16. Jahrhundert einen herrschaftlichen Aufstieg erlebt. Zar Peter dem Großen aber ging es darum, dass große Land auch kulturell und wirtschaftlich an den prosperierenden Westen anzuschließen.

August und Peter verband so einiges. Beide waren fast gleich alt; beide waren erst durch dynastische Zufälle als nachgeborene Söhne an die Macht gelangt; beide waren bei ihrem Herrschaftsantritt jung; beide waren dem Kriegswesen ebenso wie den weltlichen Freuden sehr zugewandt und beide schätzten ihre körperliche Präsenz und Kraft. Im Sommer 1698, als Zar Peter von seiner „Großen Gesandtschaft“ nach Russland zurückkehrte, trafen sich August und Peter im polnischen Rawa und fanden Gefallen aneinander. Angeblich sollen sie nach durchzechter Nacht die Kleider getauscht haben. Wie auch immer: Hier wurden politische Pläne geschmiedet, denn sowohl für den frisch gekürten König August II. von Polen als auch für Zar Peters Streben nach der Ostsee stellte die nordische Großmacht Schweden ein Haupthindernis dar.

Der im Jahr 1700 ausbrechende Große Nordische Krieg wurde dann freilich zunächst für beide zum Desaster. Der jugendliche schwedische König Karl XII. (1682–1718) schlug seine überlegenen Gegner reihenweise. Die blamablen Niederlagen trieben einen Keil zwischen die verbündeten Sachsen und Russen. Militärisch und finanziell ausgeblutet, schied August der Starke im Altranstädter Frieden von 1706 aus dem Krieg aus und verzich-

tete auf den polnischen Thron. Und obwohl auch Zar Peter der Große längst selbst mit einem Separatfrieden geliebäugelt hatte, legte er dies dem alten sächsischen Freund als Verrat aus.

Schließlich gelang den Russen in der endlich siegreichen Schlacht von Poltawa 1709 die militärische Wende. Um den Krieg gegen Schweden erfolgreich abzuschließen, suchte Zar Peter trotz aller Enttäuschungen den Schulterchluss mit dem alten Verbündeten. Im Vertrag von Thorn erneuerten August und Peter im Oktober 1709 das antischwedische Bündnis – nun unter russischer Diktion. August konnte sich daraufhin mit russischer Hilfe 1710 erneut als König in Polen etablieren und beteiligte sich in den Folgejahren vor allem an den antischwedischen Feldzügen im Norden des Reichs.

Für Zar Peter den Großen spielte zeitgleich aber noch ein im Vertrag nicht kodifizierter Aspekt eine wichtige Rolle: die dynastische Anbindung seiner Zarenfamilie an die Fürsten des Reichs – ein Vorhaben, das trotz der herrschaftlichen Reputation Peters durch die kulturelle und religiöse Divergenz Russlands zu Europa behindert wurde.

Eine Eheverbindung zwischen Sachsen und Russland wäre deshalb wohl ganz im Sinne Zar Peters gewesen. Aber August der Starke hatte nur ein legitimes Kind, seinen Sohn Friedrich August II. (später als König von Polen August III., 1696–1763), für den er zwar eine kaiserliche Hochzeit einfädelte, aber nicht mit den russischen Romanows, sondern mit den österreichischen Habsburgern: Friedrich August II. ehelichte 1719 Maria Josepha, Tochter Kaiser Josephs I. – wahrscheinlich die bessere Wahl, denn unglückliche Ehen, frühe Tode, Verfolgungen, Gefangenschaften und Morde ziehen sich wie ein roter Faden durch die dynastische Geschichte der russischen Zarenfamilie im 18. Jahrhundert.

Aber König August der Starke hatte noch ein Ass im Ärmel. Am Frauenhof seiner lutherisch geblie-



Schloss Hartenfels in Torgau war der Schauplatz der Fürstenhochzeit 1711, bei der Zarewitsch Alexej, Sohn Peters des Großen, die Prinzessin Charlotte Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel heiratete

benen Gemahlin Christiane Eberhardine in Torgau und Pretzsch wurde seit 1700 Charlotte Christine (1694–1715) erzogen, eine Tochter des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig-Wolfenbüttel (1671–1735). Der Vater Ludwig Rudolf war zwar politisch und herrschaftlich bedeutungslos, stammte aber aus der hochangesehenen und gut vernetzten Welfendynastie.

Diese Charlotte Christine nahmen Peter und wohl auch August als mögliche Gemahlin für den ältesten Zarensohn Alexej (1690–1718) in den Blick. Möglicherweise verpflichtete sich August der Starke, bei den potenziellen Wolfenbütteler Schwiegereltern als Fürsprecher der Ehe zu werben. Dort scheinen freilich keine großen Widerstände bestanden zu haben. Für den Großvater Charlotte Christines und ambitioniert herrschenden Wolfenbütteler Herzog Anton Ulrich (1633–1714) waren prominente Hochzeiten der Enkelinnen geradezu ein Vehikel, um die geschwundene einstige herrschaftliche Bedeutsamkeit durch den Glanz dynastischer Verbindungen zu kompensieren. Die ältere Schwester Charlotte Christines, Elisabeth Christine (1691–1750), wurde 1708 an einen Habsburger verheiratet, den späteren Kaiser Karl VI. (1685–1740). Dazu musste die streng lutherisch erzogenen Elisabeth Christine 1707 zum katholischen Glauben konvertieren – eine Folie für die Heirat Charlotte Christines.

Deren Bedenken, den orthodoxen Glauben anzunehmen, wurden von der Familie zerstreut, und nach einer eingefädelten Begegnung mit Alexej im Jahr 1710 stimmte Charlotte Christine der Eheschließung zu. Am 25. Oktober 1711 wurde die Hochzeit in Torgau mit großen Festlichkeiten ausgerichtet. Neben Zar Peter dem Großen reiste stolz auch Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel an. Für die klammen Eltern übernahm Kurfürstin Christiane Eberhardine die Kosten der Feier. Rein dynastisch schien die Ehe für die Romanows ein gelungener Coup. Auf einen Schlag waren sie über Wolfenbüttel mit wichtigen deutschen Fürstenthäusern und sogar mit den mächtigen Habsburgern eng vernetzt. Die formal designierten Kaiser von Russland und dem Heiligen Deutschen Reich, Alexej und Karl, wurden über die Wolfenbütteler Schwestern zu Cousins.

Der Torgauer Ehe war freilich kein Glück beschieden. Alexej wurden Trunksucht und Tätlichkeiten unterstellt, Charlotte Christine ein außereheliches Verhältnis, sodass sich die Welfentochter 1712 zur Flucht ins heimische Wolfenbüttel gezwungen sah. Zar Peter der Große selbst überredete sie dort zur Rückkehr. In Petersburg gebar Charlotte Christine ihrem Gemahl zwei Kinder, eine früh verstorbene Tochter und den späteren Zaren Peter II. (1715–1730), der ebenfalls jung sterben sollte. Charlotte Christine selbst erkrankte nach der zweiten Geburt im Kindbett und starb 1715 mit gerade 21 Jahren. Ihr Gemahl Alexej war zu diesem Zeitpunkt bereits in väterliche Ungnade gefallen. Er wurde 1717 von der Thronfolge ausgeschlossen und nach einer Flucht nach Europa inhaftiert und gefoltert. Alexej starb 1718 mit 28 Jahren.

Auch für das Bündnis zwischen Sachsen und Russland bot die mittelbare Ehestiftung von 1711 keine Garantie. Das dominante Gebaren Zar Peters und dessen unverhohlene Machtambitionen in Polen und im Baltikum trieben Sachsen/Polen im Jahr 1719 zeitweise in die große europäische Koalition gegen Russland – ohne dessen Aufstieg zur neuen osteuropäischen Vormacht aufhalten zu können. Sachsen-Polen einerseits und Russland andererseits waren fortan und über die Tode Augusts II. und Peters I. hinaus keine Gegner, aber Konkurrenten; bis hin zur Katastrophe der polnischen Teilung nach dem Ende der sächsisch-polnischen Union. Dynastische Eheprojekte kamen unter diesen Vorzeichen zwischen Sachsen und Russland nicht mehr zustande.

Unglückliche Ehen

Peter der Große stiftete freilich weitere unglückliche Ehen zwischen seinen Verwandten und den Fürsten des Reichs, die hier nur am Rande zu erwähnen sind: Seine Nichte Katharina Iwanowna (1691–1733) wurde 1716 mit dem dubiosen Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin (1678–1747) verheiratet, auch damit russische Truppen in der Endphase des Nordischen Krieges im Reich aktiv werden konnten. 1722 floh Katharina Iwanowna mit ihrer inzwischen geborenen Tochter aus einer von Gewalt überschatteten Ehe zurück nach Russland.

Eine andere Nichte, Anna Iwanowna (1693–1740), verheiratete Peter der Große mit dem Herzog von Kurland, Friedrich Wilhelm Kettler (1692–1711), keinem Fürsten des Reichs, aber einem Mann aus deutschbaltischem Adel. Friedrich Wilhelm starb freilich schon kurz nach der Hochzeit von 1710, im Januar 1711. Anna Iwanowna blieb kinderlos und heiratete nicht wieder. Zwischen 1730 und 1740 regierte sie als Zarin das russische Reich.

Noch härter traf es Elisabeth, die jüngere Tochter Peters des Großen aus zweiter Ehe. Die Pläne ihres Vaters zu einer Verbindung mit dem französischen Königshaus scheiterten. Nach dem Tod Zar Peters erkor die Mutter, Zarin Katharina, einen deutschen Adligen für Elisabeth: Karl August, den evangelischen Fürstbischof von Lübeck aus dem Haus Schleswig-Holstein-Gottorf (1706–1727). Zwischen Karl August und Elisabeth soll eine innige Beziehung bestanden haben, doch starb der Bräutigam überraschend noch vor der Hochzeit. Elisabeth blieb zeitlebens unverheiratet und herrschte als Zarin von Russland zwischen 1741 und 1760 – nachdem sie ihre Konkurrentin Anna Leopoldowna (1718–1746) ausgebootet hatte, die Tochter der unglücklichen Ehe Katharina Iwanownas mit Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin.

Für seine älteste Tochter aus zweiter Ehe, Anna Petrowna (1708–1728), arrangierte noch Peter der Große selbst eine Verbindung mit Karl Friedrich von Schleswig-Holstein-Gottorf (1700–1739) – einem weitläufigen Verwandten des späteren Fast-Schwagers Karl August. Im Hause Schleswig-Hol-



Fürstengruft in Weimar, rechts die Russisch-Orthodoxe Kapelle mit dem Grab der Großherzogin Maria Pawlowna
© Wikimedia (Tsungam)

stein-Gottorf hatte man eine eheliche Verbindung mit Russland bewusst forciert, um Peter zum Verbündeten gegen Dänemark und für die Übernahme des schwedischen Throns zu gewinnen. Die Ehe wurde schließlich 1725 kurz nach dem Tod Zar Peters I. geschlossen. Dessen Witwe und Nachfolgerin Katharina unterstützte und privilegierte Karl Friedrich. Doch nachdem Katharina selbst 1727 starb, machte eine russische Adelsfraktion den minderjährigen Peter II., den Sohn der unglücklichen Ehe Alexejs mit Charlotte Christine, zum Zaren. Anna und Karl Friedrich mussten aus Russland fliehen und kamen in Kiel unter, wo sie kaum noch standesgemäß residieren und hofhalten konnten. Schon 1728 starb dort Anna Petrowna kurz nach der Geburt ihres Sohnes – des späteren Zaren Peter III. (1728–1762).

Hinter alledem verbirgt sich eine grundlegende Zäsur für die Geschichte Russlands, denn Zar Peter I. der Große richtete nicht nur seine Politik, sondern auch die familiären Heiratsbeziehungen nach Europa und nach Westen aus. Damit öffnete er die Zarenfamilie für europäische Konnubien, die als Mittel der Politik einer Großmacht unverzichtbar erschienen. Peter I. stieß das Tor nach Westen auf, aber erst ausgehend von Zar Peter III. sollte sich die neue deutschstämmige Zarendynastie Romanow-Holstein-Gottorf gerade mit deutschen Fürstenhäusern dynastisch unglaublich eng verbinden.

Die Ernestiner und Russland

Die ernestinischen Linien der Wettiner in Thüringen und Franken sollten von dieser auf Deutschland ausgerichteten russischen Heiratspraxis in den kommenden Jahrzehnten und vor allem im 19. Jahrhundert erheblich profitieren – die albertinischen Wettiner in Dresden freilich nicht! Die Gründe dafür lassen sich nicht eindeutig identifizieren.

Zum einen blieb die generative Situation der albertinischen Wettiner über das gesamte 19. Jahrhundert problematisch. Zum anderen bestanden keine tiefer gehenden politischen Allianzen und Kontakte zwischen dem neuen Königreich Sachsen und Russland. Und vielleicht hat es sich einfach nicht ergeben.

Stattdessen also die Ernestiner – dabei lief deren erster Versuch gründlich schief: Im Alter von 14 Jahren wurde Juliane von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1781–1860) 1796 mit einem Enkel der noch regierenden Zarin Katharina II. verheiratet. Konstantin Romanow (1779–1831) war der jüngere Bruder des späteren Zaren Alexander und damit kein direkter Thronkandidat. Dennoch musste die Eheschließung für Sachsen-Coburg wie ein Segen erscheinen; die kleine ernestinische Herrschaft stand damals wegen Überschuldung unter Zwangsverwaltung und der dynastische Aufstieg erst noch bevor. Julianes Schwester Victoria (1786–1861) sollte später nach England verheiratet und dort Mutter der Queen Victoria werden; ihr Bruder Leopold (1790–1865) avancierte 1831 zum ersten König der Belgier. Juliane aber sah sich einem schwierigen, wohl auch gewalttätigen Ehemann ausgesetzt, begann überdies ein Verhältnis mit ihrem Schwager Alexander (1777–1825), der seit 1801 Zar war, und floh schließlich schwanger 1802 aus Russland. 1808 gebar sie ein weiteres Kind, das dem Zaren zugeschrieben wurde; 1820 erreichte sie die förmliche Scheidung von Konstantin. Großzügig durch russische Gelder unterstützt, ließ sich Juliane schließlich in der Schweiz nieder.

Dagegen führte die russische Ehe des Herzogs Carl Friedrich von Sachsen-Weimar-Eisenach (1783–1853) zu einem ungeahnten Aufstieg des kleinen unbedeutenden und verschuldeten Fürstentums. Carl Friedrich heiratete im Sommer 1804 Maria Pawlowna (1786–1859), eine jüngere Schwester

von Zar Alexander I. und von Konstantin. Maria Pawlowna brachte nicht nur reiche Geschenke und eine gut gefüllte Kasse nach Weimar mit, sondern auch eine wichtige politische Verbindung nach Russland, die wenig später nicht nur gewisse zeitweise Rücksichtnahmen Napoleons erzwang, sondern die auf dem Wiener Kongress von 1815 auch zur Erhebung Sachsen-Weimars zum Großherzogtum und zu erheblichen territorialen Gewinnen führte. Im Weimar der Goethe- und Nach-Goethe-Zeit setzte Anna Pawlowna eigene kulturelle Impulse und trug zum künstlerischen und wissenschaftlichen Nimbus der Stadt wesentlich bei. Die zweite russisch-ernestinische Ehe erwies sich damit als ungeahnter Glücksfall.

Neben Weimar und Coburg konnte auch Sachsen-Altenburg zwei Töchter in Russland platzieren: Konstantin Nikolajewitsch (1827–1897), Sohn von Zar Nikolaus I. (1796–1855) und jüngerer Bruder des späteren Zaren Alexander II. (1818–1881), wünschte sich nach einer arrangierten Begegnung in Altenburg ganz ausdrücklich Alexandra von Sachsen-Altenburg (1830–1911) zur Frau. Alexandra reiste 1847 nach Petersburg, konvertierte dort zum russisch-orthodoxen Glauben und heiratete Konstantin 1848, in dem Jahr, in dem ihr Vater Herzog Joseph (1789–1868) als einziger der ernestinischen Herrscher unter dem Druck der Revolution zurücktreten musste; ihr Onkel Georg (1796–1853) übernahm die Herrschaft. In Russland unterstützte Konstantin Nikolajewitsch die großen Reformen Zar Alexanders II.; seine Frau Alexandra etablierte sich fest am Petersburger Hof. Einflüsse auf die Geschichte Sachsen-Altenburgs resultierten aus der Ehe freilich nicht – sieht man von der Hochzeit des gemeinsamen Sohnes Konstantin mit einer weiteren Sachsen-Altenburger Prinzessin ab. Elisabeth von Sachsen-Altenburg (1865–1927) lernte Konstantin Konstantinowitsch (1858–1915) auf dessen Deutschlandreise 1882 fast folgerichtig in Altenburg kennen. 1884 heiratete das Paar. Konstantin, der sich trotz einer erzwungenen Militärkarriere auch schriftstellerisch betätigte, lebte seine Homosexualität in späteren Jahren deutlicher aus, doch die Ehe mit Elisabeth hielt bis zu Konstantins Tod im Jahr 1915. Aus der Ehe entstammten sieben Kinder, allerdings fiel ein Sohn schon 1914 im Ersten Weltkrieg, drei weitere Söhne wurden 1918 von den Bolschewiki inhaftiert und erschossen. Elisabeth floh mit ihren beiden jüngsten Kindern über Schweden und Belgien zurück nach Altenburg, wo sie für ihre letzten Lebensjahre bei ihrem Bruder Ernst (1871–1955) unterkam, der 1918 selbst als regierender Herzog von Sachsen-Altenburg hatte abdanken müssen.

Nur über Umwege kam schließlich Großfürstin Maria Alexandrowna (1853–1920), die Tochter Zar Alexanders II., nach Sachsen-Coburg. Sie heiratete 1874 den englischen Prinzen Alfred (1844–1900), einen Sohn der Queen Victoria und Alberts von Sachsen-Coburg. Die Verbindung wurde in beiden, durch den Krimkrieg verfeindeten Familien nur widerwillig akzeptiert. Alfred machte Jahrzehnte lang erfolgreich in der britischen Marine Karriere, aber er

war zugleich seit 1852 als Nachfolger seines Onkels Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha (1818–1893) designiert. Als Ernst II. 1893 ohne Nachkommen starb, musste Alfred, durch und durch imperialer Brite und längst in fortgeschrittenem Alter, dessen Nachfolge in dem kleinen deutschen Herzogtum antreten – gemeinsam mit Maria Alexandrowna und den fünf Kindern. Und so erlebte Sachsen-Coburg am Ende des 19. Jahrhunderts noch einmal doppelten dynastischen Glanz. Aber hinter der Fassade bröckelte die Ehe. Nach dem Suizid des einzigen Sohnes 1899 lebten Alfred und Maria getrennt, und schon ein Jahr später starb der Herzog selbst an Krebs. Ihn beerbte sein englischer Neffe Carl Eduard (1884–1954), der die Coburger Regierung übernahm. Maria Alexandrowna blieb in Coburg, wo sie noch die Revolution und die Abdankung Carl Eduards erlebte. Sie starb 1920.

Im nachrevolutionären Coburg fand schließlich auch das letzte wettinisch-russische Ehepaar für einige Zeit Zuflucht. Victoria Melita von Sachsen-Coburg (1876–1936), eine Tochter Alfreds und Marias, wurde 1894 zunächst mit Großherzog Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt (1868–1937) verheiratet. Zur Hochzeit in Coburg reisten Queen Victoria (1819–1901), Kaiser Wilhelm II. (1859–1941) und Nikolaus II. (1868–1918), nachmals letzter Zar von Russland, an. Aber nach einer skandalträchtigen Trennung wurde das Paar schon 1901 geschieden. Mit dem gleichaltrigen Kyrill Wladimirowitsch (1876–1938), einem Enkel Zar Alexanders II. und Cousin Zar Nikolaus' II., verband Victoria Melita schon seit den 1890er Jahren eine innige Beziehung. Gegen den Widerstand der Zarenfamilie heirateten Kyrill und Victoria Melita 1905 in Coburg. Kyrill, der mit seiner neuen Gemahlin nach Russland zurückkehrte, verlor deshalb zeitweise die Gunst von Nikolaus II. ebenso wie seine Titel und Privilegien, wurde aber später wieder auf Rang drei der russischen Thronfolge gesetzt. In Russland wurden dem Paar zwei Töchter und ein Sohn geboren. Gemeinsam mit den Kindern konnten Kyrill und Victoria Melita nach der Oktoberrevolution über Finnland fliehen und kehrten nach Coburg zurück. Durch die Ermordung der Zarenfamilie war nun ausgerechnet Kyrill nach 1919 an die Spitze der Thronfolge gerückt. Um die Ansprüche besser verfechten zu können, lebte das Paar fortan in Frankreich, wo sich Kyrill 1924 zum russischen Zaren erklärte. Victoria Melita starb 1936, Kyrill 1938. Beider Leichname wurden zunächst im Coburger Mausoleum bestattet und 1995 nach dem Ende der Sowjetunion in die Familiengruft der Zaren in der Peter-und-Pauls-Kathedrale in St. Petersburg überführt. Für russische Royalisten gilt heute der Urenkel des Paares, Großfürst Georgi Michailowitsch Romanow, geborener Prinz von Preußen (geb. 1981), als legitimer russischer Thronfolger. Damit schließt die Reihe der durchaus spannenden und illustren ernestinisch-russischen Eheschließungen. Mit Sachsen im engeren Sinne haben sie freilich immer weniger zu tun gehabt. Und so bleibt über weite Strecken eine Fehlzanzeige bestehen.

Autor

Dr. André Thieme
Staatliche Schlösser, Burgen
und Gärten gGmbH
Bereichsleiter Museen
Stauffenbergallee 2a,
01099 Dresden
andre.thieme@
schloesserland-sachsen.de



Paul Fleming und Russland

Erhard Franke

Teilnehmer der Gesandtschaft nach Russland (im Bild vorn links) erleben die Moskauer Feierlichkeiten anlässlich des Palmarum-Sonntages, 10. April 1636. Stich aus der Reisebeschreibung des Adam Olearius, 1656

Als der 30-jährige Paul Fleming (1609–1640) für sich im März 1640 zu Hamburg eine eigene „Grabschrift“ verfasste, nahm er darin einige sein kurzes Leben bezeichnende Worte auf:

„Mein Schall floh überweit. Kein Landsmann sang mir gleich,
von Reisen hochgepreist, für keiner Mühe bleich,
jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören.“¹

Der am 5. Oktober 1609 im erzgebirgischen Hartenstein Geborene hatte als Besucher der Mittweidaer Lateinschule, der Thomasschule in Leipzig und der dortigen Universität eine umfassende humanistische Ausbildung genossen. Obwohl er sich, anders als sein Vater, nicht der Theologie, sondern der Medizin zugewandt hatte, sah er – nach überaus erfolgreichen dichterischen Anfängen – die Dichtkunst als sein eigentliches Aufgabengebiet an. Folgend dem hochverehrten Martin Opitz (1597–1639), wuchs er im gewandten Umgang mit der Sprache und in der Innigkeit des Ausdrucks über diesen hinaus und zählte bald zu den Anerkanntesten seines Fachs.

Als der Krieg zunehmend Sachsen berührte und Leipzig durch Besatzung und Pest arg in Bedrängnis geriet, ergriff er eine sich 1633 bietende Gelegenheit, dem Elend zu entkommen und zugleich seine Bildung zu vertiefen. Das Angebot war eine in große Weiten zielende Gesandtschaftsreise, die einen Handelsweg über

Russland nach Persien aufbauen sollte. Ausgerichtet wurde diese Reise durch Herzog Friedrich III. von Schleswig-Holstein-Gottorf (1597–1659). Er hatte den Plänen einheimischer Kaufleute stattgegeben, die darauf abzielten, das Handelsmonopol der Niederländer und Spanier zu brechen, das sie aufgrund ihrer Herrschaft über die Seewege hatten.²

Die Einladung zur Reise an Interessierte erging in Sachsen durch den als Assessor an der Philosophischen Fakultät der Leipziger Universität angestellten Adam Olearius (1599–1671). Er reiste später selber mit und fungierte als Gesandtschaftssekretär. Im endgültigen Verlauf zählte die Reisemannschaft 126 Personen. In der streng hierarchisch gegliederten Rangordnung nahm Olearius nach den beiden Gesandten Otto Brüggemann (1600–1640) und Philipp Crusius (1597–1676, geadelt als „von Krusenstjern“) sowie nach dem Marschall Hermann von Staden den vierten Platz ein. Den neunten bis vierzehnten Platz teilten sich die „Hofjunker“, unter ihnen Paul Fleming.

Die Reise hat ihr eigentliches Ziel nicht erreicht, ist aber von Bedeutung geworden durch eine bis dahin in solcher Ausführlichkeit noch nie dagewesene Dokumentation, die als erste wissenschaftliche Reisebeschreibung im deutschen Sprachraum gelten darf. Der Verfasser war der Gesandtschaftssekretär Adam Olearius, der mit

1 Die in diesem Beitrag angeführten Gedichte sind zu finden bei Martin Lappenberg: Paul Flemings lateinische Gedichte. Stuttgart 1863. Reprint Amsterdam 1969 (abgekürzt: L I); Paul Flemings deutsche Gedichte. Stuttgart 1865, Reprint Darmstadt 1965 (abgekürzt: L II). Die Rechtschreibung ist modernisiert. Das obige Zitat in L II, S. 460.

2 Ernst Markus Kiecksee: Phantasie und Wagemut. Handelsprojekte in einer Zeit des Umbruchs. In: Gottorf im Glanz des Barock. Kunst und Kultur am Schleswiger Hof 1544–1713. Schleswig 1997. Bd. 1, S. 110–115.

Paul Fleming im Alter
von 30 Jahren, Stich, 1646



- 3 Im Internet unter VD17 (Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Druck des 17. Jahrhunderts) abrufbar. Reprint-Ausgabe: Publications of the Institut for the History of Arabic-Islamic Science, Vol. 3 und 4, Frankfurt am Main 1994. Die in unserem Beitrag stehenden Abbildungen (außer das nebenstehende Bildnis) sind aus dieser Ausgabe übernommen.
- 4 Paul Fleming; Teütsche Poemata. [1646]. Reprint Hildesheim 1969. Volltext späterer Ausgaben und Prodrromus auch im Internet bei VD17. Als verschollene Gedichte listete Olearius 162 deutsche und 206 lateinische auf.
- 5 Davon weiß auch Fleming: L II, S. 195.
- 6 Alle drei Ausgaben im Internet bei VD17 im Volltext einsehbar.
- 7 L II, S. 133.
- 8 Wie Anm. 7. Obi = Ob; Neeper = Dnepr.
- 9 L II, S. 473.
- 10 L II, S. 473.

Recht ein Polyhistor genannt werden kann. Unter dem Titel „Offt beehrte Beschreibung der newen orientalischen Reise“ vereinigte er historische, ethnologische, topographische, linguistische und religionskundliche Informationen, die für viele der durchreisten Gebiete die erstmalige schriftliche Fixierung darstellen. Die erste Ausgabe dieses Werkes erschien 1647 in Schleswig, die zweite „Vermehrte Moscovitische und Persianische Reisebeschreibung“ 1656 ebenda.³ Diese zweite Ausgabe hat einschließlich der Vorreden und Register 848 Seiten, ist in sechs Bücher gegliedert, auf die sich 180 Kapitel verteilen. 104 Kupferstiche und drei eingelegte Karten (Moskau, Wolga, Persien), dazu etliche Tafeln mit Schriftproben erhöhen den Informationsgehalt. Das Verzeichnis über verwendete Literatur weist 165 Titel auf. Das Werk fand auch Übersetzungen ins Französische, Englische und Italienische.

Die Vielgestaltigkeit des Werkes wurde noch dadurch erhöht, dass Olearius elf Gedichte von Fleming aufnahm, darunter das in Nowgorod über russisches Landleben geschriebene, im Original 132 Verszeilen lang, für die Reisebeschreibung um 33 Verszeilen gekürzt. Olearius schloss mit diesem Gedicht das dritte Buch ab, wo er in 32 Kapiteln über russische Geschichte und russisches Leben referiert.

Olearius war es auch, der nach dem zeitigen Tode Flemings dessen dichterisches Gesamtwerk herausgab, zunächst in einem „Prodromus“ 56 deutsche Gedichte, sodann in zwei Gesamtausgaben die annähernd 500 erhaltenen deutschen Gedichte und die reichlich 900 lateinischen Gedichte.⁴

Die schleswig-holsteinische Gesandtschaftsreise nach Russland und Persien war zwar von der Zielstellung her neuartig, von der Wegführung her jedoch keinesfalls die erste ihrer Art. 1602 hatte im Auftrag des Kaisers Rudolf II. (1552–1612)

ein ungarisch-siebenbürgischer Adliger, Stephan Kakasch von Zalonkemeny (1565–1603), eine Reise über Moskau nach Persien unternommen. Nach erlittenen Unbilden, ähnlich wie sie später der schleswig-holsteinischen Gesandtschaft widerfuhr, kam von den acht Teilnehmern nur Georg Tectander (1581–1614) zurück⁵, der von den Vorfahren her mit Sachsen verbunden war. Er gab in Leipzig 1608, erweitert 1609 und 1610, eine Reisebeschreibung heraus, 186 Seiten stark, die er dem sächsischen Kurfürsten Christian II. (1583–1611) und dessen Brüdern Johann Georg (1585–1656), dem späteren Kurfürsten, und August (1589–1615) widmete.⁶ Viele der von Tectander gemachten Erfahrungen decken sich mit denen von Olearius und Fleming.

Wie anfangs angedeutet, suchte Fleming mit seiner Teilnahme an der Reise vor allem das Bildungserlebnis. Anders als die von merkantilen Interessen geleiteten Ausrichter der Gesandtschaft, die sogar insgeheim hochfliegende politische Plänen für eine militärische Allianz gegen die Türken mit dem Unternehmen verbanden, stand Fleming für ein ideelles Reich der Kunst, in dem geordnete Proportionen ein Sinnbild für ein friedliches Miteinander und menschliche Tugenden abgeben. Deshalb hatte er, bei aller warmen Heimatliebe, keine eingeeengte nationale Sichtweise.

So schreibt er an den Oberdolmetscher des Zaren in Nowgorod, Heinrich Nienborg:

„Kunst hat ihr Vaterland im Abend und im Morgen.

Ihr Haus ist Süd und Nord. Wer sie hat, darf nicht sorgen,

ist, wo er ist, bei sich. Weiß keinen Unterscheid,

was Glück und Unglück heißt.

Ihm gilt gleich Lieb und Leid.

Die Tugend bricht die Furcht.“⁷

Den in Russland liegenden Flüssen, stellvertretend für die Landsleute, will er gleiche Ehre erweisen wie den heimischen:

„Ich wollt, als wie ich vor bei meiner Muld und Saalen,

üm euren Obi tun. In den begrüneten Talen der Neeper wohnhaft sein und eures Landes Zier

auf mein und euer‘ Art den Wäldern

singen für.“⁸

Und in Moskau verspricht er dem Moskwa-Fluss:

„Ich will dich so bekannt als meine Mulde machen.“⁹

Dann beim Aufbruch von Moskau verheißt er der Stadt:

„Komm ich mit Glücke wieder,

so will ich deinen Preis erhöh’n durch

stärkre Lieder,

dass deiner Wolgen Schall auch hören

soll mein Rhein.“¹⁰

Ja, alle Länder seines bisherigen Lebenslaufes spricht er von Astrachan aus gleichsam als Geliebte an:

„Ich sang der Deutschen Ruhm und ihrer
teuren Prinzen,
bis Mars mich da trieb aus, der Unhold
aller Kunst.
Da macht' ich mich belobt bei vielerlei
Provinzen,
das Liv- und Russland auch mir boten
ihre Gunst.
Rubelle, die ich pflag mehr als mich selbst
zu lieben,
Rubelle, von Gestalt und Sitten hoch benamt,
dieselbe hatte mir die Pest auch aufgerieben.
Doch hat sich ihre Frucht in mir sehr reich
besamt.
Die weiße Balthie, um die zu einem Schwane
Zeus itzt auch würde noch, fing mich mit
ihrer Zier.
Nach dieser ward mir hold die lange Roxolane.
Ach, aber ach, wie weit bin ich von
beiden hier.“¹¹

„Rubelle“ steht für Leipzig, dort hatte er, klassischen Vorbildern folgend, unter diesem Titel einen Zyklus lateinischer Kussgedichte heraus-gegeben, „Balthie“ steht für Estland und Reval, die „lange Roxolane“ für das sich weit hinstreckende Russland. In einem anderen Gedicht hatte er für Russland noch einmal das Epitheton „lang“ verwendet:

„Ganz Moskau lief uns nach, das über
Glauben weite.
Sein Zar verhört uns bald, gab sicheres Geleite
durch sein so langes Land und zeugte klar
und frei,
wie lieb ihm unser Fürst und dieser
Handel sei.“¹²

In der Neuzeit zeitigte die Verkenntung derartiger Personifizierungen zum Teil abenteuerliche Spekulationen (bis hin zu einem unehelichen Sohn Flemings von einer Russin, den Uwe Berger in seinem Fleming-Roman erfindet).¹³ Auch die Leipziger „Geliebte“ ist nur imaginär. Jedoch fällt für die „Balthie“ der Landesname¹⁴ tatsächlich zusammen mit der von Fleming in zahlreichen Liebesgedichten angesprochenen Revaler Kaufmannstochter Elsabe Niehusen, der er zugeeignet war während des mehr als einjährigen Zwischenaufenthaltes in der estnischen Hauptstadt, die heute Tallinn heißt.

Oft verschwimmen in der Dichtkunst der Barockzeit verschiedene Wirklichkeitsebenen:

- Bekenntnis zu christlichen Glaubenswerten.
- Reverenz gegenüber Obrigkeit, Honoratioren und Freunden.
- Bekundung des Wissens, vornehmlich antiker Literatur, Mythologie und Philosophie.
- Anwendung der Poetik und Rhetorik.
- Reale Lebensabläufe und Umweltzustände.

Beispiele lassen sich in reicher Zahl aus Flemings Gedichten erbringen. Im Gedicht „An die große Stadt Moskau, als er schiede“ finden sich innerhalb weniger Zeilen des 14-zeiligen Sonetts gleich alle fünf Ebenen:

„Die Treue wollen wir mit uns nach Osten
tragen, [=Reverenz]

und bei der Wiederkunft in unsern Landen
sagen,
das Bündnis ist gemacht, das keine Zeit
zertrennt. [=Realität]
Des frommen Himmels Gunst, die müsse dich
erfreuen, [=Glaubenswert]
und alles, was du tust, nach Wunsche dir
gedeihen,
kein Mars und kein Vulkan dir überlästig sein!
[=Antike]
Nimm itzo dies Sonett“ [=Kunstform]¹⁵

Gern werden die aus der antiken Literatur überlieferten mythologischen Gestalten bemüht. Bei Flüssen dürfen die Nymphen, Najaden, Sirenen nicht fehlen, bei weiteren Naturphänomenen nicht die als tätig vorgestellten Götter oder Halbgötter. Selbst Olearius, dessen Reisebeschreibung sich durch eine sachliche, wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Sprache auszeichnet, verwendet dort, wo er dichtet (er gehörte der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ an), die damals gebräuchlichen Stilmittel.

Innerhalb Flemings Gesamtwerk sind während der Persienreise auf dem Hin- und Rückweg durch Russland etwa 85 deutsche und 100 lateinische Gedichte entstanden.¹⁶ Es finden sich darin Ehrengedichte an den Herzog von Schleswig-Holstein und an die Gesandten, Gelegenheitsgedichte für Reisemitglieder zu besonderen Anlässen, ebensolche für in Russland tätige Landsleute oder gar für schwedische Partner. Daneben stehen aber auch Gedichte, die russische Verhältnisse abbilden. Die Gedichte zeigen naturgemäß ein persönlich gefärbtes Bild, bieten aber doch zugleich auch aufschlussreiche Beschreibungen von Land und Leuten.

In Flemings Gedichten werden allein 14 russische Völkerschaften genannt, weiterhin 15 Gewässernamen, sowohl Flüsse als auch Seen, 16 Ortsnamen und drei Namen von Bergen. Einige dieser Nennungen stellen sogar, da die Fleming'schen Gedichtausgaben früher als die Reisebeschreibung von Olearius erschienen sind, die erstmalige schriftliche Erwähnung überhaupt dar. Dies wird auch von der russischen Geschichtsforschung dankbar anerkannt.¹⁷

Hervorzuheben unter den Russlandgedichten sind etwa 40 Sonette, von denen einige in keiner Anthologie mit Barocklyrik fehlen. Hier andeutungsweise einige ihrer Titel: „An den Fluß Moskau, als er schiede“ / „An die Wolga zu Niesen“ [= Nischnij Nowgorod] / „Über den Zusammenfluß der Wolgen und Kamen“ / „Auf den Kosakenberg“ / „Auf die Trauben über Astrachan“.

Besonders eindrücklich ist das Sonett „Er redet die Stadt Moskau an, als er ihre vergüldeten Türme von fernem sahe“, in dem Fleming die Trefflichkeit der russischen Hauptstadt mit der seiner Geliebten vergleicht, es beginnt:

„Du edle Kaiserin der Städte der Ruthenen,
groß, herrlich, schöne, reich, seh ich auf dich
dorthin, auf dein vergüldtes Haupt, so kömmt
mir in den Sinn

11 L II, S. 173f. Mars = Kriegsgott.

12 L II, 187.

13 Uwe Berger: Das Verhängnis oder Die Liebe des Paul Fleming. Berlin/Weimar 1983.

14 Heinz Entner: Paul Fleming. Leipzig 1989, S. 276ff.

15 L II, S. 472f.

16 Ungerechnet die verschollenen Gedichte.

17 Karlheinz Hengst: Entlehnungen aus Sprachen Rußlands in Paul Flemings deutscher Dichtung. In: Forschungsinformation Pädagogische Hochschule Zwickau, April 1990. S. 21-39. Vgl. auch im selben Heft den Beitrag von Dietmar Schubert: Paul Fleming in Rußland, S. 5-20.

18 L II, S. 524f.

19 Deutsche Übertragung von Carl Kirchner: Ausgewählte lateinische Gedichte von Paul Fleming. Übersetzt und mit einer Einleitung versehen. Halle [o. J.], S. 115.

20 L II, S. 129 und 131.

was Güldners noch als Gold, nach dem ich mich muss sehnen.“¹⁸

Eine besondere Auseinandersetzung mit der russischen Kultur gelingt Fleming in der eingangs erwähnten, von Olearius in die Reisebeschreibung aufgenommenen Elegie „In grooß Neugart der Reußen“ [Neugart = Nowgorod]. Die Gesandtschaftsgruppe hatte ihre Reise am 9. November 1633 in Travemünde mit dem Schiff begonnen und zunächst Riga erreicht. Von dort war Fleming als Leiter eines Vortrupps nach Nowgorod abgeordnet worden, wo er vom 6. März 1634 bis zum 31. Juli ausharren musste. Zunächst war er enttäuscht, vier Tage nach dem Eintreffen schrieb er in einem lateinischen Gedicht an den Gesandtschaftsarzt Hartmann Grahmann:

„Nun sind in Nowgorod wir. Zwar wusste die Sage zu melden, / golden erglänze die Stadt – aber von Holz ist so bloß. / Heftig euer Verzug tagtäglich uns Zögernde peinigt. / Ach, unablässig für euch send ich Gebete zu Gott. / Reist nur und kommt und beschaut euch die Leute, die Orte betrachtet, / die, wer sie einmal sah, gerne für immer verlässt.“¹⁹

Doch bald änderte sich seine Einstellung, da er bei freundlichen Wirtsleuten untergekommen war. Ja, sein Bild vom dortigen Leben wandelte sich derart, dass er sich veranlasst fühlte, es mit Arkadien zu vergleichen, jenem Land, das antike Dichter zur Heimstatt des Goldenen Zeitalters mit zufrieden lebenden Hirten verklärt hatten. Dass Fleming tatsächlich Arkadien vorschwebte, bestätigt sich, indem er den Namensgeber des verklärten Gebietes anführt, Arkas, den Sohn des Zeus und der Nymphe Kallisto; Arkas und Kallisto wurden der Sage nach von Zeus später als die Sternbilder Großer und Kleiner Bär an den Himmel versetzt:

„Es hat mich nicht gereut, dass ich mich her verfüget.

Ich bin wohl kommen an, hier, wo Kallisto steht und Arkas, der mir nun fast auf der Scheitel geht. [...]

Wie kann ich doch vorbei? Ich muss die Leute preisen, die so wie diese sind.“

Und dann findet er viele Worte des Lobes über die bäuerliche Bevölkerung, für ihre Genügsamkeit, Bescheidenheit, praktische Veranlagung, Frömmigkeit, sogar Unabhängigkeit, da noch keine Leibeigenschaft bestand. Seufzend fragt er am Ende:

„Ist hier dasselbe Land,
da Ehr und Redlichkeit von uns sich hingewandt?“²⁰

Fleming liebt es, in seinen Gedichten das Positive hervorzukehren, niemandem Schlechtes nachzusagen, ein friedliches Auskommen zu suchen, über Missliches hinwegzugehen.

Während Olearius in seiner Reisebeschreibung ausführlich die pompösen Empfangszeremonien schildert, über politische Betrügerei berichtet, den üppigen Schmuck der Mächtigen beschreibt, die reichen Gastmähler nennt, auch im Gegensatz dazu die in der armen Bevölkerung verbreitete Trunksucht, Dieberei und das unflätige Benehmen nicht verschweigt, übrigens Tectander ebenso, fällt darüber bei Fleming kaum ein Wort oder er deutet solche Erscheinungen nur behutsam an. So kann es sich Olearius auch nicht versagen, bei der in seiner Reisebeschreibung aufgenommenen Elegie eine Aussage Flemings mit besonders großen Buchstaben hervorzuheben:

„Das übermachte Zechen,
die allzu ofte Kost, das zeitigt uns den Tod.

Man lebe, wie man soll, so hat es keine Not.“

Allenfalls charakterisiert Fleming das russische Leben schmunzelnd, wenn es gilt, zu einer fröhlichen Feier etwas beizusteuern; in einem „Chor der Moßkawischen Nymfen“ heißt es:

„Lange lebe dieser Freund, / dem itzt seine Sonne scheint.

Soviel Tropfen der Neglinen, / soviel durch ganz Reußland Bienen,



Nowgorod. Stich aus der Reisebeschreibung des Adam Olearius, 1656



- 21 L II, S. 134. Die Neglinna-ja, volkstümlich Neglinka, ist ein Fluss in Moskau, seit 1819 unterirdisch geführt.
 22 L II, S. 194.
 23 L II, S. 196.
 24 L II, S. 204.
 25 L I, S. 431 und Kirchner (wie Anm. 19). S. 186.
 26 „Durch Eintracht wächst das Kleine, durch Zwietracht zerfällt das Größte.“ Sallust in „De Bello Jugurthino“.
 27 L II, S. 235.
 28 Die so beginnende geistliche Ode Flemings (L II, S. 236-238) ist seit 1655 bis in die Gegenwart in zahlreichen Kirchengesangbüchern zu finden und wurde auch in die englische, estnische, französische, hebräische, holländische, japanische, litauische, norwegische und russische Sprache übersetzt.

Ausschnitt aus einer Karte des Wolgagebiets. Beilage der Reisebeschreibung des Adam Olearius, 1656

soviel Schritte Moskau weit, / soviel Glocken man da läut',
 soviel man in Jahres Frist / Lauch und Wein da trinkt und isst [...]
 soviel hundert tausend Freuden / ohne das geringste Leiden
 müsse der allzeit empfinden, / dem wir diese Blumen binden.²¹

Die sich im Laufe der Reise immer mehr verstärkenden Strapazen und aufgeheizten Situationen, der Tod von Reisegefährten durch Krankheit, Unfall, Kampf und Selbstmord ließen Fleming und seine Freunde immer tiefer über Sinn und Wert des Unternehmens, auch ihres ganzen Lebens nachdenken. Bisher sicher Geglaubtes wurde fraglich, im Gebetsringen wurde nach Antworten gesucht, wo Schuld war und was Bestand haben kann.

Als die Reisegesellschaft nach dem Persienaufenthalt wieder russisches Gebiet betreten hatte, atmete Fleming auf:

„Ihr Heiden, gute Nacht! Erkennt einst, wer ihr seid!

Wir setzen nun den Fuß in unsre Christenheit.“²²

Wieder in Astrachan am Anfang des September 1638 angekommen, blickte Fleming auf den ganzen Weg zurück in zwei Elegien: eine an den Herzog Friedrich III., eine zweite an den befreundeten Gesandtschaftsarzt Hartmann Gramann, letztere 462 Verszeilen lang.

Fleming ahnte, dass er wohl nicht mehr lange zu leben habe. Er dachte zurück an den Beginn seines Wirkens in Leipzig und an die ganze gemeinsame Reisezeit und fasste zusammen:

„Ich habe satt gelebt, wirst du mir nur versichern,
 mein Bruder, diese Gunst zu tun an meinen Büchern:

sie führen an den Ort, da mein und ihre Zierden Kranz der Ewigkeit auch auf wird setzen dir.“

Denn von diesen Büchern und Schriften kann er sagen:

„Dies ist mein Ebenbild. Was, Bild?

Mein ganzes Wesen,
 das du zwar hier noch siehst, dort weit wirst besser lesen.“²³

Tatsächlich zieht sich durch Flemings Schaffen ein Grundklang, der für seine Wesensart bezeichnend war: Beharrlichkeit, Ehrerbietung, Friedfertigkeit. Sein Vorsatz war:

„Ich will mit Gütigem die Bösen überwinden.“²⁴

In einem lateinischen Gedicht von ihm heißt es:

„Vor allem gerecht, böse keinem, nur gut will ich sterben.“²⁵ Was er bei Sallust gehört hatte:

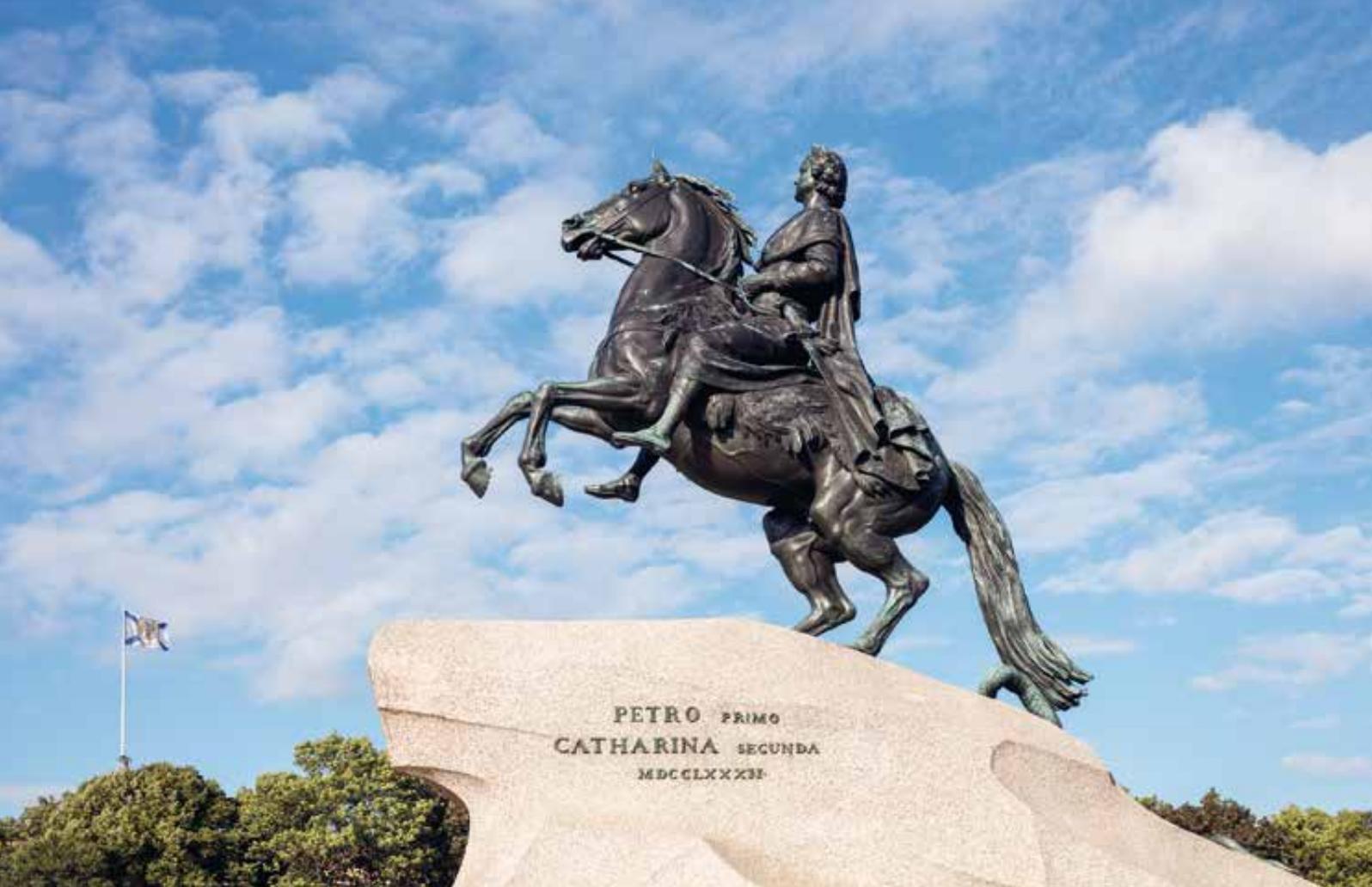
„Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur“,²⁶ wozu die Bibel ihn ermahnt hat: „Suche Frieden und jage ihm nach“ (Psalm 34,15), hat er von Jugend auf umzusetzen und weiterzuvermitteln versucht:

„Denket, dass der Friede nährt, denket, dass der Krieg verzehrt.“²⁷

Mit einer solchen Mahnung ist er auch noch für unsere Zeit aktuell. Sie ist als Inschrift auf dem Denkmal des Dichters in Hartenstein zu finden, ebenso wie sein Vorsatz, mit dem er sein Wissen um eine letzte Verantwortlichkeit für alles Planen und Schaffen bekundet: „In allen meinen Taten lass ich den Höchsten raten.“²⁸

Autor

Erhard Franke
 Vorsitzender des
 Paul-Fleming-Vereins
 Hartenstein



Peter der Große in Sachsen

Michael Schippan

Denkmal für Peter den Großen
in St. Petersburg, 1782 von
Étienne-Maurice Falconet
© Andrew Shiva / Wikipedia /
CC BY-SA 4.0

Die historische Gestalt Zar Peters des Großen

Vor allem die Oper „Zar und Zimmermann“ (1837) des Leipziger Komponisten Albert Lortzing (1801–1851) machte Zar Peter I. (1672–1725)¹ in unserem Land zu einer populären Gestalt. Dieser Herrscher, der das größte euro-asiatische Land der Welt regierte, trat seinen russischen Untertanen sowie dem staunenden europäischen Publikum auf seinen Auslandsreisen, so auch in Sachsen, in zweierlei Gestalt gegenüber. Er war zum einen der Selbstherrscher von Groß-, Klein- und Weißrussland, der alle diplomatischen Ehrungen für einen Monarchen einforderte. Zum anderen verwandelte er sich nach kurzer Zeit in die Gestalt eines einfachen Schiffszimmermannes, wie er uns aus Lortzings Oper bekannt ist, die eines Matrosen oder eines Bombardiers im Preobraschenski-Garderegiment. Peter spielte diese Rollen nicht nur, sondern ging zeitweise vollständig in ihnen auf. Der Zar wollte mit besonderem Eifer aller Welt zeigen, wie er den Dienst an seinem Staat verstand. Er diente sich im Militär hoch von den niederen

Rängen bis zum General und in der Flotte bis zum Admiral, zeigte sich im Ausland häufig in einfacher Uniform oder gar in bürgerlicher Kleidung. Dieser als „groß“ titulierte und mit mehr als zwei Metern Körpergröße hochgewachsene Herrscher ist als Symbol für Russlands Aufstieg bis heute die populärste Figur in der Geschichte des Landes geblieben. In der staatlich gelenkten Geschichtspolitik der heutigen Russischen Föderation wird seine Gestalt besonders herausgehoben, weil in seiner Regierungszeit Russland zum Imperium wurde, als kraftvoller europäischer Machtfaktor in Erscheinung zu treten begann und sein Territorium durch Eroberungen um die zuvor schwedischen Ostseeprovinzen erweitert wurde. Russland wurde in seiner Herrschaftszeit noch mehr zum „Militärstaat“ umgestaltet, als das in dem seit 1713 von König Friedrich Wilhelm I. (1688–1740) regierten Preußen der Fall war, weil es im Zarenreich kein juristisch ausgebildetes Berufsbeamtenamt gab und auch in jenen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens und der Verwaltung aktive oder gediente Offiziere in Erscheinung traten, die in Westeuropa schon

- 1 Die bisher gründlichste deutschsprachige Biographie: Reinhard Wittram: Peter I. Czar und Kaiser, 2 Bde. Göttingen 1964; Erich Donnert: Peter der Große. Leipzig 1988.
- 2 Mario Titze: Das barocke Schneeberg. Kunst und städtische Kultur des 17. und 18. Jahrhunderts in Sachsen. Dresden 2002.



längst zum Zivilbereich zählten. Beim Aufbau einer regulären Armee und einer Kriegsflotte traten persönliche Neigungen des Zaren hervor, wie die den meisten Russen fremde Liebe zum Schiffswesen, die eigene kriegerische Betätigung als einfacher Soldat, die Befähigung zu mancherlei Handwerken sowie das Interesse für mechanische Künste und Manufakturen.

Die personelle Alternative zu Peter stellte sein Sohn, der Thronfolger Alexej Petrowitsch (1690–1718) dar, der sich 1710 in Dresden aufhielt, um sich als Kavalier heranzubilden, und in Schneeberg² den Bergbau zu studieren hatte. Jedoch verspürte der Zarewitsch keinerlei Neigung zum Kriegsdienst, sondern las lieber in religiösen Büchern, wie der „Unpartheyischen Kirchen- und Ketzerhistorie“ des Gottfried Arnold aus Annaberg, und lehnte den Bau der neuen Hauptstadt St. Petersburg in den Sümpfen der Newa-Mündung ab. 1718 wurde Alexej von einem durch Peter eingesetzten Gericht wegen Desertion zum Tode verurteilt und starb vor der Vollstreckung in der Peter-Pauls-Festung der neuen Metropole.³

1698: Auf der Rückreise mit der Großen Gesandtschaft in Leipzig, Dresden und auf der Festung Königstein

Sachsen erweckte die Aufmerksamkeit des nach dem Tod seines Bruders Iwan V. (1666–1696) allein regierenden Selbstherrschers Peter Alexejewitsch vor allem, als der seit 1694 regierende sächsische Kurfürst Friedrich August I. (1670–1733) im Jahr 1697 zum König von Polen gewählt werden sollte.⁴ Mit russischer militärischer Unterstützung gelangte der Wettiner als König August II. auf den

Thron der Rzeczpospolita Polska, des polnisch-litauischen Wahlkönigtums. Von nun an mischte sich das Zarenreich beständig in dessen innere Belange ein, bis Polen 1795 schließlich nach der Dritten Teilung vorläufig von der Landkarte Europas verschwinden sollte. August der Starke wusste sehr wohl, wem er die polnische Krone entscheidend zu verdanken hatte, wenn er auch immer wieder versuchte, sich aus der Umarmung seines Freundes Peter I. zu befreien, mit dem er 1698 im polnischen Rawa ein Bündnis schloss und dabei seine Körperkräfte und Trinkfestigkeit maß.⁵

1697 trat Peter I. mit einem aus etwa 250 Personen bestehenden Gefolge die Reise der „Großen Gesandtschaft“ an, die ihn durch deutsche Territorien in die Niederlande, nach England und nach Wien, die Metropole der Habsburger Monarchie, führen sollte.⁶ Der 25-jährige Zar Peter war in der offiziellen Rangordnung der Gesandtschaft lediglich als „Zehnerschaftsführer“ (desjatnik) der 35 „Volontäre“ aufgeführt, die zum Studium des Schiffbaus und anderer Handwerke ins Ausland entsandt wurden. Der aus Leipzig stammende und an Russland als Verbindungsglied zwischen Europa und China besonders interessierte Philosoph und Gelehrte Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) fuhr dem Monarchen bis Minden in Westfalen entgegen, verfehlte ihn jedoch. Im holländischen Saardam, wo der Zar inkognito als Schiffszimmermann in Erscheinung trat, entstand die Vorlage für Albert Lortzings Oper. Nachdem zuvor für den Zaren der Kampf gegen das Osmanische Reich im Vordergrund gestanden hatte und die türkische Festung Asow 1696 von russischen Truppen mit habsburgischer und kurbrandenburgischer militärischer Unterstützung eingenommen worden war, konnten der Zar und seine Diplomaten nun in Holland aus der Nähe beobachten, wie sich die europäischen Mächte auf die Erbfolge in Spanien konzentrierten, um die 1701 ein Erbfolgekrieg zwischen Frankreich und einer Koalition entbrennen sollte.

Auf der Rückreise aus den Niederlanden beeilte sich Peter I. in besonderem Maße. Er teilte sein kleines Gefolge von der „Großen Gesandtschaft“ mit ihrem schwerfälligen Tross ab, um schneller an sein Ziel zu gelangen. Der Zar hatte während



Peter der Große, Kupferstich von Christian Albrecht Wortmann nach Gottfried Danhauer, 1714

- 3 Ewgeni Anisimow: Peter Perwyj: Blago ili slo dlja Rossii? [Peter der Erste: Ein Segen oder ein Fluch für Russland?]. Moskwa/St. Peterburg 2017.
- 4 Klaus Zernack: Polen und Russland. Zwei Wege in der europäischen Geschichte. Berlin 1994; Jutta Bäumel: Auf dem Weg zum Thron. Die Krönungsreise Augusts des Starken. Dresden 1997.
- 5 Agatha Kobuch: Sachsen-Polen und Rußland im Großen Nordischen Krieg. Aspekte der Zusammenarbeit zwischen König August II. von Polen und Zar Peter I. von Rußland. In: Erich Donnert (Hrsg.): Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt. Bd. 3: Aufbruch zur Moderne. Weimar/Köln/Wien 1997, S. 499-530; Dirk Syndram: Peter und August – eine „Entente cordiale“ zwischen Rußland und Sachsen. In: Dresdner Hefte Jg. 21 (2003), Heft 74: Rußland und Sachsen in der Geschichte, S. 4-12.
- 6 Wolfgang Griep/Frauke Krahe: Peter der Große in Westeuropa: Die Große Gesandtschaft 1697-1698. Bremen 1991; Eckhart Hübner: Peter der Große. Auch Deutschland lag im Westen. In: Dagmar Herrmann unter Mitarbeit von Karl-Heinz Korn (Hrsg.): Deutsche und Deutschland aus russischer Sicht. 18. Jahrhundert: Aufklärung. München 1992; Dmitri Gusewitsch/Irina Gusewitsch: Pjerwoje Ewropejskoje puteschestwije zarja Petra. Analititscheskaja bibliografija sa tri stoletija 1697-2006 [Die erste Europäische Reise des Zaren Peter. Analytische Bibliographie für drei Jahrzehnte 1697-2006]. St. Peterburg 2006; Stefan Luckscheiter: Die erste Europa-Reise Peters des Großen im Spiegel des Leibniz-Nachlasses (1697-1698). Mit Quellenmaterial und einem Anhang. Hannover 2012.

Hut Peters des Großen aus der Dresdner Rüstkammer, 1945 als „Beutekunst“ nach Russland transportiert und nicht zurückgegeben, Foto von Richard Adrich, vor 1945

© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

Das Fürstenhaus neben der
Universitätskirche St. Pauli
in Leipzig, Stich von Gabriel
Bodenehr, 1710



- 7 Siegfried Moltke: Als Peter der Große in Leipzig war. In: Leipziger Beobachter 13 (1936/37), S. 360.
- 8 Wolfgang Hocqué: Vom fränkischen Bauernhaus zum barocken Stadtpalast. Die großen Jahrhunderte des Leipziger Kaufmannshauses. In: Ernst Ullmann (Hrsg.): „... die ganze Welt im kleinen...“ Kunst und Kunstgeschichte in Leipzig. Leipzig 1989, S. 79-91, hier S. 83.
- 9 Das Standardwerk: Karl von Weber: Die Besuche Peter des Großen in Dresden. In: Archiv für die Sächsische Geschichte 11 (1873), S. 337-350. Vgl. auch Alexander Brückner: Die Reise Peters des Großen in's Ausland. 1697 und 1698. In: Russische Revue. Monatschrift für die Kunde Rußlands 14 (1879), S. 193-246.
- 10 Désirée Baur/Peter Plafmeyer: Physikalische Apparate und mechanische Spielereien. Peters I. Besuche in Dresden, in der kurfürstlichen Kunstkammer und in den Werkstätten. In: Brigitte Buberl/Michael Dückershoff (Hrsg.): Palast des Wissens. Die Kunst- und Wunderkammer Zar Peters des Großen. Bd. 2: Beiträge. München 2003, S. 105-115; Mathias Ullmann: Sächsische Einflüsse bei der Gründung der Petersburger Kunstkamera – sächsische naturwissenschaftliche und technische Instrumente in St. Petersburg. In: Volker Billig u. a. (Hrsg.): Bilder-Wechsel: Sächsisch-Russischer Kulturtransfer im Zeitalter der Aufklärung. Dresden 2009, S. 69-82.
- 11 Balthasar Friedrich Buchhäuser: Die Chur-Sächsische Vestung Königstein. [o. O.] 1692.
- 12 Klaus Zernack: Der große Nordische Krieg. In: Handbuch der Geschichte Rußlands. Bd. 2: 1613–1856. Vom Randstaat zur Hegemonialmacht. Stuttgart 1986, S. 246-286.
- 13 Arno Günther: Sachsen und die Gefahr einer schwedischen Invasion 1706. Diss. Leipzig 1901.

dieser Reise die Nachricht vom Aufstand der Strelitzen, einer sich gegen seine Umgestaltungen auflehrenden altrussischen Truppe, in gefährlicher Nähe zur alten Hauptstadt Moskau erhalten, die bereits mehrere Anschläge auf Peters Leben verübt hatten. In der zweiten Maihälfte 1698 näherte man sich Kursachsen durch Gebiete, die heute zu den Bundesländern Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen und Sachsen-Anhalt gehören. Am 28. Mai war Halberstadt im seit 1648 brandenburgischen Fürstbistum Halberstadt erreicht. Bei Alsleben (Herzogtum Magdeburg) wurde die Saale überquert, am nächsten Morgen war man in Könnern. Über Halle und Merseburg fuhren Peter und sein Gefolge nach Leipzig.

Nur spärlich sind die Nachrichten über diesen ersten Aufenthalt Peters I. in der Messe- und Handelsstadt.⁷ Von einem Besuch der Universität ist nichts überliefert, während sich die Kunde davon verbreitete, dass der Zar die Kanonen von den Wällen der Pleißenburg abfeuern ließ. Das prächtigste Renaissancebürgerhaus im Stadtzentrum, in dem der Zar untergebracht wurde, war das so genannte dreigeschossige „Fürstenhaus“ in der Grimmaischen Straße, das sich der Ratsherr Dr. Georg Roth nach Entwurf des Steinmetzen Paul Wiedemann hatte erbauen lassen. Im Dezember 1943 wurde es Opfer englischer Luftangriffe.⁸

Am 31. Mai erfolgte abends die Abfahrt aus Leipzig. Nachts wurde die Mulde überquert. Über Wurzen, Oschatz und Meißen gelangte der Zar, ohne in diesen Städten halt zu machen, in die Residenz Dresden.⁹ Der sächsische Gesandte im Haag, Christoph Bose der Jüngere, hatte am 14./24. Mai 1698 dem Statthalter Anton Egon Fürst von Fürstenberg (1656–1716) in Dresden als Vertreter seines in Polen weilenden königlichen Herrn mitgeteilt, der Zar wünsche während seiner Durchreise durch Kursachsen sein Inkognito strikt zu wahren. Der

russische Herrscher besichtigte nachts um ein Uhr in der Kunstkammer die mathematischen Instrumente und Handwerksgeräte¹⁰ und die Rüstkammer. Er wurde von der früheren Kurfürstin von Sachsen, Anna Sophia aus dem Hause Dänemark (1647–1717), der Witwe von Kurfürst Johann Georgs III. (1647–1691), freundlich empfangen. Fürstenberg, der darauf zwei Monate krank war, und die anderen Verantwortlichen waren jedoch froh, als der Zar am 4. Juni direkt von einem Ball wieder in einer Karosse abreiste, in der ein Bett eingebaut worden war. Seine ständige Unruhe und das Inkognito des als unberechenbar geltenden Herrschers hatten an ihren Nerven gezerrt.

In der Nacht durchquerte man das direkt an der Elbe gelegene Pirna. Da der Festung Königstein als nächstem Ziel der Reisenden zu jener Zeit noch eine große Bedeutung als Grenzfestung beigemessen wurde, bedeutete es ein Entgegenkommen von kursächsischer Seite, wenn man dem Zaren gestattete, alles genau in Augenschein zu nehmen. Wie überliefert ist, maß Peter I. mit einem langen Faden die Tiefe des zwischen 1566 und 1569 durch Abteufung entstandenen Brunnens, der heute mit 152,5 Metern der tiefste seiner Art in Sachsen ist.¹¹ Am Abend des 5. Juni wurde in dem zur Sächsischen Schweiz zählenden Waldhufendorf Langenhennersdorf das Abendessen eingenommen und übernachtet. Zar Peter eilte weiter durch Böhmen und Mähren an den Kaiserhof nach Wien. Der Aufstand der Strelitzen war zwar schon vor seiner Ankunft in Moskau niedergeschlagen worden. Doch sollte der Zar nun persönlich die Folterung und Hinrichtung tausender Aufständischer beaufsichtigen.

1706: Russische Hilfstruppen in Kursachsen

Im europäischen Norden war 1697 mit Karl XII. (1682–1718) ein junger Herrscher an die Macht

gelangt, den Peter I., August II. von Sachsen-Polen sowie der Dänenkönig Friedrich IV. (1671–1730) jedoch für zu schwach hielten, sich einem Einfall der Armeen dieser Koalitionäre in die schwedischen Ostseeprovinzen zu widersetzen.¹² Das war eine verhängnisvolle Fehleinschätzung. Der schwedische König, ein energischer Draufgänger, schlug nacheinander die Dänen und Sachsen, schließlich auch die Russen im Dezember 1700 vor der Festung Narwa. Während der Zar nach dieser verheerenden Niederlage ein stehendes Heer aufbaute und dabei auch auf die Hilfe ausländischer Offiziere, wie des Generals Nikolaus Ludwig von Hallart (1659–1727) zurückgriff, der zuvor in sächsischen Diensten gestanden hatte, verfolgte der siegestrunke Schwedenkönig die Truppen des mehrfach geschlagenen Königs August von Polen bis nach Kursachsen. Mit dem im September 1706 in Altranstädt bei Leipzig, wo die schwedische Armee monatelang lagerte, abgeschlossenen Friedensabkommen wurde August II. zur Aufgabe der Krone Polens gezwungen.

Es ist nur wenig bekannt, dass 1706 zum ersten Mal in der Geschichte Sachsens ein russisches Hilfskorps von 1.400 Mann, das dem General Johann Matthias von der Schulenburg unterstellt war, auf der Flucht vor den Schweden kursächsische Territorien Thüringens durchzog, bei Eckartsberga und Ilmenau Rückzugsgefechte bestand und durch die Rhön und Franken eilend, schließlich rettendes kaiserliches Gebiet erreichte.¹³ Nach dem entscheidenden Sieg Peters I. über den Schwedenkönig in der von Alexander Puschkin in einem Poem besungenen Schlacht bei Poltawa am 27./28./8. Juli 1709 (gemäß der unterschiedlichen Zeitrechnung in Mitteleuropa, Russland und Schweden) wendete sich jedoch

auch das Blatt für den gedemütigten August den Starken. Er wurde abermals mit russischer Unterstützung König von Polen.¹⁴

1711: Zar Peter reist zur ersten Kur nach Karlsbad

Im Sommer 1711 hatte Peter I. im Krieg mit dem Osmanischen Reich, der von dem in die Türkei geflüchteten Schwedenkönig Karl XII. angestiftet wurde, am Pruth in der Moldau eine empfindliche Niederlage erlitten. Er konnte seine Person und seine Armee nur mit Mühe retten. Russische und sächsische Truppen marschierten im September in Schwedisch-Pommern ein, um diese Provinz den Schweden zu entreißen. Die anstrengenden Feldzüge und die andauernden Trinkgelage hatten allerdings die Gesundheit des russischen Herrschers untergraben. Seine Leibärzte rieten zu einer Trinkkur. Das im Königreich Böhmen gelegene Karlsbad (Karlovy Vary) wurde im Herbst 1711 auch deshalb für die Kur ausgewählt, weil Zar Peter auf dem Gebiet des verbündeten Königs von Sachsen-Polen, das auf seiner Marschroute lag, seinen Sohn Alexej mit der Prinzessin Charlotte Christine Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel (1694–1715) verheiraten wollte.¹⁵

Über die zu jener Zeit kursächsische Stadt Guben, wo er den Rathausturm bestieg, um sich das dortige Uhrwerk anzuschauen, reiste Peter am 9. September zum zweiten Male in die Elbmetropole Dresden.¹⁶ Er bezog dort das Hotel „Zum Goldenen Ring“ am Altmarkt 15, den vornehmsten Dresdner Gasthof, der bis 1737 bestehen sollte¹⁷, und bekam dort den von ihm geliebten Tokajer Wein ausgeschenkt. Der Oberfalkenmeister Graf Fried-

14 Agatha Kobuch: Das Verhältnis zwischen Polen und Rußland während des großen Nordischen Krieges im Spiegel der Zusammenkunft Augusts II. und Peters I. in Jaroslaw (2. bis 9. Juni 1711). In: Sachsen und Polen zwischen 1697 und 1765. Beiträge der wissenschaftlichen Konferenz vom 26. bis 28. Juni 1997 in Dresden. Dresden 1998, S. 106–118.

15 Nikolai Petruchinzew/Claus Scharf: Dynastische Beziehungen und das Thronfolgeproblem in Russland. In: Horst Möller/Claus Scharf/Wassili Dudarew/Maja Lawrinowitsch (Hrsg.): Deutschland – Russland. Bd. 1. Das 18. Jahrhundert. Berlin/Boston 2018, S. 125–138.

16 SLUB Dresden, Handschriftenabteilung: Nachricht von Sr. Czaarischen Majestät hohen Anknufft in der Königl. und Churfürstl. Residentz-Stadt und Haupt=Festung Dreßden [...] Dresden 1711; Kern Dresdnischer Merckwürdigkeiten auf die ersten 29 Jahre des 18ten Seculi. Dresden 1732, S. 44 f.

17 Andrea Dietrich: Reisen nach Dresden im 18. Jahrhundert. In: August der Starke und seine Zeit. Beiträge des Kolloquiums vom 16./17. September 1994 auf der Festung Königstein. Dresden 1995, S. 112.

18 Karl von Weber: Friedrich, Graf Vitzthum von Eckstädt † 1726. In: Aus vier Jahrhunderten. N.F. 1. Leipzig 1861, S. 215–246.

19 Gisela Haase: Johann Friedrich Böttger und die Glashütte zu Dresden. In: Johann Friedrich Böttger zum 300. Geburtstag. Dresden 1982, S. 219–226, hier S. 225.

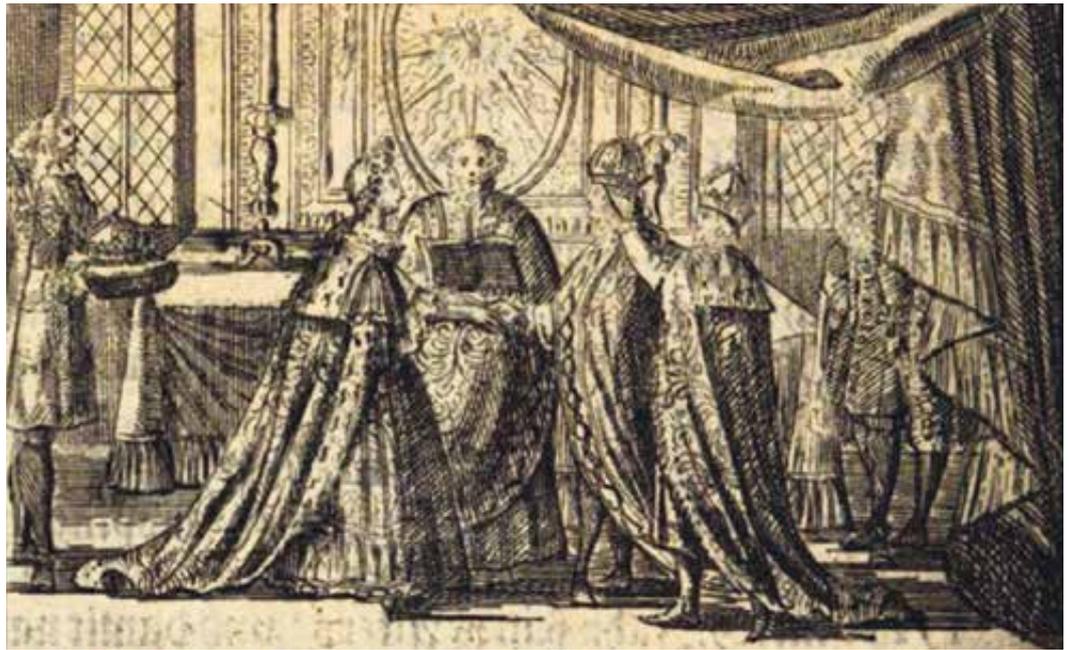
20 Hans Frommhold: Spiegelschleife, Pulvermühle und Kanonenbohrwerk. 3 churfürstliche Industrieanlagen an der Weißeritz in Dresden. Diss. Dresden 1929; Haase 1982 (wie Anm. 19), S. 219–226.

Dresden, Altmarkt, um 1880, links das ehemalige Hotel „Zum Goldenen Ring“, damals „Hotel de l'Europe“

© SLUB, Deutsche Fotothek, Fotoatelier Rudolph Tamme



Vermählung der Prinzessin Charlotte Christine Sophia von Braunschweig-Wolfenbüttel mit Zarewitsch Alexej am 25. Oktober 1711 im Schloss Hartenfels in Torgau
aus: Andreas Lazarus von Imhof: Neu-eröffneter Historischer Bilder-Saal. Bd. 7, 2. Auflage, Nürnberg 1719, S. 768



- 21 Extrakt schreiben aus Freyberg, vom 23. Sept. 1711. In: Kern Dresdnischer Merckwürdigkeiten auf die ersten 29 Jahre des 18ten Seculi. Dresden 1732, S. 44 f. Vgl. Czaar Peter der Große, in Freyberg am 22. Sept. 1711. In: Freyberger gemeinnützige Nachrichten für das Chursächsische Erzgebirge 2. (9. Januar 1806), S. 9 f.; 4. (23. Januar 1806), S. 25-27; 5. (30. Januar 1806) S. 34 f.; Knut Neumann: Freiburger Berg- und Hüttenparade. Freiberg 1985; Ronald Unger: Peter der Große und der Streik der Bergleute. In: Erzgebirgische Heimatblätter (1986) 3, S. 65-70; Friedrich Naumann: Sächsische Bergbaukunst auf dem Weg nach Russland. In: Acamonta – Sonderbeilage. Extrablatt der Zeitschrift für Förderer und Freunde der TU Bergakademie Freiberg 25 (2018). Freiberg 2018.
- 22 Hanns-Heinz Kasper: Von der Saigerhütte zum Kupferhammer Grünthal 1537-1873. Aus der 450-jährigen Geschichte eines metallurgischen Betriebes in Olbernhau-Grünthal. Olbernhau 1994; Joachim Voigtmann: Saigerhütte Olbernhau, Grünthal und Technisches Museum Kupferhammer. Chemnitz 2004.
- 23 David Fassmann: Gespräche im Reiche derer Todten. Drey und achtzigste Entrevüe zwischen Dem vortreflichen Moscovitischen Czaar Petro Magni und dem grossen Tyrannen Ivan Basilowiz II. Ebenfalls einem Czaaren von Moskau. Leipzig 1725, S. 159 f.
- 24 Zitiert in: Otto Richter: Altmarkt Nr. 15 (Goldener Ring). In: Dresdner Geschichtsblätter Nr. 1. Dresden 1892, S. 4.
- 25 Paul Jacob Marperger: Gärtneriana, oder Des weyl. Weiterberühmten und Kunst-Erfahrenen Königl. Pohl-nischen und Chur-Sächsi-schen Modell-Meisters und Hoff-Mechanici, Hern An-

rich Vitzthum von Eckstädt (1675–1726) begleitete den russischen Herrscher, der ihn bereits in Moskau als sächsischen Gesandten und Trinkkumpan kennengelernt hatte.¹⁸ Der Zar besichtigte die nach einem Brand 1701 wieder im Bau befindlichen Schlossanlagen, die Festungswerke und den Großen Garten. In der Papiermühle im Tal der Weißeritz soll Peter einige Bögen Papier geschöpft haben. In Dresden warb er den Papiermacher Pfeiffer ab, der 1712 die Papiermühle in Moskau aufgebaut haben soll. Die von 1708 bis 1715 an Julius Heinrich Meyer verpachtete Glashütte¹⁹, die Spiegelschleife, die Pulvermühle und das Kanonenbohrwerk erregten die Bewunderung des Herrschers.²⁰ Die wegen des Herstellungsgeheimnisses besonders gesicherte Meißeener Porzellanmanufaktur besichtigte der Zar hingegen nicht, obwohl Johann Friedrich Böttger (1682–1719) bereits entsprechende Vorbereitungen für einen eventuellen Besuch getroffen hatte. Peter lernte in Dresden kunstfertige Leute kennen, wie den Hofuhrmacher Fichtner und den Bernsteinrechner Krüger. In Freiberg hatten auf der Weiterreise am 22. September 1711 zu Ehren des Zaren „2000 Bergleute und etliche 100 Mann Schmelzer mit ihren beyderseits Fahnen, Berg- und Schmelzhabit, gewöhnlichen Insignien, auch Ober- und Unterofficierer mit unterschiedlicher Art Musiquen aufgeführt und auf die Gassen, wo Sie durchfuhren, rangirt. Sobald Sr. Groß-Czaarische Majestät im Schloße ankamen, wurde sogleich Tafel gehalten und ein paar Stunden darauf die Bergleute samt der Schmelzerknappschaft, mit brennenden Grubenlichtern, wieder auf und in den Schloßhof geführt, allwo sie mit einer herrlichen Nachtmusik, die bis nach 10 Uhr gedauert, ihre Schuldigkeit abgestattet, wobey denn auch eine Arie abgesungen wurde.“²¹ In seiner Leidenschaft, alles selbst in Augenschein nehmen

zu wollen, besichtigte der Zar die Bergwerke von Niederschöna und Halsbrücke, fuhr selbst in die Grube ein und gewann eigenhändig Erz mit Schlegel und Eisen. Am Schloss Augustusburg vorbei, durch Zschopau, wo der Zar im Gasthof „Zum weißen Rößgen“ abstieg und das Wirken der Strumpfstricker beobachtete, durch Zöblitz mit seinen Serpentinsteinsbrüchen und Olbernhau-Grünthal ging die Reise, wo der Herrscher, der die Kupfergewinnung und -verarbeitung im Ural und in der Umgebung von Olonez in Karelien intensiviert hatte, die Funktionsweise des Hammerwerks in der Kupfersaigerhütte genau ergründen wollte.²² Aus Oberwiesenthal stammte der spätere Journalist David Fassmann (1683–1744), der in seinen „Gesprächen im Reiche derer Todten“ das deutsche Lesepublikum zugleich unterhalten und belehren wollte, indem er etwa in einer „Entrevue“ Peter den Großen mit Zar Iwan IV. (1530–1584) zusammentreffen ließ und hierbei eine Abgrenzung der zarischen Selbstherrschaft von der Despotie und Tyrannei vornahm. Fassmann schilderte in diesem Gespräch lebendig seine erste Begegnung mit dem Zaren in Oberwiesenthal.²³

1711: Zweiter Aufenthalt in Dresden

Am 3. Oktober 1711 reiste Peter von Karlsbad über Schlackenwerth (Ostrov nad Ohři), wie auf der Herreise über Zschopau und Freiberg nach Dresden zurück, wo er vom 7. bis 10. Oktober verweilte. Auch bei seinem zweiten Aufenthalt in Dresden 1711 stieg Peter I. wieder im „Goldenen Ring“ ab. Der Oberhofmarschall August Ferdinand von Pflugk (1662–1712), Träger des russischen St. Andreas-Ordens, bemerkte, dass der Zar einige Betttücher mitnahm und begonnen habe, „die grüntaffelten Fenstervorhänge, die zur Aus-

stattung der Gasthofszimmer vom Hofe geliefert worden waren, eigenhändig einzupacken“. Ein Stubenheizer sei „dieser eigentümlichen Bethätigung seines Spartriebes entgegengetreten“²⁴ und habe den Zaren veranlasst, die Vorhänge wieder herauszugeben.

Peter lernte den als „sächsischen Archimedes“ bezeichneten Modellbaumeister Andreas Gärtner (1654–1727)²⁵ kennen. Der Zar ließ Modelle des von Gärtner entworfenen Dinglingerschen Hauses als eines „Wunderbaues“ sowie eines Windanzeigers nach St. Petersburg bringen. Auch ein

Tschirnhaus'scher Brennspiegel wurde erworben, mit dem Versuche zur Porzellanherstellung vorgenommen worden waren.²⁶

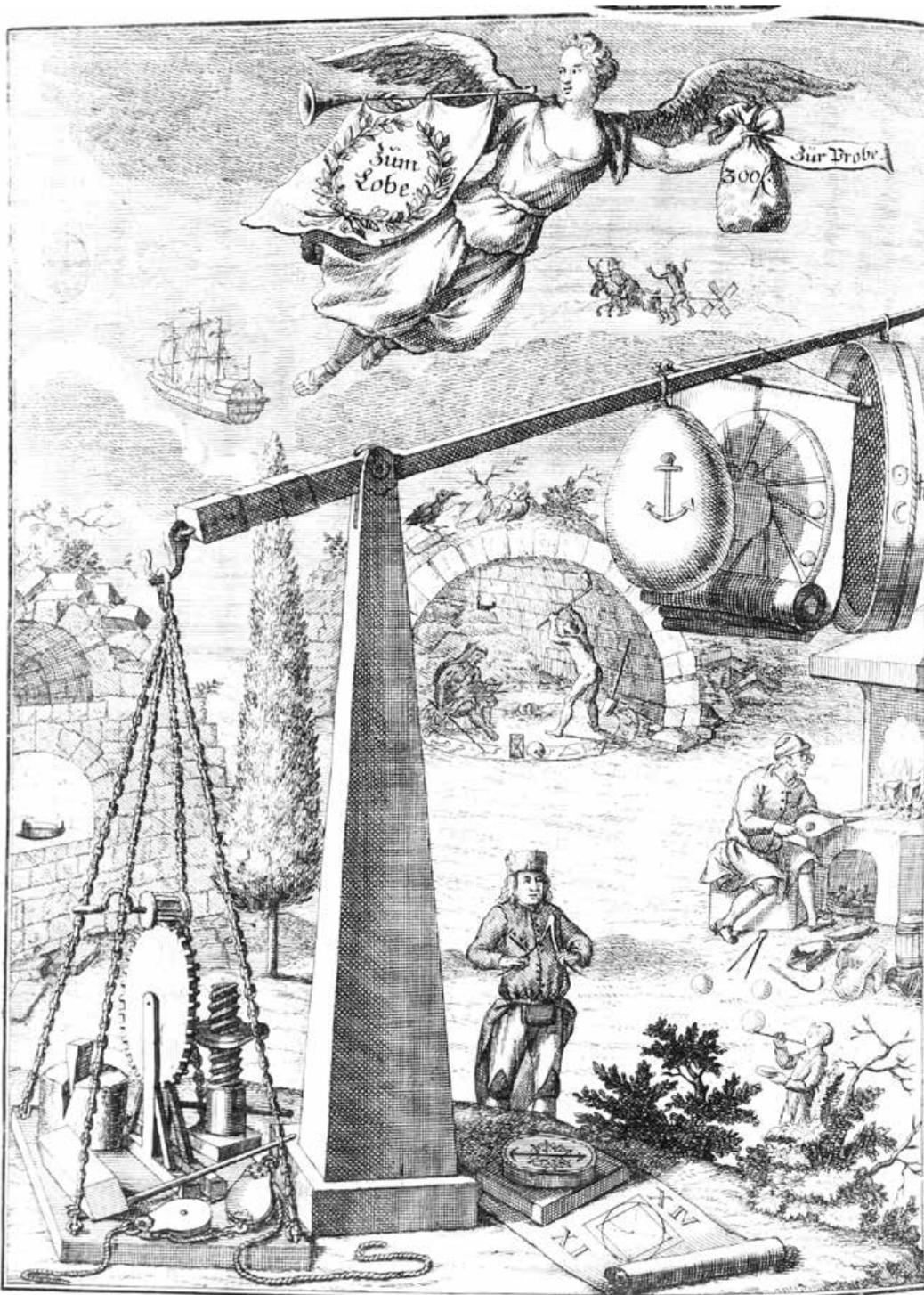
Auf der Elbe fuhr der Zar mit dem Schiff nach Torgau, wo am Hofe der Königin von Polen das Beilager des Thronfolgers Alexej und der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel in Anwesenheit eines russischen und eines evangelischen Geistlichen stattfand.²⁷ In diesen Tagen kam es auch zu einer ersten Begegnung zwischen dem Zaren und Gottfried Wilhelm Leibniz.²⁸ „Es hätte auch ein so großer

dreä Gärtners Leben, und Verfertigte Kunst-Wercke. Dresden 1727. Vgl. Martin Gebhardt: Andreas Gärtner und sein hölzerner Brenn- und Kurier-Doppelspiegel im Fürstlichen Naturalienkabinett zu Waldenburg i. Sa. Ein Beitrag zur Geschichte der parabolischen Brennspiegel. Waldenburg 1937; Rolf Sonnemann: Der sächsische Hofmechanikus Andreas Gärtner (1654–1727) und die „Gärtneriana“. In: Wissenschafts- und Universitätsgeschichte in Sachsen im 18. und 19. Jahrhundert. Nationale und internationale Wechselwirkung und Ausstrahlung. Beiträge des internationalen Kolloquiums zum 575. Jahr der Universitätsgründung am 26. und 27. November 1984 in Leipzig. Berlin 1987, S.163–166.

26 V. L. Čenakal: Brenngläser und Brennspiegel von Tschirnhaus im 18. Jahrhundert in Rußland. In: Eduard Winter (Hrsg.): Tschirnhaus und die Frühaufklärung in Mittel- und Osteuropa. Berlin 1960, S. 285–307.

27 Sehr curiose und denckwürdige Nachricht von den Solennitäten, Ceremonien und andern notablen Sachen, so bey dem Czarowitzischen Beylager. [...] zu Torgau in Chur-Sächsischen Landen jungsthin sich begeben. [o. O.] 1711; Otto Hahne: Die Hochzeit zu Torgau am 14. (25.) Oktober 1711. In: Thüringisch-Sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst 1 (1911), S. 265–271; Matthias Hahn: Das Torgauer Kanzleihaus und Zar Peter I. In: Das Kurfürstliche Kanzleihaus zu Torgau. Torgau 2000; Christian Helbich: „Zum Nutzen der russischen Monarchie und größern Splendor des Hauses Braunschweig-Lüneburg“. Charlotte Christine Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel (1694–1715) als erste westeuropäische Kronprinzessin von Russland. In: Gerd Steinwäcker (Hrsg.): Russlands Blick nach Nordwestdeutschland. Politisch-dynastische Beziehungen vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert im Spiegel von Dokumenten aus dem Nieder-

Technische Geräte des Modellbauers Andreas Gärtner, Stich, 1723



sächsischen Landesarchiv. Göttingen 2018, S. 48-70, Wiktorija Andrejewna Pisarewa: Nedelja v Torgau: Prebywanije Petra I na swadbe zarewitscha Alekseja i Scharloty Kristiny Sofii Braunschweig-Wolfenbüttelskoj v oktjabre 1711 goda [Eine Woche in Torgau: Der Aufenthalt Peters I. auf der Hochzeit des Zarewitsch Alexei und der Charlotte Christine Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel]. In: Jewropejskije marschruy Petra Welikogo. K-300 letiju wisita Petra I wo Franziju [Die Europäischen Reiserouten Peters des Großen. Zum 300. Jubiläum des Besuchs Peters I. in Frankreich]. St. Peterburg 2018, S. 165-180.

28 Hansjochen Hancke: Sie trafen sich in Torgau. Vor dreihundert Jahren auf Schloß Hartenfels. Leibniz und Peter der Große. In: Sächsische Heimatblätter 58 (2012), Heft 2, S. 136-141.

29 Zitiert in: Bernard de Fontenelle: Lebens-Beschreibung des Herrn von Leibnitz. In: D. Till (Hrsg.): Gottfried Wilhelm Leibniz: Monadologie. Französisch und deutsch. Zeitgenössische Übersetzung von Heinrich Köhler. Frankfurt am Main/Leipzig 1996, S. 119.

30 In: Peter Hoffmann: Peter der Große. Zar und Reformier. Berlin 1988, S. 35 (mit Foto des Hauses).

31 Matthäus Faber: Kurtzgefaßte Historische Nachricht von der Schloß und Academischen Stifts-Kirche zu Aller-Heiligen in Wittenberg [...]. Wittenberg 1717; Michael Schippan: Zar Peter I. und Wittenberg. In: Stefan Oehmig (Hrsg.): 700 Jahre Wittenberg. Stadt – Universität – Reformation. Weimar 1995, S. 535-544.

32 Michał Frencl: Zueignungsschrift für Peter I. In: Kito Lorenc (Hrsg.): Serbska Čitanka. Sorbisches Lesebuch. Leipzig 1981, S. 38-40; 641-643.

33 Sergej Gorbatenko: Architekturnyje marschruy Petra Welikogo [Die Architekturreisen Peters des Großen]. St. Peterburg 2015, S. 54.

Schlossplatz in Wittenberg, Postkarte von Brück & Sohn, 1913. Links die Alte Kanzlei, an der heute eine Gedenktafel an den Besuch Peters des Großen erinnert.
© Wikimedia

Monarche an keinen größern Welt-Weisen geraten können“²⁹, hielt der französische Akademiesekretär Bernard de Fontenelle (1657–1757) über dieses Zusammentreffen fest.

1712: Die zweite Badereise nach Karlsbad

Ein Jahr später, im Herbst 1712, machte sich wieder eine Badereise Peters I. erforderlich. Über Berlin reiste er von seinen in Mecklenburg und Pommern stehenden Truppen ab in das damals kursächsische Treuenbrietzen und Belzig, wo er auf der Burg Eisenhardt übernachtete. In Wittenberg ist am Haus Schloßplatz 3, der ehemaligen „Alten Canzley“, eine Tafel mit der Inschrift „Peter der Große, Zar von Rußland, 14. Oktober 1712“³⁰ angebracht. Er besichtigte die Lutherstube, wo ihm von Angehörigen der 1502 gegründeten Universität die Legende erzählt wurde, dass hier Martin Luther mit dem Fass nach dem Teufel geworfen hätte, und hinterließ eine Inschrift des Inhalts, dass die Tinte frisch und die Geschichte nicht wahr sei.³¹ Zar Peter soll in der Schlosskirche eine Führung in sorbischer Sprache erhalten haben, die ihm verständlich war. Bereits 1697 war ihm durch den Pfarrer Michael Frenzel (Michał Frencl, 1628–1706) eine Denkschrift überreicht worden, in dem dieser von einem gemeinschaftlichen Ursprung der slawischen Völker ausging und ihre Gemeinsamkeit betonte. In russischen Archiven lässt sich der Verbleib dieser Denkschrift nicht mehr nachweisen.³² Von Peters zweitem Aufenthalt in Leipzig vom 4. bis 6. Oktober 1712 wird im Reisetagebuch nur vermeldet, dass die auf der Leipziger Messe dargebotenen Waren betrachtet worden seien.³³ Nachdem er in Chemnitz übernachtet hatte,

rastete Peter I. mit einem Gefolge von 71 Personen in Annaberg, wo er den nahe gelegenen Frohnauer Hammer besichtigte. Bei dem wohlhabenden Bürger Johann Christoph Schwabe am Markt (Münzgasse 2) nahm er das Mittagmahl ein, wobei ihm auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin zwölf Klöppelmädchen aufwarteten. Peter wusste also auch, was Klöppeln bedeutete.³⁴ Am 8. Oktober 1712 war wieder Karlsbad erreicht.

1712: Letzter Aufenthalt in Dresden

Im Oktober 1712 trafen sich Gottfried Wilhelm Leibniz und Peter der Große zum zweiten Mal in der böhmischen Stadt Teplitz (Teplice). Sie reisten gemeinsam nach Dresden, das letzte Stück zu Schiff auf der Elbe. Leibniz hatte nach Dresden einen magnetischen Globus mitgebracht. Auf ihm waren die Abweichungen der Magnetnadel von der Nord-Süd-Richtung verzeichnet.³⁵ Er erhielt eine Bestallungsurkunde als Geheimer Justizrat in russischen Diensten und entwarf in der Folgezeit noch wichtige Projekte für den Zaren, so den Plan zur Errichtung einer Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, die dann 1725 nach Peters Tod eröffnet werden sollte. Es sei zu erkunden, ob Asien und Amerika miteinander verbunden oder durch eine Wasserstraße voneinander getrennt seien. Die dänische Kapitän Vitus Bering löste dieses Rätsel durch die Entdeckung der nach ihm später benannten Beringstraße.

In Dresden wohnte Peter I. diesmal im Haus des Goldschmiedes Georg Melchior Dinglinger (1664–1731). Am 25. November 1712 meldete Gottfried Wilhelm Leibniz aus Dresden an Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel: „Heute früh, nämlich Sonntags sind seine Cz. Mt. Von hier





zu Wasser abgereist, gehen auf dem Schiff nach Wittenberg und dann ferner über Berlin zu ihrer Armee, alsda ich endlich völlig und wohl expediret worden.³⁶

Peter I., der über Wittenberg und Berlin nach Mecklenburg geeilt war, konnte nicht mehr verhindern, dass die dänischen und sächsischen Truppen von den Schweden unter dem Befehl des Generals Stenbock bei Gadebusch am 20. Dezember 1712 geschlagen wurden. Doch das schwedische Heer war gezwungen, sich nach Holstein zurückziehen, wo es, in der Festung Tönning eingeschlossen, im Mai 1713 kapitulierte.

Sachsen und Russland nach 1712

Das sächsisch-russische Verhältnis verschlechterte sich immer mehr, nachdem die Zarentruppen seit 1715/16 ständig in Polen stationiert waren und die innere Spaltung des Landes in Anhänger und Gegner König Augusts II. vertieften. Bei der letzten großen Auslandsreise Zar Peters I. 1716/17 wurde sächsisches Gebiet nicht mehr berührt.³⁷ Am russisch-preußischen Treffen von Havelberg 1716 nahm der sächsisch-polnische Gesandte Ernst Christoph von Manteuffel teil, der bezeugte, dass die Monarchen so betrunken gewesen seien, dass sie zeitweise nicht mehr zu ernsthaften Gesprächen in der Lage waren.

1719 schloss August II. mit dem Kaiser und Großbritannien den gegen die russischen Vormachtbestrebungen im Ostseeraum geltenden Wiener Allianzvertrag ab.³⁸ Zar Peter I. war es nicht gelungen, durch seine Heiratspolitik und Truppenstationierungen eine russische Basis im westlichen Ostseeraum zu erhalten. Der 1721 mit Schweden abgeschlossene Frieden von Nystad sicherte allerdings dem Zaren den Besitz der eroberten Provin-

zen Livland, Estland und Ingermanland. Aus Anlass dieses Friedensschlusses veranstaltete der russische Gesandte Grigori Fjodorowitsch Dolgoruki (1656–1723) für die staunenden Dresdener ein festliches Feuerwerk.³⁹

An die Besuche Zar Peters in Sachsen wird auch heute noch erinnert. In der Regionalliteratur zur Geschichte der heute zu Sachsen-Anhalt gehörenden Stadt Weißenfels, Residenz der albertinischen Nebenlinie Sachsen-Weißenfels bis 1746, findet sich zwar durchgehend der Hinweis, dass Peter I. 1701 im Schloss Neu-Augustusburg die Oper besucht habe. Wenn das der Fall gewesen sein sollte – die Jahreszahl 1701 kann nicht zutreffen – dann nur von Leipzig aus, wo der Zar im Oktober 1712 drei Tage weilte. Und wenn in Olbernhau-Grünthal der angebliche Ritt Peters auf einem in Betrieb befindlichen Schmiedehammer der Saigerhütte zu sehen ist, so darf zwar bezweifelt werden, ob die von der Wucht betroffenen Körperteile eine solche Aktion heil überstanden hätten, doch steht fest, dass der an Metallurgie und Hüttenwesen interessierte Zar im Jahr 1711 dieses Werk besichtigte. Die Jahreszahl 1719, die in Penig auf einer Tafel an dem Haus am Markt zu lesen ist, in dem der Herrscher übernachtete, ist zwar falsch, doch weilte der Monarch tatsächlich im Oktober 1712 in der Stadt.

Durch die Besuche Zar Peters I. in Kursachsen wurde das Land im Herzen Deutschlands mit seinem entwickelten Bergbau und Manufakturwesen den russischen geistigen Eliten nähergebracht. Sächsische Spezialisten wurden für den Dienst im Zarenreich angestellt und Kunstwerke für russische Sammlungen erworben. Führende Vertreter des russischen Geisteslebens, wie Michail Lomonossow (1711–1765), Alexander Radischtschew (1749–1802) und Nikolai Karamsin (1766–1826), sollten im 18. Jahrhundert Kursachsen besuchen.⁴⁰

Gedenktafel an einem Haus am Peniger Markt. Peter der Große machte 1711 und nicht 1719 auf der Durchreise in Penig Station.

34 Paul Heilmann: Zar Peter der Große in Annaberg (1712). In: Erzgebirgisches Sonntagsblatt zum Tageblatt „Annaberger Wochenblatt“ Amtsblatt Nr. 6. Hauptzeitung für das obere Erzgebirge 1920; Edith und Karl Drechsler (Hrsg.): Willy Roch: Annaberg 1496–1946. Annaberg 2015, S. 155.

35 Regina Stuber: Leibniz' Bemühungen um Russland. Eine Annäherung. In: Michael Kempe (Hrsg.): 1716 – Leibniz' letztes Lebensjahr. Unbekanntes zu einem bekannten Universalgelehrten. Hannover 2016, S. 225 f.

36 Zitiert in: Liselotte Richter: Leibniz und sein Rußlandbild. Berlin 1946, S. 52.

37 Michael Schippan: Puteschestwijsje Petra I po nemez-kim semljam w 1716–1717 godach [Die Reise Peters I. durch deutsche Territorien in den Jahren 1716–1717]. In: Jewropejskije marschruTY 2018 (wie Anm. 27), S. 50–67.

38 Erich Donnert: Vom Bündnis zur Gegnerschaft. Peter der Große und August der Starke im Nordischen Krieg. In: Lew Kopelew/Karl-Heinz Korn/Rainer Sprung (Hrsg.): Deutsch-russische Begegnungen im Zeitalter der Aufklärung (18. Jahrhundert). Wanderausstellung durch Deutschland und Rußland. Dokumentation. Köln 1997, S. 153–168.

39 Ausführliche Beschreibung des solennen Festins, so [...] der Rußis. Ambassadeur, Fürst Dollhoroucky, wegen des zu Nystädt in Finnland mit Schweden geschlossenen Friedens am 2. Nov. 1721 in Dreßden gehalten. o.O. o.J. [1721].

40 Ada Raev: Sachsens Glanz und Russlands Machtentfaltung. In: Billig 2009 (wie Anm. 10), S. 17–31.

Autor
Dr. Michael Schippan
Berlin



Den 25 Octob. 1711. is d'Caarse Groon Prins PETROWITZ, met de Princes CHARLOTTA CHRISTINA SOPHIA, van Wolfenbüttel; te Torgau in Saxon) getrouwt. Nuptiae Moschorum Principis, et CAROLAE CHRISTINAE SOPHIAE filiae Ducis Wolfenbüttelii, celebratae 25 Octobris 1711. P. Schenk del. Amst. C. Pr.

Die Hochzeit von Charlotte Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel mit Zarewitsch Alexej 1711 in Torgau. Stich von Adolf van der Laan, 1711. Der niederländische Stecher hatte keine Kenntnis von den Örtlichkeiten und hat die Szene wie die Staffagearchitektur frei erfunden. © Stadt- und Kulturgeschichtliches Museum Torgau

Die Hochzeit des Zarewitsch 1711 in Torgau

Kathrin Niese-Donix

1 Anlässlich des 300-jährigen Jubiläums der Hochzeit wurde 2011 eine Veranstaltung mit Konzert in der Torgauer Schlosskirche, organisiert von Hildegard Saretz, sowie ein Vortrag der Autorin im Stadt- und Kulturgeschichtlichen Museum Torgau gestaltet. Die Zusammenfassung des Vortrages liegt seitdem als Ma-

Schloss Hartenfels wurde durch die sächsischen Kurfürsten der ernestinischen Linie der Wettiner in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zum prächtigen Residenzschloss ausgebaut. Mit dem Verlust der Kurwürde 1547 an die albertinische Linie war auch ein großer Gebietsverlust verbunden, und Torgau gehörte seither zum Herrschaftsbereich der Albertiner, die Dresden als Residenz bevorzugten. Schloss Hartenfels blieb jedoch eine wichtige und vom Hof häufig besuchte Nebenresidenz.

Hier fanden Landtage, Jagden und Festlichkeiten statt, u. a. zwischen 1482 und 1711 elf fürstliche Verlobungsfeiern, Hochzeiten oder Hoflager anlässlich von Hochzeiten. Den Abschluss bildete die Hochzeit von Zarewitsch Alexej Petrowitsch (1690–1718), des ältesten Sohnes Zar Peters I. (1672–1725), mit Prinzessin Charlotte Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel (1694–1715).¹ Peter I. zielte mit seiner Politik auf eine radikale Öffnung Russlands gen Westen. Die Heirat

seines Sohnes mit einer Prinzessin aus einem alteingesessenen (west-)europäischen Geschlecht sollte diese Beziehungen festigen und Alexej, der sich zum Leidwesen seines Vaters eher den konservativen russischen Kräften verbunden fühlte, entsprechend beeinflussen. Die Wahl fiel schließlich auf Prinzessin Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel aus dem Geschlecht der Welfen, einem der ältesten und vornehmsten Adelshäuser Europas. Ihr Großvater Herzog Anton Ulrich (1633–1714) betrieb, dem dynastischen Interesse verpflichtet, eine ehrgeizige Heiratspolitik mit den Töchtern seines Sohnes Ludwig Rudolf (1671–1735).²

Bereits 1707 gab es die ersten Gespräche bezüglich einer Verbindung zwischen Charlotte und Alexej, und 1708 schrieb Zar Peter an Herzog Anton Ulrich, dass er sich freue, mit „dero hohen Hauße in nahe Verwandtschaft und Bündniß zu treten, auch sonst ein gutes Vernehmen und vertraute Freundschaft zu etabliren“, jedoch war es ihm wichtig, „das beyde höchstgedachte Personen sich vorherho sehen und kennen lernen“.³

Die Hochzeit fand während einer Zeit politischer Umbrüche im Machtgefüge Europas vor dem Hintergrund des Großen Nordischen Krieges (1700–1721) statt. Zunächst gab es von vielen Seiten Kritik und Bedenken bezüglich der Heiratspläne, v. a. aufgrund der unklaren politischen Situation und der fremden Kultur.

Die für Peter I. siegreiche Schlacht bei Poltawa 1709, die Russland endgültig in den Kreis der europäischen Großmächte aufsteigen ließ, brachte auch die Heiratspläne voran. Der sächsische Kurfürst Friedrich August I. (1670–1733), ab 1697 König von Polen, schaltete sich in die Vermittlungen ein, um die angeschlagenen sächsisch-russischen Beziehungen zu stärken. Die Verbindung war gegeben, da Prinzessin Charlotte als Ziehtochter seiner Ehefrau Christiane Eberhardine, geborene Prinzessin von Brandenburg-Bayreuth (1671–1727), am sächsischen Hof lebte. Zur Freude des finanziell klammen Fürstentums Wolfenbüttel versprach er sogar, die Kosten für die Hochzeit zu übernehmen. Bekanntermaßen verlief die Ehe zwischen August dem Starken und seiner Frau Christiane Eberhardine nicht glücklich. Sie zog sich zunehmend aus Dresden zurück und verbrachte ihre Zeit in den Schlössern in Torgau und Pretzsch. Da Christiane Eberhardine nur wenig Einfluss auf die Erziehung ihres einzigen Kindes, des Kurprinzen Friedrich August, hatte, nahm sie mehrere Ziehkinder aus Adelshäusern und bürgerlichen Familien auf. Ihre erste „Pflegetochter“ war Prinzessin Charlotte Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, mit deren Eltern sie freundschaftlich verbunden war. Charlotte genoss am sächsischen Hof eine gute Bildung und ihre Ziehmutter legte besonderen Wert auf die Erziehung im evangelisch-lutherischen Glauben. 1707 wurde Charlotte in der Torgauer Schlosskapelle konfirmiert.

Prinzessin Charlotte wurde von der Eheverabredung mehr oder weniger überrumpelt und von

ihrer Familie dazu angehalten, eine schriftliche Zustimmung zu geben: „durch sonderbahre fügung der göttlichen providence eine Vermählung zwischen Thron Czarischen Mait. Kron Printzen Hoheit, und meiner Person in Vorschlag gekommen [...] als gelobe und verspreche ich, mittels dieses aus freihen Willen und ungezwungen [...] meines Groß Herrn Vater, und fürstlichen Eltern Willen mich gänzlich ergeben, und gehorsamste folge leisten.“⁴

Zarewitsch Alexej wurde im Frühjahr 1710 von seinem Vater auf eine Bildungsreise nach Deutschland geschickt. Bei dieser Gelegenheit sollte er Prinzessin Charlotte persönlich kennen lernen. Im Sommer 1710 fand das erste Treffen in Schlackenwerth bei Karlsbad statt, wohin Charlotte in Begleitung von Christiane Eberhardine gereist war. Der erste Eindruck schien zur beiderseitigen Zufriedenheit auszufallen. Alexej reiste schließlich im September nach Torgau, um Charlotte zu besuchen.⁵ Charlotte schrieb über diesen Besuch in einem Brief an ihre Mutter: „Der Zarewitsch hat sich in seinem Betragen zu seinem Vortheil verändert [...] Gegen mich war er, wie in Carlsbad, sehr höflich [...] Er hat mir aber nichts Besonderes gesagt, und scheint überhaupt gegen alle Frauen vollkommen gleichgültig.“⁶

Alexej hielt nun offiziell um Charlottes Hand an, und die Verhandlungen bezüglich des Ehevertrages, der bereits seit 1709 durch den sächsischen und wolfenbüttelschen Hof vorbereitet wurde, schritten voran.⁷ Zar Peter unterzeichnete im April 1711 die Unterlagen, arbeitete allerdings einige Modifikationen ein, z. B. bezüglich des Unterhaltes Charlottes und ihre Hofstaates in Russland: Ursprünglich waren jährlich 100.000 Taler vorgesehen, der Zar halbierte die Summe mit der Begründung, dass die Lebenshaltungskosten in Russland niedriger als in Deutschland wären. Es wurde Charlotte zugestanden, ihren evangelischen Glauben beizubehalten. Aus der Verbindung entstehende Kinder sollten jedoch im orthodoxen Glaubensbekenntnis und russischen Gebräuchen unterrichtet werden und ihre Erziehung Zar Peter unterstehen.

Herzog Anton Ulrich hoffte auf eine prächtige Hochzeitsfeier in Wolfenbüttel. Peter I. befand sich Ende September auf einer Kur in Karlsbad und musste aus militärischen Gründen wieder nach Russland reisen. Daher fiel die Wahl auf Torgau als Ort der Eheschließung: die Stadt lag zentral, so dass die Reisedistanz für den hochbetagten Herzog Anton Ulrich sowie für den in Zeitnöten befindlichen Zaren annehmbar war, zudem bot Schloss Hartenfels einen geeigneten Rahmen. Zar Peter erklärte sich mit der Wahl Torgaus einverstanden und bat offiziell August den Starken um Einverständnis: „Ersuchen demnach Ewer Königliche Majestät und Liebden, freundbrüderlich zu verstatten, daß obged. Beylager daselbst in Torgau möge gehalten werden.“⁸ Er bestand allerdings darauf, dass die Hochzeit „ganz in der Still, und ohne alle Ceremonie und großem Gepränge“⁹ vollzogen werden solle. Außer den

nuskriptdruck (© Stadt- und Kulturgeschichtliches Museum Torgau) vor. Eine neue Veröffentlichung liegt von Viktoria Pisareva, Mitarbeiterin der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, in russischer Sprache vor: Виктория Писарева: Неделя в Торгау: Пребывание Петра I на свадьбе царевича Алексея и Шарлотты Кристины Софии Брауншвейг-ольфенбюттельской в октябре 1711 года. In: Европейские маршруты Петра Великого: К 300-летию визита Петра I во Францию. Материалы IX Международного петровского конгресса, Париж-Реймс, 20-22 апреля 2017 года. St Petersburg 2018, S 165-180.

- 2 Ludwig Rudolf (1671–1735) und seine Frau Christine Luise (1671–1747) hatten keinen männlichen Nachkommen. Die älteste Tochter, Elisabeth Christine (1691–1715), heiratete 1708 Erzherzog Karl VI. von Österreich (1685–1740), der 1711 Kaiser wurde. Die mittlere Tochter, Charlotte, sollte durch ihre Heirat mit Alexej zukünftig Zarin werden. Die Jüngste, Antoinette Amalie (1692–1762), heiratete Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Bevern, der als Schwiegersohn den Thron von Braunschweig-Wolfenbüttel übernehmen sollte. Zwei ihrer Töchter wiederum, Elisabeth Christine und Juliane, wurden durch Heirat preußische bzw. dänische Königin. Christine Luise wird daher nicht zu Unrecht als „Stammutter Europas“ bezeichnet.
- 3 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden HStA Dresden), 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 2670/2.
- 4 HStA Dresden, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 2670/7, 12. Aug. 1709, S. 5.
- 5 Der Torgauer Superintendent Johann Theodor Lingke berichtet in seiner Chronik: „1710 den 23. Sept. kam der Moscovitische Prinz Alexius Petrowitz [...], um die in der Begleitung der Königin sich befindenden Prinzessin von Braunschweig Wolfenbüttel, die ihm sein Herr Vater zur Gemahlin ausersehen [...] bey Ihro Majestät der Königin auf dem Schlosse Hartenfels an.“ Vgl. Johann Theodor Lingke: Beyträge zur kursächsischen Geschichte aus Torgauer Nachrichten und vielen ungedruckten Urkunden. Torgau O. J., S. 168.

- 6 Wilhelm Guerrier: Die Kronprinzessin Charlotte von Russland nach ihren noch ungedruckten Briefen 1707–1715. Bonn 1875, S. 40 f.
- 7 Die Angaben zum Ehevertrag sind u. a. im HStA Dresden, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 2670/7 sowie bei Guerrier 1875 (wie Anm. 6) zu finden.
- 8 HStA Dresden, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 2670/7, S. 75 f.
- 9 HStA Dresden, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 2670/7, S. 71.
- 10 Ausführliche Angaben zum Ablauf der Hochzeitsfeierlichkeiten finden sich im HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, Vol. B No. 19, S. 8 RS ff. Die Abläufe aus Wolfenbüttelscher Sicht siehe Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Cod. Blancob 48, S. Toepffinger: *Variorum Varia*, begonnen Braunschweig, den 1. Januar 1711, Bericht über die Hochzeit der Prinzessin Charlotte Christine Sophie von Braunschweig mit dem Großfürsten Alexei zu Torgau, abgedruckt bei Otto Hahne: Die Hochzeit zu Torgau am 14./25. Oktober 1711. In: *Thüringisch-Sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst* 1 (1911), S. 265–271.
- 11 Toepffinger (wie Anm. 10), S. 143 f.
- 12 Eduard Bodemann: Leibnizens Briefwechsel mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel: In: *Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen* 53 (1888), S. 207 f.
- 13 Vgl. HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, Vol. B No. 19. Im 16. Jahrhundert diente das Gebäude als ernestinische Hauptkanzlei. 1660 erfolgte ein Umbau, wobei einige Wohnungen für kurfürstliche Bedienstete eingerichtet wurden. Zwischen 1705 und 1785 befand sich in der Kanzlei eine Tuchmanufaktur. Jedoch muss es anscheinend immer noch Übernachtungsmöglichkeiten gegeben haben. Peter nutzte sein Appartement im Schloss vermutlich nur selten, z. B. für Beratungen mit seinen russischen Begleitern.
- 14 Toepffinger (wie Anm. 10), S. 145 f.
- 15 Ebenda, S. 145 f.
- 16 HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, Vol. B No. 19, S. 14 RS f.
- 17 HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, Vol. B No. 19, S. 17 ff.
- fürstlichen Herrschaften aus Wolfenbüttel und Sachsen sollten keine Personen dieses Ranges anwesend sein, um das Protokoll nicht weiter zu verkomplizieren.
- Die Vorbereitungen für die Hochzeit in Torgau fanden nun unter erheblichem Zeitdruck statt. Möbel und Geschirr mussten von Dresden nach Torgau gebracht werden, auch der Torgauer Rat ließ gegen eine Gebühr Zinngeschirr aus. Zusammen mit weiterem Hofpersonal wurden Musiker der Hofkapelle und „Comoedianten“ aus Dresden angefordert.
- Am Samstag, 17. Oktober 1711, trafen von Pretzsch aus Charlotte, ihre Eltern und Christiane Eberhardine in Torgau ein. Herzog Anton Ulrich reiste zwei Tage später aus Wolfenbüttel an. Am 21. Oktober folgte Zarewitsch Alexej. Die hohen Gäste und ihr Gefolge wurden im Schloss Hartenfels einquartiert. Die Ankunft Zar Peters erfolgte am Morgen des 24. Oktober, also erst einen Tag vor der Hochzeit. Er reiste mit dem Schiff von Dresden aus an und begrüßte zunächst seinen Sohn und darauf die Herzöge Anton Ulrich und Ludwig Rudolf. Nach einem Frühstück erfolgte die Begrüßung von Brautmutter Christine Luise, Charlotte und Christiane Eberhardine.¹⁰ „Um 12 Uhr setzten sich die sämtlichen Hohen Herrschaften zur Taffel, wobey eine sehr schöne Music und dann auch von Waldhörnern, Zincken und Posaunen zu hören.“¹¹ Der Großvater der Braut, Herzog Anton Ulrich, beschreibt in einem Brief an die Kurfürstin Sophie von Hannover die erste Begegnung mit dem Zaren folgendermaßen: „und wie wir in seinem gemache bei ihme waren, erzeigte er sich nicht allein gnädig gegen uns sämtlich, sondern bezeigte auch sofort eine sonderbahre tendresse gegen seine schwiegertochter, deren hand er nahm und sie in seines Sohnes hand legete, sagend: Gy höret nun tohope, Gott la ju in frede thosamen wohnen. [...] Die nacht ging er in die stadt schlafen, vorwendend, auf dem Schlos were zu viel geräusch, da könnte er nicht schlafen.“¹² Für Zar Peter war ein Apartment im Schloss Hartenfels vorgesehen. Er zog es jedoch vor, die meiste Zeit im ehemaligen kurfürstlichen Kanzleihaus, heute Stadt- und Kulturgeschichtliches Museum Torgau, zu nächtigen. Ausschlaggebend dürfte nicht nur die Geräuschkulisse des Schlosses gewesen sein, sondern auch der Wunsch nach mehr Privatheit und weniger Etikette.¹³ Am Sonntag, 25. Oktober 1711, fand die Vermählung statt. Charlotte wurde prunkvoll eingekleidet: „Die Crone, welche sie auf dem Haupte trug, war überaus kostbar und von lauter diamanten und Perlen gemacht: das Kleid war drap d’argent [Silberbrokat] und dessen Rock mit einer silbernen point d’Espagne [eine Art netzartige Spitze] besetzt. Ihre Hoheit der Czarowiz waren in weiß Sammet, mit Gold brodiret, gekleidet.“¹⁴ Gegen 15 Uhr begab sich der Brautzug über die Treppen des berühmten Wendelsteines nach unten in den Saal, in dem die Trauung stattfinden sollte. Zar Peter und Alexej schritten voran, es folgte

Charlotte an der Seite ihres Großvaters, danach Christiane Eberhardine mit dem Brautvater Ludwig Rudolph.

Der Riesensaal war für die Trauung festlich geschmückt worden: „Am Ende desselben war ein Gerüst [Podest] drei Stufen hoch erbauet und umher mit gewirckten Tapeten behangen und der Boden mit einer roten samenten Decke belegt, in der Mitten stunde ein Altar und auf jeder seite ein großer silberner Tragleuchter und war eine verguldete Balustrade darum; das Gerüste sowohl als auch der gantze saal war mit vielen Lichtern illuminiret.“¹⁵

Die eigentliche Trauungszeremonie wurde durch einen russisch-orthodoxen Geistlichen aus dem Gefolge des Zaren vorgenommen. „Was derselbe der Durchl. Braut zu sagen hatte, geschah in Lateinischer. den Herrn Bräutigam Sr. Hoheit aber, in Rußischer Sprache. Nachhero wolte er Herrn Bräutigam und die Durchl. Braut, ieden eine von Carmoisin Sammet sehr reich mit goldenen Tressen besetzen Müzen, die in eine hölzerne Crone mit den Reichs-Apfel gefaßet war, auf die Häupter sezen, bey der D. Braut aber gieng es nicht an, gestalten die bereits aufhabende kostbare Crone zu groß wannenhero Sr. Groß-Czaarische Mjt. selbstn mit dero Herrn Groß-Canzler Gallowki hinzutraten, und solche über der Durch. Braut Haupt so lange bis die Trauungs-Ceremonie zu Ende, hielten. Die Königl. Capell-Musici ließen sich also wieder hören. In allem dauerte diese Ceremonie über ½ Stundte nicht.“¹⁶ Nach einer Pause begab sich die Hochzeitsgesellschaft zur Festtafel. Der Tisch für die fürstlichen Gäste stand erhöht, der Hofstaat war an weiteren Tischen untergebracht. Zar Peter ignorierte das Protokoll und legte spontan fünf weitere Gedecke für seine russischen Begleiter auf die hohe Tafel. „Sonst ward diese Ceremonien-Tafel, 3 mahl, jedes mit 18 Speisen, und einmahl mit Confect servieret. Das Service darzu war von Golde. [...] Nachhero fienge alle Moscowittische Ministers und Sächs. Cavaliers mit die Dames [...] anzutanzn, und continuireten, bis gegen 12 Uhr in die Nacht; Sr. Groß-Czaarische Mjt. tanzn auch wieder mit unter aber Engllisch [Gassentänze mit Partnerwechseln], und mußten die übrigen in solchen folgen. Überhaupt waren Sie höchst vergnügt.“¹⁷

Nach den Feierlichkeiten wurde Charlotte von Christiane Eberhardine und ihrer Mutter in das Brautgemach begleitet. Als sie gemeinsam mit Alexej im Brautbett lag, besuchte Zar Peter das frischvermählte Paar und „druckete Bräutigam und Braut mit die Häupter zusammen, daß Sie sich küssen mußten [...] und küßeten jeder auch selbstn, wünschete Gesundheit und Glück und seegnete beyde mit dem Creuz ein.“¹⁸

Zar Peter verfasste noch am Tag der Hochzeit ein Dankeschreiben an August den Starken, dem er für die Organisation der Heirat dankte und die freundschaftlichen Beziehungen bekräftigte.

Am nächsten Tag nahm Charlotte allein mit Alexej, Zar Peter und dem russischen Gefolge eine Mahlzeit ein und „hat nach Moscowitischen gebrauch

jedwedem bei der taffel müssen zu trincken, aus der schencke bringen und mit dem credentzteller serviren, das dan dem Zar sehr wol gefallen, daß sie sich dazu beqwemet, und hat manchen kuß dafür bekommen.“¹⁹.

Zar Peter zeigte sich während seines einwöchigen Aufenthaltes sehr interessiert an Torgau. So besichtigte er im Haus des Bürgermeisters Christian Janus ein kleines Turmobservatorium mit Fernglas²⁰ und hatte auch die Begehung der Weinberge sowie des Entenfangs geplant, was aufgrund einer Magenverstimmung jedoch kurzfristig abgesagt wurde. Außerdem besichtigte er das Schiff von Christiane Eberhardine auf der Elbe, „meßeten es auch selbst aus, alsdenn geruheten selbige [Zar Peter] über die Brücke zugehen, die sie zugleich abschritten, und [...] besah sich die Festung im Brückenkopf.“²¹

Am Freitag, 30. Oktober 1711, erfolgte die Abreise des Zaren. Einen Tag darauf reiste auch das frisch vermählte Ehepaar in Begleitung der Brauteltern nach Wolfenbüttel ab.

Die Kosten der Hochzeit beliefen sich, einschließlich der Reisekosten des Zaren, auf insgesamt 17.747 Taler. Hierzu gehören neben den Ausgaben für Küche, Kellerei und Konditorei auch die der Silberkammer und die Ausgaben für die Schauspieler und Musiker. Auch einige Verluste hatte man zu beklagen: So fielen während der Feierlichkeiten z. B. ein Silberteller, zwei Löffel und weitere Silbergegenstände Langfingern zum Opfer.²² Während der etwa 14-tägigen Aufenthaltsdauer der fürstlichen Herrschaften wurden u. a. 3 Eimer Rheinischer Mundwein, 50 Eimer gewöhnlicher Rheinwein und 43 Eimer Landwein, insgesamt rund 6.450 Liter Wein getrunken, dazu 18 Fass Würzener und 12 Fass Torgauer Bier, was zusammen ca. 11.700 Liter Bier ergab. Beim Essen wurden 98 Schock Semmeln (5.880 Stück) und reichlich 166 Schock Brote (fast 9.660 Stück) ausgeteilt. „Sonst ist noch zu annotiren gewesen, daß während diesen Hochzeits Solennitäten der Zulauf der Fremden aus Leipzig, Eilenburg, Wittenberg und andern Orthen sehr groß war, insonderheit am Trauungs-Tage. Endlich zoge die Hof-Statt, da sie nichts mehr in Torgau zu thun hatte nach Drefßden mittels Amts-Vorspann, und Schiffen zu Wasser, den 31. Oct. und 1. Nov. auch aus.“²³

Im Rahmen der Hochzeitsfeierlichkeiten begegneten sich in Torgau zwei der wichtigsten Persönlichkeiten ihrer Zeit: der Universalgelehrte Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) und Zar Peter I. Leibniz hatte jahrelang die Entwicklung Russlands unter Peter I. verfolgt und sah in ihm einen aufgeklärten und tatkräftigen Herrscher, den er zweifelsohne idealisierte.²⁴ Die langersehnte Chance, mit Zar Peter persönlich in Kontakt zu treten, bot sich anlässlich der Hochzeitsfeierlichkeiten in Torgau. Leibniz, der u. a. die Bibliothek von Herzog Anton Ulrich in Wolfenbüttel betreute, konnte nun dessen Kontakte nutzen. Leibniz war vom 19. bis 30. Oktober 1711 in Torgau.²⁵ Zunächst wurde er durch Anton Ulrich dem Zaren vorgestellt, wobei dieser auch mehrmals das Wort

an den Philosophen richtete. Am 30. Oktober, also an seinem und Zar Peters Abreisetag, speisten sie gemeinsam zu Mittag, höchstwahrscheinlich in den Räumlichkeiten des Kanzleihauses.²⁶

Die Themen des Gesprächs zwischen Peter I. und Leibniz hat Letzterer niedergeschrieben: „S. Cz. Maj. fundieret ein Collegium welches in dero namen die direction der studien Künste und Wissenschaften im Czarischen Reich haben soll, und worinn verschiedenen Nationen platz finden mögen. [...] Erfahrene Leute und künstler angelockt und summa die Wohlfahrt, Nahrung und Flor der Czaarischen Lande und Leute durch Künste und Wissenschaften beobachtet und befördert werden.“²⁷ Leibniz, auf dessen Initiative hin 1700 die Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin gegründet worden war, erhoffte sich eine solche Institution auch für Russland.

Der Begegnung, die beide beeindruckte, folgten weitere Treffen. 1712 wurde Leibniz zum Geheimen Justizrat in russischen Diensten und erhielt eine jährliche Besoldung von 1.000 Talern.²⁸

Leider erlebten weder Leibniz noch Zar Peter die Eröffnung der russischen Akademie der Wissenschaften. Angeblich soll Peter I. auf seinem Sterbebett als letzten Wunsch seiner Ehefrau und Nachfolgerin, Zarin Katharina, die Gründung dieser Akademie ans Herz gelegt haben. 1725 wurde die russische Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg eröffnet, der Grundstein wurde mit dem Gespräch in Torgau gelegt.

Der 1711 in Torgau geschlossenen Ehe war allerdings kein Glück beschieden. Obgleich sie sich relativ gut mit ihrem Schwiegervater verstand, wurde Charlotte in St. Petersburg nicht heimisch. Sie bemühte sich nicht, die russische Sprache und die Sitten ihrer neuen Heimat zu erlernen. Der im Ehevertrag zugesagte Unterhalt kam nur selten pünktlich und im vereinbarten Umfang, so dass sie ihren schlecht untergebrachten und unzufriedenen deutschen Hofstaat kaum unterhalten konnte. Das Verhältnis zwischen Charlotte und Alexej verschlechterte sich zunehmend. Ursache waren auch die sich verschärfenden Differenzen zwischen Alexej und seinem Vater. 1714 wurde Tochter Natalja geboren, 1715 folgte Sohn Peter. Kurz nach dessen Geburt starb Charlotte in der Nacht vom 1. auf den 2. November 1715²⁹ mit erst 21 Jahren. Sie wurde als erstes Mitglied der Romanow-Dynastie in der sich noch im Bau befindlichen Kathedrale St. Peter und Paul in Petersburg beigesetzt.

Der frühe Tod von Prinzessin Charlotte erregte in den europäischen Adelskreisen großes Bedauern. Es entstanden sogar Gerüchte über ihren Scheintod und eine Flucht nach Amerika. Charlottes Schicksal wurde im 19. Jahrhundert in einem Roman sowie einer Oper aufgegriffen. Der Schriftsteller Heinrich Zschokke (1771–1848) veröffentlichte 1804 den Briefroman „Die Prinzessin von Wolfenbüttel“. 1845 verarbeitete Charlotte Birch-Pfeiffer (1800–1868) den Stoff unter dem Titel „St. Chiara“ zu einem Opernlibretto. Die Uraufführung der Oper 1854 in Gotha wurde von Franz Liszt (1811–1886) dirigiert.

18 HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, Vol. B No. 19, S. 19 f.

19 Bodemann 1888 (wie Anm. 12), S. 209,

20 Lingke (wie Anm. 5), S. 169 f.

21 HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, Vol. B No. 19, S. 24,

22 Volker Jäger: Hochzeit im Schloss. In: Torgauer Heimatkalender 2008, Bad Dübener 2007

23 HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, Vol. B No. 19, S. 26.

24 Liselotte Richter: Leibniz und sein Russlandbild. Berlin 1946, S. 15

25 Ebenda, S. 47. Es existieren eigenhändige Aufzeichnungen von Leibniz zu der Begegnung in Torgau: „Angekommen zu Torgau Montags abends 19. October, an welchem Tage auch der Herzog angekommen [...] Der czar abgereiset Freytag nachmittags den 30., wie auch [...] ich.“

26 Ebenda, S. 48, wird der Brief von Leibniz an Kurfürstin Sophie von Hannover über das Zusammentreffen mit Peter dem Großen zitiert: „Mgr. le Duc a bien voulu me faire connoistre au Cear, qui m'a parlé plusieurs fois et tousjours fort obligeamment. Deux jours apres le depart de S. A. S. j'ay fait ma cour au Czar et dine à la table. Je suis parti 2 heures apres luy“. Nach Torgauer Überlieferung fand das Treffen in einem Eckzimmer zur Kirche hin in der Kanzlei statt. In der Akte des Oberhofmarschallamtes Vol. B. No. 19 wird für den 30. Oktober 1711 erwähnt, dass Zar Peter nach der Tafel zum Schloss eilte, um Abschied zu nehmen. Da sich der Zar vielfach im Kanzleihaus aufhielt, wäre es möglich, dass auch hier die erwähnte Mittagstafel stattgefunden hat, zu der Leibniz geladen war.

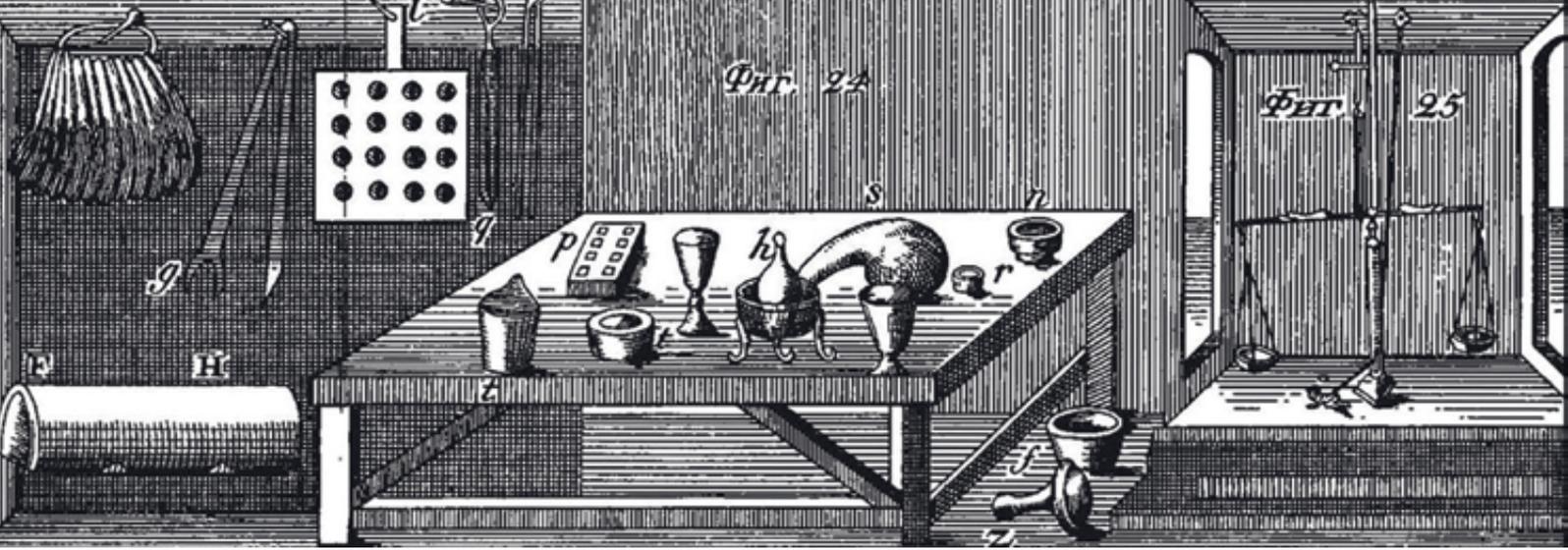
27 Richter 1946 (wie Anm. 24), S. 49,

28 Guerrier 1875 (wie Anm. 6), S. 270 f.

29 Alle Datumsangaben erfolgen nach dem Gregorianischen Kalender.

Autorin

Kathrin Niese-Donix
Stadt- und Kulturgeschichtliches Museum Torgau
Wintergrüne 5, 04806 Torgau
info@museum-torgau.de



Technologietransfer zwischen Sachsen und Russland im 18. Jahrhundert

Friedrich Naumann

Michail Lomonossows
Laborgerätschaften nach dem
Vorbild von Georg Agricolas
„De re metallica libri XII“

Der Versuch, eine moderne Definition zu bemühen, um damit den frühen Technologietransfer zwischen Sachsen und Russland zu beschreiben, scheint insofern wenig sinnvoll, als sich – in genanntem Sinne – ein „planvoller, zeitlich limitierter, privatwirtschaftlicher oder staatlich unterstützter Prozess der Diffusion oder Verbreitung von Technologie zur wirtschaftlichen Nutzbarmachung für Dritte, übertragen im Allgemeinen durch einen Rechtsakt“¹, für diese Zeit kaum finden lässt. Vielmehr entwickelte sich zwischen Sachsen und Russland zunächst in relativ bescheidenem Umfang und nahezu unbemerkt ein Transfer von Wissen und damit verbundenen Technologien durch die Anwerbung oder Ausbildung von dringend benötigten Fachleuten bzw. Spezialisten aller Couleur. Späterhin dürfte ausgewählte Fachliteratur nützlich geworden sein, wobei deren umfassende Rezeption allerdings an gewisse Grenzen stieß. Zunächst erwiesen sich Sprachprobleme als hinderlich, auch fehlten ausreichend Gebildete in einem Land mit mangelnder Schulbildung und defizitärer Bildungskultur. Dies zu beseitigen, stand auf der Agenda Peter I. (1672–1725) als Bestandteil seines umfangreichen Reformvorhabens mit dem Ziel, das in jeder Hinsicht rückständige Russland in einen modernen Staat nach westeuropäischem Vorbild zu verwandeln.

Welche Rolle Sachsen in dieser Hinsicht spielte, soll am Beispiel des Montanwesens geschildert werden; denn für den Aufbau einer leistungsfähigen Wirtschaft wie auch für die Realisierung militärischer Erfordernisse erwiesen sich mineralische Rohstoffe als unverzichtbar.

Der Blick ins Bergbauland Sachsen

Als Peter I. seine Herrschaft antrat und sein gewaltiges Reformwerk ins Auge fasste, konnte Sachsen bereits auf ein halbes Jahrtausend Bergbau verweisen. Im Jahre 1168 machte man im späteren Freiberg die ersten Silberfunde, und dieses Ereignis markiert auch den Beginn einer beeindruckenden Entwicklung jener Region, die als „Silbernes Erzgebirge“ länderübergreifende Aufmerksamkeit erheischte. Allerdings ist der Terminus „Bergbau“ etwas zu kurz gegriffen; denn zwischen Suche und Erkundung mineralischer Rohstoffe und dem Vorliegen des Endproduktes spannt sich ein weiter Bogen komplizierter Erfordernisse, der eine Vielzahl von Spezialisten und die Beherrschung komplizierter Technologien bedingt. Da es für deren Qualifizierung zunächst keinerlei Bildungsinstitutionen gab, beschränkten sich Fertigkeiten und Kenntnisse ausschließlich auf Erfahrungen, meist über Generationen von Mann zu Mann weitergegeben oder auf dem Wege von „trial and error“ erworben. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde das Bildungsarsenal jedoch zunehmend gefüllt; denn nachdem Georgius Agricola (1494–1555) mit einer Reihe spezieller Schriften die wissenschaftlichen Grundlagen für das Montanwesen gelegt hatte – hervorgehoben sei das in aller Welt bekannte „De re metallica libri XII“ von 1556 – begannen zahlreiche Praktiker mit der Aufzeichnung ihrer Erfahrungen und Kenntnisse; das Montanwesen als Wissenschaft nahm also langsam Gestalt an.

Peter I. war nicht der Erste, der sich um Immigranten bemühte. Bereits Iwan III. (1462–1505) wie

1 Gabler Wirtschaftslexikon, <https://wirtschaftslexikon.gabler.de/definition/technologietransfer-50999> [letzter Zugriff 20. März 2019].

auch Michail Fedorowitsch Romanow (1613–1645) warben im Ausland über ihre Gesandten oder einflussreiche Kaufleute um dringend benötigte Ärzte, Kunsthandwerker, Geschützmeister, Artilleristen, Papiermacher, Buchdrucker, Glockengießer und Techniker aller Art. Inwieweit sich sächsische Bergleute grundsätzlich zu einer Übersiedlung begeistern ließen, lässt sich heute nicht mehr genau nachweisen. „Moskowien“ war im Bewusstsein der eher bodenständigen Sachsen noch ein weit entferntes exotisches Land, eine barbarische Provinz, die sich irgendwo am Rande der christlichen Welt verlor. Die Bereitschaft, sich auf den eher abenteuerlichen Weg zu begeben, dürfte deshalb noch nicht allzu groß gewesen sein. Vereinzelt tauchen jedoch bereits Namen von sächsischen Bergleuten, Erzschnelzern, Glasmachern und dergleichen „Kunsterfarnen“ auf, wobei sich deren Einsatz zunächst auf den europäischen Teil dieses gigantischen Landes beschränkt haben dürfte. Hier existierten bereits primitive Bauernschmieden, wo Kupfer- und Eisenerze in kleinen Handöfen geschmolzen wurden, um daraus einfache Gerätschaften zu fertigen. In ähnlicher Weise versuchte man sich in der Gewinnung von zufällig entdeckten Seifenmineralien, wie Gold, Platin und Zinn; eine höher entwickelte Technologie – z. B. zur Gewinnung von Silber – kannte man allerdings noch nicht, zumal auch kaum entsprechende Lagerstätten aufgefunden wurden.

Die Herrschaft des großen Reformators Peter I. brachte den entscheidenden Durchbruch; denn auf seinem Programm, mit dem der Aufstieg des Zarenreiches zu einer europäischen Großmacht begann und das unter Katharina II. (1729–1796) seine Konsolidierung erfuhr, standen auch die intensivere geologische Erkundung sowie bergmännische Erschließung weiter Teile des Landes. Da die dafür erforderlichen Fachleute im eigenen Land nur vereinzelt zur Verfügung standen, empfahl sich der Weg in jenen Hightech-Standort, der bereits über fünf Jahrhunderte äußerst erfolgreich die Gewinnung und Verarbeitung mineralischer Rohstoffe betrieb und deshalb über das erforderliche Knowhow verfügte: das sächsische Erzgebirge. Als er 1698 mit der „Großen Gesandtschaft“ erstmals in der Residenzstadt Dresden Station machte, äußerte der „Groß Czaar aus Muscau“ – so der Vermerk im Hofjournal – erstmals unverhohlen seine diesbezüglichen Wünsche.² Im Ergebnis erging bereits am 4. Februar 1699 an die kurfürstlichen Räte ein Befehl mit dem Hinweis auf eine „Spezifikation“, in der das Ansinnen des „Moscowittischen Czaars Majestät und Liebden“ zum Ausdruck gebracht wurde, „freundbrüderliche gewisse Handwercksleute“ nach Moskau zu senden. Im Einzelnen bedeutete dies, „vermittelst des Oberbergamtes und anderer Ämter Erkundigungen ein[zu]ziehen, ob dergleichen Personen und Leute, so sich hierzu gebrauchen lassen und in Czaarische Dienste zu gehen sich entschließen möchten, anzutreffen seien.“ Weiter hieß es: „Ihre Czaaristische Majestät bitten Ihre Königliche Majestät aus

wohlgeneigter bürgerlicher affection, dass Ihre aus dero Churfürstenthum Sachsen nachspecifizierte Handwercksleute möchten überlassen werden. Die Uncosten für deren Herauskunft aus Sachsen bis an die Moßkowittische Grenze wollen Ihre Czaarische Majestät sogleich auf deren Schatz erstatten lassen.“

Als „nachspecifizierte Handwercksleute“ wurden erwünscht:

1. „Einer, der hohe eiserne Öfen zu schmelzen und zu gießen weis mit allen dazu gehörigen Instrumenten,
2. einer, der den Eisenhammer versteht und Stahl machen kann mit aller Zubehör,
3. ein Rothschildt, der metallene Stücke, Glocken, Granaten, Bomben, Carcaßen und Kugeln zu güßen versteht,
4. einer, der Pallasche, Degen und Harnische machen kann,
5. einer, der allerley Geschütz als Flinten, Carabiner, Mousqueten, Pistohlen und Doppelhacken verfertigt,
6. Bergleute, welche die Bergwerke wohl verstehen, desgleichen einen Sechtmeister, der weiß, wo zu graben ist, einen Scheider, der Silber, Bley, Kupffer und Messing wohl voneinander zu scheiden weis.

Diese Meister insgesamt möchten auch einigen Ihrer Czaarischen Majestät in Moscau Unterthanen diese Wissenschaft und Experiencz beybringen und sie darinnen unterrichten [...].“

Der letzte Passus ist insofern bemerkenswert, als Peter I. nicht nur darauf orientierte, tüchtige Fachleute ins Land zu holen, sondern auch gedachte, die erforderliche Fachausbildung im Lande zu instituieren. Damit sollte sukzessive der Aufbau eines eigenen Facharbeiterstammes erfolgen, der auch in der Lage sein sollte, für die Ausbildung vor Ort zu sorgen. Die entsprechenden Interessenten waren bald gefunden, und am Ende erklärten sich zwölf Männer bereit, in russische Dienste zu treten; sie forderten dafür allerdings eine Summe von insgesamt 3.100 Talern Jahresgehalt und ein Handgeld von 424 Talern.³ Die zunächst nach Moskau führende Reise wurde von dem kursächsischen Generalmajor Carl von Carlowitz (1658–1700) begleitet, der auch an den vorangegangenen Verhandlungen beteiligt war. In russischen Akten ließen sich noch folgende Namen finden: Berghäuer Jeremias Blechschmidt, Bergmeister Johann August Enderlein, Johann Zacharias Fachstener, Gabriel Schönfelder, Johann Paul Priefzen (oder Briefzen), Johann Frestlin, Georg Schmidt, Michael und Gabriel Lange, Andreas Bayer und Samuel Petsch. Unter den Kandidaten war auch der aus Schneeberg stammende Markscheider, Probierer und Schichtmeister Johann Friedrich Blüher; er wirkte drei Jahrzehnte erfolgreich in russischen Diensten bei der Suche und Erkundung neuer Lagerstätten und bereiste dafür fast den gesamten europäischen Teil Russlands. Auf Anweisung des Zaren kehrte er zusammen mit dem russischen „Erzsucher“ Iwan Patruschew bereits 1701 wieder nach Sachsen zu-

2 Allein in Amsterdam, der ersten Station seiner Reise, hatte er bereits ca. 1.000 Mann angeheuert, die sich auf den Weg nach Russland aufmachten.

3 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, Spezial-Rescripte Nr. 3, Kammerkopial 1710, Bl. 467, 1718, Bl. 74b.

- 4 Conrad Grau: Russisch-sächsische Beziehungen auf dem Gebiet des Berg- und Hüttenwesens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Jahrbuch für die Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas 4 (1960), S. 302, 330.
- 5 Vladimir V. Filatov: Auf den Seiten alter Bücher: Der sächsische Bergmeister Johann Blüher. In: Berichte der Geologischen Bundesanstalt 35 (1996), S. 125-130.
- 6 Karl von Weber: Die Besuche Peters des Großen in Dresden. In: Archiv für die Sächsische Geschichte 11 (1873), S. 337 ff.
- 7 Liselotte Richter: Leibniz und sein Rußlandbild. Berlin 1946, S. 122.
- 8 Sein Vater Vincenz Raiser wurde bereits 1723 nach Sachsen entsandt, um Spezialisten des Bergbaus und des Hüttenwesens anzuwerben.
- 9 Christoph Gottlob Grundig: Vollständigere Nachricht von dem Leben, Schriften und Verdiensten des sel. Herrn Bergrats D. Johann Friedrich Henckel. Vgl. ADB, Bd. 11. Leipzig 1880, S. 629.
- 10 Aus dem Titelblatt der „Pyritologia“.

rück, um weitere acht Spezialisten anzuwerben, mit denen er noch im gleichen Jahr zurückkehrte.⁴ In einem 1712 an den Senat wie auch an den Zaren gerichteten Memorandum beklagte er die „Faulheit der Bergleute, die Hindernisse zur Ausdehnung derselben bereiten und Einrichtungen zerstören“, beschreibt aber auch seine Beobachtungen: „An verschiedenen Anzeichen, die ich während meines eifrigen und treuen Dienstes feststellen konnte, kann ich beteuern, daß Russland nicht nur aufgrund seiner unterirdischen als auch überirdischen Gaben gesegnet ist.“ Als einer der ersten äußerte er öffentlich, dass der Bergbau dauerhaft und sicher organisiert gehöre, da auf ihm das Wohlergehen des Staates wie auf einem breiten Rücken eines Elefanten ruhe. In diesem Sinne adaptierte er durch seinen Einfluss auch zahlreiche sächsische Erfahrungen.⁵ Einige Jahre später entsandte man schließlich auch eine größere Zahl von „Moscowitern“ zur bergmännischen Ausbildung nach Sachsen; Genaueres darüber ist allerdings nicht bekannt.

Anlässlich der Hochzeit seines Sohnes, des Zarewitsch Alexej Petrowitsch (1690–1718) mit Prinzessin Charlotte Christine Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel (1694–1715) im Schloss Hartenfels bei Torgau weilte Peter I. 1711 erneut in Sachsen. Nach einer Visite am Dresdner Hof, wo er die Kunstkammer wie auch den Bernsteindrehler Krüger auf der Schloßgasse und den Hofuhrmacher Fichtner besuchte, führte ihn der Weg auch in die Bergstadt Freiberg, um hier an einigen Probierversuchen teilzunehmen. Außerdem besuchte er die in der Nähe gelegene Hütte Halsbrücke sowie die Grube König August Erbstolln zu Niederschöna, wo er sogar vor Ort, also mit Schlägel und Eisen, arbeitete. Der Weg führte ihn schließlich zur Saigerhütte Grünthal bei Olbernhau, dem für jene Zeit modernsten Werk für die Verarbeitung von silberhaltigen Kupfererzen; Bleche aus dieser Hütte lassen sich noch heute auf den Dächern bedeutender europäischer Sakralbauten finden. Auf seiner Rückreise von Karlsbad im Oktober 1711 kam der Zar erneut nach Dresden und nahm Gelegenheit, weitere handwerkliche Einrichtungen zu besuchen und deren Kunstfertigkeit zu studieren: eine Glashütte, eine Schleif-, eine Pulver- und eine Papiermühle wie auch die Mineraliensammlung des kursächsischen Kammerherrn und Bergrates Hans Caspar Graff von Lesgewang (1670–1733). Auch beeindruckten ihn das „mit vielerlei Kunstwerken ausgestattete Haus des berühmten Hofjuweliers Dinglinger auf der großen Frauengasse“ sowie die Arbeiten des „Hofmathematikus und Mechanikus Andreas Gärtner, ein Tausendkünstler, der viele mögliche und unmögliche Erfindungen und Kunstwerke gemacht hat“. Hier kaufte er sogar „ein neues Kunstwerk, einen parabolischen hölzernen Brennspiegel“. 1712 besuchte er Dresden ein letztes Mal und bat möglicherweise erneut um Unterstützung bei der Gewinnung von dringend benötigten Spezialisten.⁶

Russlands Söhne auf Bildungsreise im Ausland

Peter I. begnügte sich jedoch keinesfalls mit derartigen „Importen“, sondern trachtete gleichermaßen danach, seine Landsleute zur Fachausbildung ins Ausland zu entsenden. Er folgte damit vor allem den Empfehlungen von Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716), der bereits 1716 in einer Denkschrift, die Gründung der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften und die Verschickung von akademischem Nachwuchs ins Ausland betreffend, angemerkt hatte: „Man könnte auch tüchtige junge Leute von allerhand Nahrungen und professiones in andere Länder reisen lassen um allda, was ihnen und Russland mangelt zu erlernen. Und sie hernach, wenn sie das Ihrige gethan wohlhalten.“⁷

Einige derartige Kandidaten dürften sich bereits Anfang des 18. Jahrhunderts auf den Weg nach Sachsen aufgemacht haben. Jedoch sorgte schließlich die 1724 gegründete St. Petersburger Akademie der Wissenschaften für ein organisiertes Programm, indem sie drei Befähigte auswählte und diese 1736 zur Spezialausbildung nach Deutschland schickte. Es waren dies Ulrich Raiser (1718–1762),⁸ Dmitri Iwanowitsch Winogradow (1720–1758) und Michail Wassiljewitsch Lomonossow (1711–1765). Sie gelangten zunächst in die Obhut des Marburger Gelehrten Christian Wolff (1679–1754) mit dem Ziel, in die „Anfangsgründe der Wissenschaften“ eingeführt zu werden. Auf dem Programm standen die Vervollkommnung der Sprachkenntnisse wie auch Unterweisungen in Mathematik, Mechanik, Physik, Chemie, Zeichnen, Logik, Metaphysik sowie verschiedenen tech-



Michail Wassiljewitsch Lomonossow, Stich, 1757
© Wikimedia

nischen Disziplinen. Gemäß Empfehlung der St. Petersburger Akademie sollten damit die Voraussetzungen für das folgende Studium des Berg- und Hüttenwesens geschaffen werden, wofür man die Bergstadt Freiberg ausgewählt hatte. 1739 trafen sie in Freiberg ein. Hier wirkte der weithin berühmte Bergrat Johann Friedrich Henckel (1678–1744), der vor allem durch sein Buch „Pyritologia, Oder: Kieß-Historie“ (1725) international bekannt geworden war und dessen „Haus zugleich meist eine Herberge solcher Fremden und Reisenden und ein Gasthof vor gelehrter Bergleute“ und „eine wirkliche Bergakademie [war], wo sonderlich Russen, Schweden, Norweger, Ungarn und Deutsche in Menge sowohl mündlich von ihm Unterricht annahmen, denn auch und nicht weniger durch Beschauung seines so zahlreichen als wichtigen Kabinetts [...] sich zu belehren und ihre Bergwerkswissenschaften sich zu bereichern wussten.“⁹

Henckel unterrichtete vor allem in den Fächern Mineralogie und Probierrunde, also chemisch-technische Mineralogie, behandelte aber auch „Lagerstätten, Ursprung, Eisen, Kupffer, unmetallische Erde, Schwefel, Arsenic, Silber, Gold, einfache Theilgen, Vitriol und Schmelz-Nutzung, Gruben-Befahrung, Umgang und Brief-Wechsel mit Natur- und Berg-Verständigen, vornehmlich aus Chymischer Untersuchung, mit Physicalisch-Chymischen Entdeckungen [...] zum Nutzen des Bergwerks, insonderheit des Chur-Sächsischen“.¹⁰

Im Henckelschen Laboratorium erwarben die drei Kandidaten naturwissenschaftliche theoretische und praktische Grundkenntnisse und erhielten gleichwohl Einblick in die wichtigsten Schriften über den Bergbau und das Hüttenwesen. Freiberg bot allerdings auch erstmals Zugang zu den praktischen Belangen, standen dafür doch zahlreiche gleichermaßen literarisch oder in der täglichen Praxis ausgewiesene Fachleute zur Verfügung. In einem Zeugnis, das Winogradow aus der Hand des Lehrers Johann Gottlieb Kern (verst. 1745) über einen Bergbau-Lehrgang erhalten hat, heißt es, dass dieser „in der praktischen Bergbaukunst und Mechanik, soweit sich diese auf den Bergbau, insbesondere auf den Bau von Kunstgezeugen, Pochmühlen sowie auf das Waschen von Erzen beziehen, und außerdem von Erzzerkleinerungsanlagen genügend Kenntnis erworben, nicht nur theoretisch auf dem Papier, sondern auch durch Anschauung in den Gruben selbst“.¹¹

Interessant ist auch eine Bemerkung Lomonossows: „Als ich aus dem Hessenland nach Sachsen kam, war ich gezwungen, ein zweites Mal die deutsche Sprache zu erlernen“¹² – was sich wohl weniger auf die Besonderheit des Sächsischen, sondern vielmehr auf die ungewöhnliche Fachsprache im Montanwesen bezogen haben dürfte. Denn während die zahlreichen nach Russland übersiedelten sächsischen Berg- und Hüttenleute ihr Vokabular in die tägliche Arbeit einbrachten und den Markscheider zum Маркшейдер, den Bergmeister zum Бергмейстер und das Oberbergamt zum



Обербергамт machten, stand Lomonossow später vor dem Problem, die jeweilige russische Entsprechung für den in Deutsch oder Latein verwendeten Begriff zu finden – eine keinesfalls leichte Angelegenheit, zumal ein dementsprechendes Fachvokabular im Russischen noch nicht zur Verfügung stand.

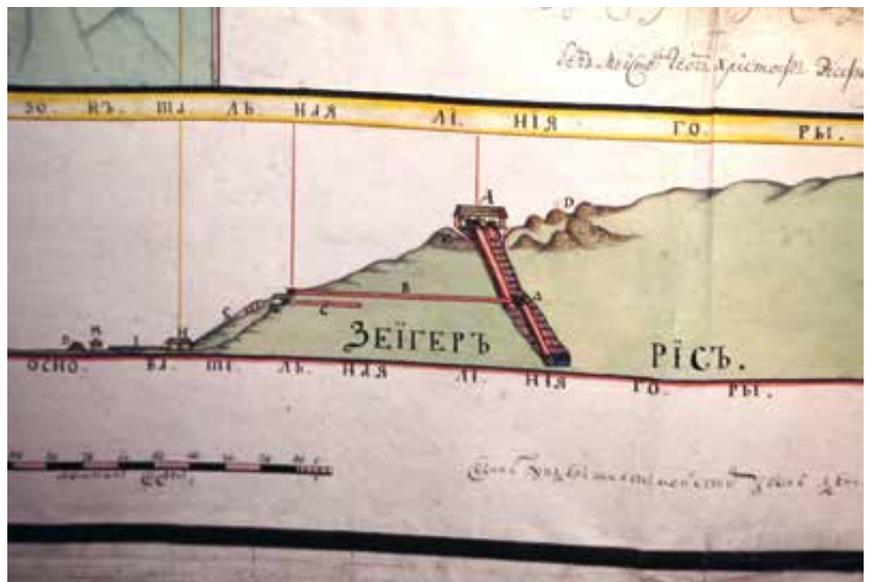
Die bei Henckel und weiteren Spezialisten sowie in praktischer Tätigkeit erworbenen chemischen, mineralogischen, hüttentechnischen und montanistischen Kenntnisse bildeten nach der Rückkehr in die Heimat eine solide Grundlage ihrer spezifischen Tätigkeiten und trugen wesentlich dazu bei, die in Freiberg erlangten Kenntnisse nach Russland zu überführen. In besonderer Weise trifft das allerdings für Lomonossow zu, der sich ab 1742 ausschließlich in genannten Fachbereichen zu verwirklichen wusste. So standen nicht nur die Neuordnung des Mineralien-Katalogs der Kaiserlichen Kunstammer, sondern auch die Analyse von Erzproben aus verschiedenen Teilen des Landes auf seinem Programm. Mit seiner Berufung zum Professor für Chemie 1745 anerkannte man schließlich seine vielfältigen Leistungen hinsichtlich der

Reisepass der Universität Marburg für die Reise Lomonossows nach Freiberg vom 13. Mai 1739

© Archiv der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften

Auf einer russischen Karte liest man das deutsche Fachwort „Saigerriß“ auf Russisch.

© Staatliches Archiv, Omsker Oblast, Fond 3



- 11 Zit. in: Walther Herrmann: Berggrat Henckel – ein Wegbereiter der Bergakademie. Berlin 1962, S. 109.
- 12 М. В. Ломоносов: Первые основания металлургии или рудных дел. Санкт-Петербург 1763, стр. 396.
- 13 In der Allgemeinen Deutschen Biographie, Band 11 (1880), S. 760 f., ist zu Henckels Versuchen vermerkt: „Es glückte ihm bald, für die Porzellanfabrikation nutzbare Versuche zu machen, welche in Meißen mit Vortheil in Anwendung gebracht wurden. Als Anerkennung hierfür wurde er vom König August II. zum kurfürstlich sächsischen Bergrath ernannt und vielfach in technischen Fragen zu Rathe gezogen.“
- 14 Ludwig Schnorr von Carolsfeld: Porzellan der europäischen Fabriken im 18. Jahrhundert. Berlin 1912, S. 262.
- 15 Vgl. Georg Engelhard(t) von Löhneiß: Bericht vom Bergwerck. Leipzig 1690, sowie Lazarus Ercker: Aula Subterranea Domina Dominantium Subdita Subditorum. Das ist: Untererdische Hofhaltung / Ohne welche weder die Herren regieren / noch die Unterthanen gehorchen können. Frankfurt/Main 1672.

Erstausgabe von Lomonossows Buch „Первые основания металлургии или рудных дел“ („Anfangsgründe des Berg- oder Hüttenwesens“), St. Petersburg 1763
Foto: Friedrich Naumann

chemischen Analytik, der Herstellung farbiger Gläser sowie der Aufklärung chemischer Prozesse. Ergebnisreich waren auch die Versuche zur Herstellung von Porzellan, die er – gemeinsam mit Winogradow und in Kenntnis der bei Henckel kennengelernten Rezeptur – in seinem Laboratorium auf der Wassiljew-Insel durchführte, das damit zum ersten wissenschaftlichen Silikat-Laboratorium Russlands avancierte.¹³ Dabei ging es nicht nur um die Auswahl der entsprechenden Rohstoffe, sondern auch um einen Glasurversatz, der bei entsprechenden Temperaturen ausfließt und mit dem Porzellan eine innige Verbindung eingeht. Schließlich galt es, die komplizierte Technologie des Färbens – bereits Johann Friedrich Böttger (1682–1719) experimentierte mit Auf-, Unter- und Inglasurfarben – zu erforschen, was wohl auch die acht Jahre währende Forschungsarbeit erklärt. In diesem Sinne konnte weitestgehend auf die in Freiberg erworbenen Kenntnisse zurückgegriffen werden, zumal das Meißner Hartporzellan unter wesentlicher Mitwirkung von Freiburger Fachleuten vervollkommenet wurde – und damit kein „Arcanum“ mehr blieb.

Winogradow gelang es schließlich, die erforderlichen einheimischen mineralischen Rohstoffe zu finden, das waren Ton aus Gschel, vermischt mit feingemahlenem Olonezer Quarz und Alabaster. Vor ihm hatte sich bereits der „Arcanist“ Christoph Conrad Hunger, „ein ehemaliger Meißner Arbeiter, der sich vorher in Wien, Venedig, Dänemark und zuletzt in Schweden herumgetrieben“ und „in den vier Jahren seiner Tätigkeit kaum ein halbes Dutzend schlecht geratener Tassen fertiggestellt“ hatte, in der 1744 gegründeten St. Petersburger Porzellanmanufaktur versucht – allerdings weitgehend erfolglos.¹⁴ In diesem Sinne gilt Winogradow durchaus als „Erfinder“ des ersten russischen Porzellans.

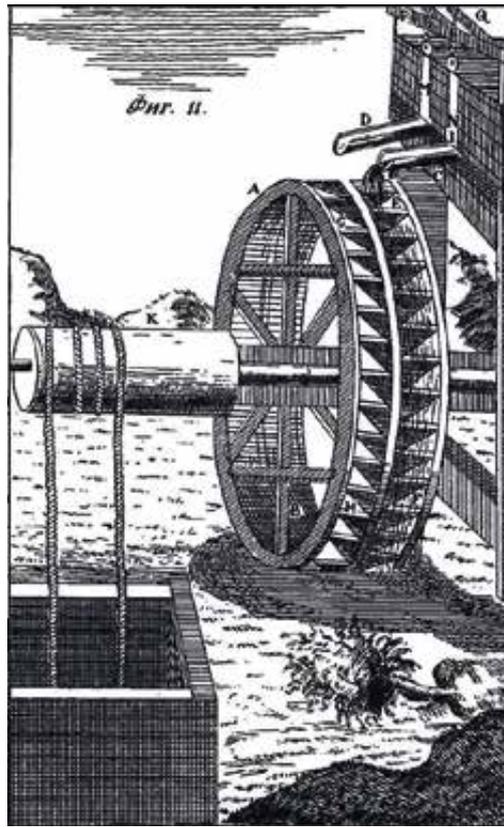
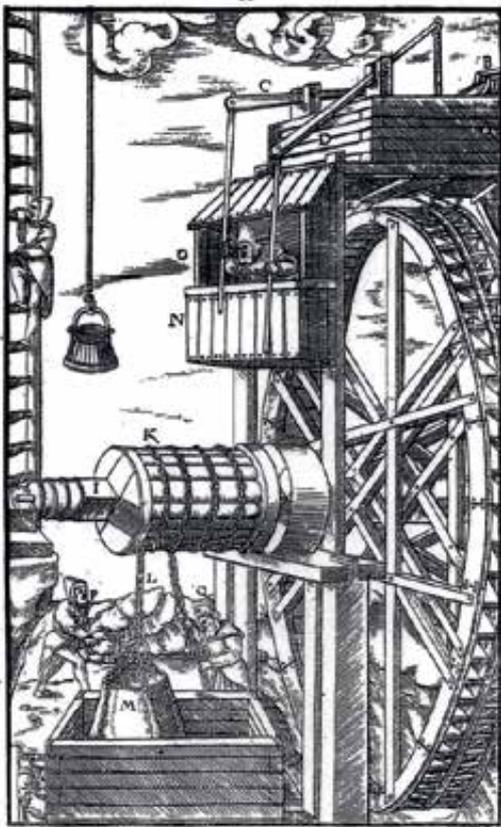
Zu Lomonossow wäre noch zu ergänzen, dass seine umfangreiche literarische Tätigkeit in weiten Teilen auf dem in Freiberg Erworbenen aufbaute. Seine Arbeiten zum Montanwesen lassen sich bis

zu seinem Lebensende verfolgen, wobei ihm die russische Heimat umfangreiche Möglichkeiten bot, das noch lückenhafte wissenschaftliche Mosaik zu vervollkommen. Er begann deshalb bereits 1742 mit vorbereitenden Arbeiten zu einer umfassenden Monographie über Bergbau und Hüttenwesen mit den Themen Mineralogie, Metallurgie, Suche und Erkundung, Markscheidewesen, Probieren von Erzen und Metallen sowie Aufbereitung und Verhüttung, schließlich zu Abbau und Wetterführung. Er rezipierte dafür vor allem Agricolas „De re metallica libri XII“, aber auch die Schriften von Georg Engelhard(t) von Löhneiß (1552–1622) sowie des berühmten „Berg- und Müntz-Meister im Königreich Böhmen“ Lazarus Ercker (1528/1530–1594).¹⁵ 1763 erschien das Buch „Первые основания металлургии или рудных дел“ („Anfangsgründe des Berg- oder Hüttenwesens“).

Dass es Lomonossow nicht bei der Übernahme der Vorlagen beließ, sondern über das in der Literatur Bekannte weit hinausging, belegen die in den vorgelegten Schriften ausgearbeiteten wissenschaftlichen Grundlagen. Die St. Petersburger Akademie empfahl, das Buch allen Berg- und Hüttenwerken im Ural, im Altai und anderen Gegenden Russlands zuzusenden, um Grubenbesitzern und Bergleuten das spezifische Wissen zur Verfügung zu stellen, zumal zu jener Zeit viele Lagerstätten neu entdeckt wurden, man also meist noch am Anfang stand. In diesem Zusammenhang mahnte Lomonossow auch die Ausbildung von entsprechenden Fachleuten an, empfahl jedoch gleichermaßen, „die Jungen und Mädchen für die Suche nach Stein-, Sand-, Lehm- und Felsproben zu begeistern, um auf diesem Wege neue Lagerstätten zu finden“. Auf diese Weise machte er das Wissen für den Bergbau und das Hüttenwesen Russlands verfügbar, zumal bis zum Zeitpunkt der Veröffentlichung kein derartiges russisches Fachbuch existierte, man bediente sich also lediglich des lokal geprägten und deshalb beschränkten Erfahrungswissens. Neu war demgegenüber die Behandlung aller für diese Zeit wichtigen Fragen der Suche und Erkundung von Lagerstätten mineralischer Rohstoffe, der Errichtung und des Ausbaus von Schächten und Stollen, der Förderung, Wasserhaltung, Wetterführung und Vermessung von Grubenfeldern. Zudem empfahl es zahlreiche Neuerungen, z. B. die Wasserkünste auch zum Zweck der Förderung von Erzen und Gesteinen einzusetzen. Bezüglich der Metallurgie legte es zugleich den Grundstein für die moderne technische Chemie, wobei zahlreiche neu definierte Kriterien Einzug in die chemische Analytik fanden.

Der mannigfaltige Rückgriff auf seine Freiburger Zeit und die dort gewonnenen Erkenntnisse lassen sich vor allem in praktischen Fragen belegen; in großzügiger Weise übernahm er aber auch ausgewählte Themen. So fügte er seinem Buch – nicht zuletzt als Referenz an die sächsischen Gelehrten – acht Seiten Kupferstiche mit 43 ausgewählten Abbildungen bei, die er hauptsächlich Agricolas Hauptwerk „De re metallica libri XII“ entnahm,





links: Kehrrad zum Wasserheben aus Georg Agricolas „De re metallica libri XII“

rechts: Kehrrad zum Wasserheben aus Lomonossov's Buch über das Berg- und Hüttenwesen. Lomonossov übernahm auch die Fehler des Originals: Die Befestigung der Welle ist unzureichend, das umlaufende Seil ist nicht wechselseitig angeordnet, kann so also nicht funktionieren.

dabei geringfügig ergänzte oder neueste Erkenntnisse einarbeitete.¹⁶ Mit Rücksicht auf die spätere Rezeption des Fachbuches sollten die Zeichnungen als Hilfe und Unterstützung für die Praxis dienen, zumal nur ein geringer Teil der Berg- und Hüttenleute über die Fertigkeit des Lesens verfügte und grafische Darstellungen technischer Sachverhalte bekanntermaßen über einen sehr viel größeren Informationsgehalt als verbale Informationen verfügen.

Bergverwaltung und Schulwesen

Peter I. hatte möglicherweise bereits in Sachsen erfahren, dass hinsichtlich des Aufbaus eines erfolgreichen Montanwesens auch entsprechende Verwaltungsstrukturen erforderlich sind. An der im Jahre 1700 erfolgten Gründung eines Verwaltungsamtes für Erzangelegenheiten wie auch des 1719 geschaffenen Berg-Kollegiums zur Verwaltung von Bergwesen und Artillerie war Sachsen offensichtlich noch nicht beteiligt. 1736 kam es jedoch zur Gründung des Generalbergdirektoriums unter Leitung von Oberberghauptmann Curt Alexander von Schönberg (1703–1761).

Vorausgegangen war ein Ersuchen der russischen Zarin Anna Iwanowna (1693–1740) an den sächsischen Hof, „man möge ihr einen Cavalier oder sonst einen angesehenen Mann, dem sie durch Ertheilung eines Characters unter der hiesigen Nation eine größere Autorität geben könnte, anerschicken, der in Bergwerkssachen genugsam Wissenschaft und Erfahrung hätte, um das hiesige Reichsbergwesen und die davon geschickten Rap-

ports und Erze zu untersuchen. Am allerliebsten würde man sehn, wenn ein solcher selbst eine Reise durch das Reich thun und die schon angelegten Werke oder gefundenen Anbrüche persönlich visitiren wollte. Ihre Majestät die Kaiserin wollten, dafern sich ein solcher Mann finde, in dessen Belieben stellen, wie viel und was für andere Bergarbeiter er zu einer dergleichen Untersuchung annehmen und unter seinem Commando anher bringen wolle. Er solle alle Zeit nach Gefallen wieder zurück nach Sachsen zu reisen die Freiheit haben, und da er selbst Conditiones aufschreibe und sie am besten, wenn er erst selbst anher komme, machen könne, so geben Ihre Maj. die Kaiserin zum voraus und überhaupt ihr Wort, dass ihm und seinen Leuten einer der genereusesten und austräglichsten Accords gemacht werden solle.“¹⁷

Die kursächsische Regierung beförderte offensichtlich die Entsendung des erfahrenen Oberberghauptmanns nach Russland, zumal man die strategische Absicht verfolgte, die russische Eisenindustrie wie auch die Situation auf dem Rohstoffmarkt genauer kennenzulernen; ein Eintritt in russische Dienste sollte allerdings vermieden werden. Bereits in Dresden wurden 6.000 Reichstaler Reisegehalt angewiesen, in Warschau nochmals 4.000. Begleitet von 15 Bergbeamten, Berg- und Hüttenleuten traf von Schönberg am 31. Mai 1736 in St. Petersburg ein, um das Generaldirektorium über das gesamte Bergwesen zu übernehmen. Als jährliches Gehalt wurden 6.000 Rubel – zuzüglich „freier Equipage und Wohnung“ – vereinbart. An Schönbergs Seite arbeiteten der Aktuar Karl Gottlieb Voigt und der aus Schweden stammende

16 Vgl. Friedrich Naumann (Hrsg.): Michail Vasil'evič Lomonosov. Schriften zur Geologie und zum Berg- und Hüttenwesen (1742–1765). Berlin 2018.

17 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, Geheimes Kabinett, Die von dem russisch-kaiserlichen Hofe aus Sachsen verlangten Künstler etc. 1698.



Grabplatte Feodor Grals im Museum des Goldbergwerks Beresowsk (Ural). Übersetzung der russischen Inschrift: „An diesem Ort liegt der verstorbene Unterschichtmeister sächsischer Abstammung Feodor Gral, Sohn des Kunst-Maschinenmeisters Jürgen Gral, welcher auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit vom 2. Januar 1800 in den Dienst der Jekaterinburger Goldbergwerke eintrat; geboren am 27. Juli 1776, gestorben am 20. August 1806 im 30. Jahr und drei Wochen nach seiner Geburt. Oh Du! Vorbeigehender erinnere Dich, daß enden werden Dein Ruhm und Ehre in aller Welt. Es kommen auch für Dich Deiner letzte Tage Minuten. Verhüte nun, daß Trauer zum Herzen fließt!“

Foto: Friedrich Naumann

Wilhelm Blankenhagen. Bei Aufnahme seiner Tätigkeit konnte er sich durchaus der Gunst der Zarin versichern; Unterstützung erfuhr er auch von deren Günstling Ernst Johann von Bühren, genannt Biron (1690–1772).

Über die Probleme der Anfangszeit geben die später erstellten „Anmerckungen / Über die Schoembergische Speciem Facti“ Auskunft, hier heißt es: „Bey Ankunft des von Schoemberg, war gar kein besondres Berg-Collegium, sondern man hatte dasjenige welches vor dem unter diesem Nahmen bekannt gewesen, dem Commerce-Collegio incorporirt, daher es über drey Monathe dauerte, ehe dem von Schoemberg auf sein inständiges Anhalten ein einziger Berg Rath und einige Copisten, die weiter nichts als die Schreiberey verstanden, zugegeben wurden. An Berg Werck erfahrenen Leuthen deren Hülfe und Rath er sich bedienen können, war ein solcher Mangel, daß man wie die damahls im Cabinet geführte Acten ausweisen müssen, deshalb nicht einen einzigen in Vorschlag zu bringen wußte.“¹⁸

Zunächst ging es um die Erarbeitung eines neuen Bergreglements, da sich die Zahl der neuen Bergwerksbetriebe erheblich vermehrt hatte. Zu regeln waren auch die Beziehungen zwischen staatlichen und privaten Unternehmen. Die Arbeit der dafür 1738 eingesetzten Kommission, zu der auch russische Mitglieder zählten, scheiterte jedoch an grundsätzlichen Disparitäten. Das Bergreglement wurde 1739 schließlich doch verkündet.

Nachdem es ihm gelungen war, dass die Bergwerke der Krone frei gegeben wurden, erwarb er selbst eine Reihe von Unternehmen; möglicherweise hegte er die Absicht, zum ausschließlichen Beherrscher des russischen Montanwesens zu werden. Dabei wurde er durch den russischen Gesandten in Dresden Hermann Carl von Keyserlingk (1696–1764) insofern unterstützt, als dieser in Freiberg weitere 66 Berg- und Hüttenleute für eine Tätigkeit in Russ-

land gewinnen konnte, die in den durch von Schönberg erworbenen Eisenerzwerken in Blagodan im Ural und den Silber- und Kupferbergwerken in Lappland eingesetzt wurden – ein weiteres Beispiel für den direkten Transfer von spezifischem Know-how von Sachsen nach Russland. Schließlich bemühte er sich auch noch der Salzindustrie und des Walfischfangs. Als Direktor einer speziell gegründeten „Berg-Gesellschaft“ unter Beteiligung der Zarin, des genannten Biron sowie dessen Bruder Gustav war er damit am Ziel seiner Absichten angelangt.

Curt Alexander von Schönberg entwarf zwar einen Organisationsplan und machte zahlreiche Inspektionsreisen, traf dabei allerdings auch auf Widerstand. Zahlreiche riskante, möglicherweise auch unlautere Geschäfte, nicht zuletzt undurchsichtige Intrigen im Zusammenhang mit Veränderungen in den Regierungsgeschäften und der Vorwurf der Gesetzesverletzung kosteten Schönberg schließlich seine einflussreiche Position. Nicht einmal seine englischen und französischen Geschäftspartner und engen Freunde konnten ihn retten, so dass er – seiner Privilegien und Pfründe beraubt und sogar über zwei Jahre arretiert – 1745 die Heimreise antreten musste.¹⁹

Unabhängig davon suchte man zur gleichen Zeit in den neu entdeckten Lagerstätten im Altai (Kolywan-Woskresensker Bergbaudistrikt im Besitz der Krone) mittels entsprechender Erlasse den Einsatz sächsischer Spezialisten abzusichern. Diese stammten entweder aus den Uraler Betrieben des einflussreichen Unternehmers Akinfi Nikititsch Demidow (1678–1745) oder aus den Kronswerken von Olonez, Jekaterinburg und Nertschinsk. Auf der Basis von Verträgen, die zwischen potentiellen Interessenten und dem russischen Botschafter in Dresden geschlossen wurden, reisten auch permanent neue, hochqualifizierte Spezialisten nach, so dass die wichtigsten Betriebe mit ausgewiesenen sächsischen Fachleuten besetzt werden konnten.

Ende des 18. Jahrhunderts betrug der Anteil deutscher Fachleute im ingenieurtechnischen Bereich der Altai-Betriebe bereits 22,2 Prozent – gegenüber 10,1 Prozent im ersten Jahrzehnt des Bestehens der Kabinettsbetriebe. Die Besetzung der leitenden administrativen Positionen erfolgte nur mit erstklassisch ausgebildeten und praktisch erfahrenen Personen, so dass sich der Verwaltungsapparat der Altaier Berg- und Hüttenwerke zu einem der besten im russischen Staat entwickeln konnte. Es sei an dieser Stelle nochmals in Erinnerung gebracht, welche technologischen Erfordernisse auf dem Weg zwischen Suche und Erkundung und dem Vorliegen des Endproduktes zu bewältigen waren und was dies hinsichtlich des Aufbaus und des Betriebs neu aufgefunderer Lagerstätten bedeutete.

Um dieses Niveau zu sichern, begann man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit der Schaffung eines fachgebundenen Ausbildungssystems und gründete entsprechende militärisch ausgerichtete Bergschulen – z. B. 1753 die Arithmetik-

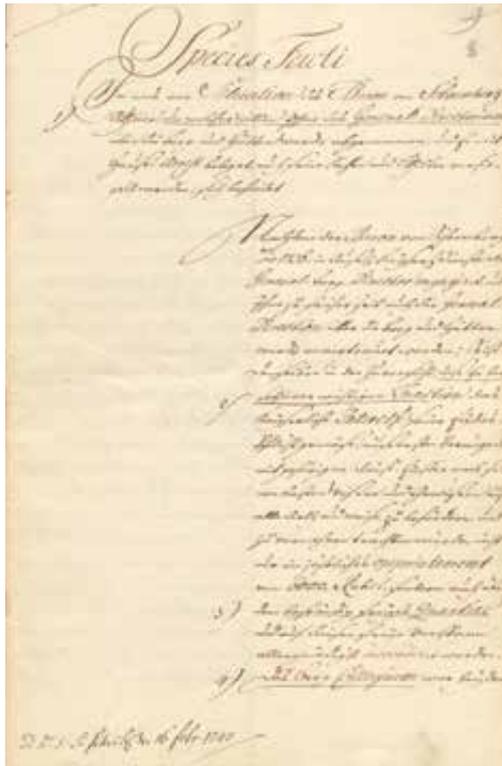
18 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10025 Geheimes Konsilium, Loc. 05184, Der in Rußland in unglückliche Umstände geratene Oberberghauptmann von Schoenberg, Bl. 24.

19 Karl von Weber: Der Oberberghauptmann Curt Alexander von Schönberg in Rußland 1736 flg. In: Archiv für die Sächsische Geschichte 8 (1870), S. 303–316, vgl. Matthias Donath: Rotgrüne Löwen. Die Familie von Schönberg in Sachsen. Meißen 2014, S. 401 f.

schule in Barnaul, wobei für deren Leitung oft kirchliche Funktionsträger eingesetzt wurden. Unterrichtet wurden nicht nur Lesen, Schreiben, Arithmetik, Chemie, Deutsch, Zeichnen und Religion, sondern auch praxisrelevante Fächer, wie z. B. „Erz-Erkennung“. 1781 unterrichtete man in den sechs Altaier Bergschulen bereits 800 Schüler. Eine große Rolle spielte dabei die deutsche Fachliteratur, für deren Beschaffung das Kabinett Sorge trug und zu dessen Studium alle Bergoffiziere verpflichtet wurden.²⁰

Der Aufbau einer geregelten Ausbildung im Berg- und Hüttenwesen ist auch mit den Namen Wassili Nikititsch Tatischschew (1686–1750) und Georg Wilhelm Henning (1676–1750) verbunden; beide sind zudem in einem Atemzug mit der 1723 erfolgten Gründung Jekaterinburgs zu nennen. Henning, der seinen Namen mit der Übersiedlung nach Russland in Hennin bzw. Gennin (russ. Геннин) änderte, hatte bereits 1716 eine Schule in Olonez eingerichtet, deren Erfolg allerdings zu wünschen übrigließ. Tatischschews Bemühungen, an verschiedenen Werken des Uraler Bergbaus spezielle „Betriebsschulen“ zur Vermittlung grundlegender Kenntnisse zu gründen, erfüllten sich auch nur zögerlich. Allein der Bergschule (russ. Горнозаводская школа) in Jekaterinburg war ein gewisser Erfolg beschieden, so dass 1734 bereits 108 Schüler unterrichtet werden konnten. Hierbei orientierte man gleichermaßen auf eine gediegene Grundausbildung, der schließlich die Vermittlung von Spezialkenntnissen folgte.

Zu nennen ist auch der Deutschstämmige, in Moskau geborene Johann Schlatter (1708–1768). Schlatter agierte zunächst im Berg-Kollegium, später als Direktor des russischen Münzhofes und hat sich in dieser Funktion mit zahlreichen Arbeiten zum Münzwesen und zur Probierkunst ausgewiesen; als Mitglied des Berg-Kollegiums war er jedoch gleichzeitig mit Fragen des Bergbaus und des Hüttenwesens beschäftigt. Und so erarbeitete er auch ein fast 400 Seiten umfassendes vierbändiges Fachbuch, in dem er seine Erfahrungen als Probierer, also Analytiker von Erzen, wie auch zahlreiche technische Sachfragen erörterte und darlegte.²¹ Interessanterweise lassen sowohl die Texte wie auch die zahlreichen hochwertigen Kupferstiche gleichermaßen eine deutliche Anleihe bei sächsischen Gelehrten – beginnend bei Agricola – erkennen. Einen anderen Weg sah man darin, den Kern des russischen Corps der Bergingenieure aus Absolventen der 1755 gegründeten Moskauer Staatsuniversität sowie aus Kadetten zu rekrutieren. Für die Berufsausbildung der Adelssprosse – in der Regel avancierten diese nach dem Examen zu Oberoffizieren – sollten als Ausbilder wiederum Deutsche verpflichtet werden. Deutsche Sprache und deutsche Fachliteratur, mithin eine Ausbildung nach modernen Gesichtspunkten, standen somit stets auf der Agenda. Den Kursanten konnten auf dieser Basis die neuesten Erkenntnisse auf den Gebieten der Geologie, Mineralogie, Chemie, Physik, Bergbaukunde und Metallurgie vermittelt und zudem



Rechtfertigung der Zarin Elisabeth (1709–1762) zum Verfahren gegen Curt Alexander von Schönberg

Einblicke in bedeutende Innovationen geboten werden.

Um eine Ausbildung auch auf akademischem Niveau zu gewährleisten, möglicherweise angeregt durch die seit 1765 in Freiberg existierende Bergakademie, gründete man 1773 in St. Petersburg auf Initiative des Senators Michail F. Sojmonow (1730–1804) und durch Erlass von Zarin Katharina II. eine spezifische Bergbau-Lehranstalt (Горное училище) – die heutige Nationale Universität für Mineralische Ressourcen. Für die in deutscher Sprache abgehaltenen Lehrveranstaltungen stand in den Anfangsjahren der Absolvent der Freiburger Bergakademie Hans Michael Renowantz (1744–1798) zur Verfügung. Im Range eines „Oberhüttenverwalters“ unterrichtete er von 1774 bis 1798 an der Petersburger Anstalt in den Fächern Mineralogie, Physik, Bergbau und Markscheidekunde und brachte damit das in Freiberg Erworbene direkt in den Lehrbetrieb ein. Auch realisierte er den Plan eines Lehrbergwerkes, um den Studenten die Untertagesituation zu vermitteln; es existiert noch heute. Mit dem 1788 in Reval erschienenen Standardwerk „Mineralogisch-geographische und andere vermischte Nachrichten von den Altaischen Gebürgen Russisch Kayserlichen Antheils“ hinterließ er zudem ein wertvolles Dokument über die Frühzeit des altaischen Bergbaus. Das in Deutsch abgefasste Buch wurde sogar den Geschäftsstellen der Bergwerksunternehmen in Suzun, Tomsk, Lakot, Alejsk und Pawlowsk als Pflichtliteratur für Bergstabs- und Bergoberoffiziere zugesandt.

An dieser Stelle verdient noch ein Name genannt zu werden, dessen relativ ausgereifte Vorstellungen zur Etablierung einer höheren Form der berg- und hüttenmännischen Ausbildung leider nicht ver-

20 Ol'ga A. Gerber: Deutsche Ingenieure und technische Fachleute in den Kabinettsbetrieben des Altai. In: Kerstin Aranda/Andreas Förster/Christian Suckow (Hrsg.): Alexander von Humboldt und Russland. Eine Spurensuche. Berlin 2014, S. 329–338.

21 Иван А. Шлаттер: Обстоятельное наставление рудному делу состоящее из 4 частей, в которых описаны рудокопные места, жилы и способы для прииску оных, також учреждение новых рудников, потребныя к рудному производству машины, разобраніе, толчение и промывание руд. СПб. 1760.

Mitteilung über die Gründung der Bergakademie Freiberg in der St. Petersburgischen Zeitung vom 12. Oktober 1766

Auszug eines Schreibens aus Freyberg, in Sachsen, vom 12. Oct.
In unfrer Stadt, die man von langen Jahren schon für die hohe Schule der Bergwerkswissenschaften gehalten, haben unfer Durchl. Churfürst in diesem Jahr eine Berg-Academie errichten lassen, auf welcher täglich die Physik, Geometrie, Mathematik und Metallurgie soll geleset werden.

- 22 Иоганн Готлоб Леман: Патриотические мысли о том, какую пользу развитию горного дела может оказать учреждение Горного кадетского корпуса. 1766. Рукопись // ПФА РАН. Ф.3. Оп. 3.
- 23 Jacob von Staehlin, bekannt durch den Bestseller „Originalanekdoten von Peter dem Großen“ (Leipzig 1785), wurde 1735 an die St. Petersburger Akademie berufen, wo er 1737 die Professur für Rhetorik erhielt; als universell tätiger Repräsentant der Aufklärung machte er sich vor allem um die Wechselwirkung deutscher und russischer Kultur verdient.
- 24 Vgl. dazu auch Werner Kroker: Lehmann, Johann Gottlob. In: Neue Deutsche Biographie (NDB), Bd.14, Berlin 1985, S. 84; sowie N. M. Rasikin: K predystorii organizazii Gornogo učilišča, v. kn.: V. V. Tichomirov: Geologia Leningradskogo gornogo instituta, Moskva 1974, S. 9-22.

wirklicht wurden: Johann Gottlob Lehmann (1719–1767). Der in Langenhennersdorf bei Bad Gottleuba Gebürtige fand nach medizinischen Studien in Leipzig und Wittenberg den Weg zu Geologie, Mineralogie und Metallurgie und machte bald mit den Schriften „Kurtze Einleitung in einige Theile der Bergwercks-Wissenschaft“ (1751) und „Versuch einer Geschichte von Flötz=Gebürgen“ (1756) auf sich aufmerksam – was zur Ernennung als Berater und der Berufung in die Berliner Akademie der Wissenschaften führte. Seither gilt er auch als Begründer der wissenschaftlichen Stratigraphie. 1761 folgte er einem Ruf der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften als Professor für Chemie und Direktor des Naturalienkabinetts. Bestandteil seines Vertrages war auch seine Mitwirkung bei der Ausbildung von Mineralogen, Geologen und Bergleuten. Die Einsicht, dass Russland eine höhere technische Lehranstalt brauche, legte er am 27. April 1766 in der Schrift „Patriotische Gedanken darüber, wie die Einrichtung des Bergkadetten-Corps für die Entwicklung des Bergbaus von Nutzen sein kann“ dar.²² Darin konstatierte er dem Bergbau des russischen Kaiserreichs einen mangelhaften Zustand und empfahl zu dessen grundsätzlicher Veränderung zwei Wege: Zum einen, dass sich die Situation durch die Einladung ausländischer Fachkräfte verbessern, schließlich dass sich ein Berg-Kadetten-Corps einrichten ließe, an dem 15- bis 18-jährige ausgebildet werden könnten. Gelehrt werden sollten „höhere Wissenschaften“, die sonst nur den Universitäten vorbehalten waren. Den Lehrkräften sollte der Titel eines „Professors“ in Aussicht gestellt und den Absolventen die Beamtenlaufbahn garantiert werden.

In einem 12-Punkte-Programm entwarf er die Organisation des Lehrbetriebes sowie der Prüfungsmodalitäten. Aus unbekanntem Gründen kam dieses Papier nicht in Umlauf, sondern fand seinen Weg in das Privatarchiv des zu diesem Zeitpunkt einflussreichen Akademiemitglieds Jacob von Staehlin (1709–1785),²³ seine Verwirklichung blieb somit aus.²⁴

Unter Zarin Katharina II., deren Reformpolitik auch eine allgemeine Schulreform nach deutschem Muster einschloss, wurde Bildung schließlich zur Staatsangelegenheit erklärt. Allerdings erwies es sich als recht schwierig, in diesem Riesenreich ein modernes Bildungssystem zu implementieren und deutsche, später auch österreichische Vorbilder dafür zu adaptieren. Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass zahlreiche Beamte und Gelehrte deutscher

Herkunft überproportional in verschiedenen Bildungskommissionen vertreten waren. Die flächendeckende Heranziehung „brauchbarer Söhne des Vaterlandes“ zu gefügigen Untertanen und damit die Etablierung eines soliden Bildungssystems erwiesen sich somit als schwierig, obwohl man auf dem richtigen Wege war.

Die wissenschaftlichen Kontakte zwischen den beiden Ländern entwickelten sich trotz allem gedeihlich, was darin zum Ausdruck kam, dass jedes Jahr ausgewählte Kandidaten nach Freiberg zur montanistischen Ausbildung geschickt wurden – bis zum Jahre 1914 waren dies über 800, wobei neben dem Studium auch die Inspektion ausgewählter Gruben und Hütten auf der Agenda stand.

Der Freiburger Hochschullehrer Carl Schiffner (1865–1945) schreibt hierzu: „Gerade zwischen dem Kaiserlich-russischen Bergcorps und dem russischen Bergwesen einerseits und der Bergakademie und ihren Dozenten andererseits aber haben von Anfang an bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus ganz besonders enge und freundschaftliche Beziehungen bestanden. Das russische Bergwesen war damals militärisch organisiert. Zahlreiche, bereits im Amte befindliche, vielfach im Offiziersrang stehende Bergbeamte haben zur Vervollständigung und Vertiefung ihrer Kenntnisse noch in Freiberg studiert und es später im russischen Bergcorps teilweise bis zu den höchsten Stellen gebracht.“²⁵

In diesem Sinne folgten zahlreiche Freiburger Gelehrte auch Einladungen nach Russland, um spezielle Aufgaben zu übernehmen:

Im Sommer 1851 besuchte der Freiburger Professor für Mineralogie Friedrich August Breithaupt (1791–1873) das „Kaiserlich-russische Bergingenieurs-Corps zu Sct. Petersburg“, um die dortige Mineraliensammlung zu inspizieren und die fachlichen Kontakte mit den russischen Experten zu vertiefen. Im Ergebnis der Reise kam es zum Austausch ansehnlicher Mineralienkollektionen. In einem diesbezüglichen Dankschreiben des Chefs des Stabes des Kaiserlich-Russischen Berg-Ingenieur-Corps, Generalmajor Wassili M. Samarski (1807–1870),²⁶ heißt es: „Ich wünsche und hoffe, daß auch ferner die Verbindungen zwischen unserer und der Königlich-Sächsischen Bergadministration auf demselben freundschaftlichen Fuße verbleiben mögen als wie bisher u[nd] werde ich meinerseits dieses schöne Ziel stets im Auge haben.“²⁷

Zur Begutachtung aller „Lagerstätten der kaiserlichen Domänen“ im Ural gewann man Carl Hermann Müller (1823–1907), einen bekannten Spezialisten für Ganglagerstätten, der sich diesbezüglich nicht nur zu sächsischen Erzlagerstätten, sondern auch durch Studien in Thüringen, Niederschlesien, Spanien und Norwegen ausgewiesen hatte. 1865 trat er seine Reise nach Russland an, um seinen verantwortungsvollen Auftrag zu realisieren. Bereits zu Lebzeiten galt er als der bedeutendste Gang-Geologe Sachsens, und noch heute sprechen die Fachkreise mit Hochachtung von ihrem „Gang-Müller“.



Titel des Standardwerks „Mineralogisch-geographische und andere vermischte Nachrichten von den Altäischen Gebürgen Russisch Kayserslichen Antheils“, Reval 1788
 Foto: Friedrich Naumann

Der Freiburger Bergpatron und Professor Carl Bernhard von Cotta (1808–1879) wurde schließlich erachtet, die im Privatbesitz des russischen Kaiserhauses befindlichen wissenschaftlichen Arbeiten (bis 1870) über den Altai, speziell des Gold-, Silber- und Kupferbergbaus, zusammenzufassen. Cotta hatte dieses Gebiet bereits 1868 in kaiserlichem Auftrag bereist, um diverse Erzlagerstätten zu inspizieren und darüber Bericht zu erstatten, zugleich aber eine umfangreiche geologische Untersuchung des ganzen Gebietes anzubahnen. Als Ergebnis erschien 1871 sein Hauptwerk „Der Altai – sein Aufbau und seine Erzlagerstätten“.

Im Zusammenhang mit den zahlreichen Kontakten begann man auch mit der Einrichtung einer Modellkammer, um auf diesem Wege miniaturisierte Maschinen und Anlagen des Berg- und Hüttenwesens zur besseren Veranschaulichung der Arbeitsprozesse zur Verfügung zu stellen. Neben einer eigenen Fertigung wurden auch Modelle von der Freiburger Bergakademie bezogen, nachdem Oberbergpatron Friedrich Wilhelm von Oppel (1720–1769) – einer der Begründer der Bildungseinrichtung – mit der Stiftung seiner privaten Sammlung von Mineralien, Büchern und Bergbaumodellen die diesbezügliche Grundlage gelegt hatte. Ein russisches Dokument aus dem Jahre 1837 weist beispielsweise folgende Modelle aus, die zum Preis von 5.350 Rubel aus Freiberg erworben wurden: Wassergöpel, Passagier-Pferdegöpel, Wassersäulenmaschine (Alte Mordgrube), Kunstgezeug, Stoßherd, Setzmaschine, Handsetzmaschine, Pochmehltreibungssieb, Stempel-Pochwerk, Dampfmaschine.²⁸

Diese Modelle, die im Wesentlichen in der Maschinenbauwerkstatt zu Halsbrücke, später auch an der Bergakademie hergestellt wurden und mit den Namen August Friedrich Klopfer und Carl Gottfried Schumann (1813–1867) verbunden sind, erweiterten den Bestand der in den 1770er Jahren gegründeten St. Petersburger Modellsammlung erheblich. Besondere Wertschätzung genießt das Modell einer zweizylindrigen Hochdruck-Bockdampfmaschine von 1830, das die Handschrift des bedeutenden Bergbautechnikers Christian Friedrich Brendel (1776–1861) trägt und von der Maschinenbauanstalt Halsbrücke – wahrscheinlich vom Modellbauer Klopfer – angefertigt wurde. Gekennzeichnet durch Anmut und Schönheit, seine Ausformung im neogotischen Stil und gefertigt aus Buchsbaumholz, gilt es noch nach fast zwei Jahrhunderten als Meisterwerk der Freiburger Modellbaukunst. Die Sammlung der Bergakademie verfügt über das gleiche Modell.²⁹ In der heute noch 658 Exponate zählenden Sammlung in St. Petersburg, die über 582 Quadratmeter Ausstellungsfläche verfügt, lassen sich noch 27 Modelle aus Freiburger Werkstätten nachweisen.³⁰

Abschließende Bemerkungen

Mit dem Dargelegten ist das Thema keinesfalls erschöpft; denn unverändert warten umfangreiche Dokumente in russischen und deutschen Archiven

nicht nur auf deren Erschließung, sondern auch auf engere Zusammenarbeit von Montanhistorikern. Und das Land Sachsen erfüllt es sicherlich noch heute und unverändert mit Stolz, dem russischen Berg- und Hüttenwesen in beschriebener Weise aufgeholfen zu haben.

Interessanterweise kam der Oberharzener Bergbau, der gleichermaßen über das Potential hervorragender Fachkräfte verfügte, dafür überhaupt nicht in Betracht. Denkbar wäre ja gewesen, dass Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) – zumal in seiner Funktion als russischer Geheimer Justizrat mit einem jährlichen Gehalt von 1.000 Talern und durchaus erfahren in Sachen Bergbau – entsprechende Empfehlungen gegeben hätte. Jedoch gab er offensichtlich im Rahmen seines beachtenswerten Engagements für die russische Krone keinerlei diesbezügliche Empfehlungen. Vielmehr gingen die mit montanistischem Fachwissen ausgestatteten Harzener Bergleute bereits im 17. Jahrhundert zu Hunderten nach Skandinavien, insbesondere nach Kongsberg in Norwegen, einem der wichtigsten Silberproduzenten Europas – aber nur selten nach Russland.

Wenngleich politische Disparitäten zeitweise zu erheblichen Verwerfungen in den Beziehungen führten und der Austausch von Fachkräften, Studenten und Wissenschaftlern dadurch erheblich eingeschränkt oder gar eingestellt war, blieben die mehr als dreihundertjährigen Wissenschaftsbeziehungen zwischen Sachsen und Russland von außerordentlicher Bedeutung. Besonders nach 1945 entwickelte sich die Zusammenarbeit in zunehmendem Maße auf der Basis von bilateralen Verträgen zwischen der Bergakademie und ausgewählten sowjetischen Partnerhochschulen, die sich vor allem in gemeinsamen Forschungsarbeiten, dem Austausch von Studenten und Wissenschaftlern sowie wissenschaftlichen Veröffentlichungen niederschlugen. Anfang der 1990er Jahre konnten die existierenden Verträge nach vollzogener Evaluierung erneuert bzw. koordiniert und neue Beziehungen zu weiteren Partnerhochschulen – in Perm, Uchta, Tscheljabinsk und Tjumen – aufgenommen werden. Das betrifft insbesondere die fächerübergreifende Zusammenarbeit auf den Gebieten Ingenieurgeologie, Bergbaumaschinen, Mineralogie, Geologie, Aufbereitungsmaschinen, Gießereitechnik, Metallformung, Chemieingenieurwesen, Maschinenbau, Metallkunde, Eisen- und Stahltechnologie sowie Wirtschaftswissenschaften. Schließlich erreichten die Beziehungen mit der 2006 vollzogenen Gründung des Deutsch-Russischen Rohstoff-Forums einen weiteren Höhepunkt.³¹

Auch in Zukunft wird es wichtig sein, die traditionsreichen Beziehungen zwischen Sachsen und Russland, aufbauend auf den Früchten des langjährigen und ertragreichen Technologietransfers, auszubauen und auf Dauer aufrechtzuerhalten – und dies ganz im Sinne des Credo von Peter dem Großen: „Man muss sich mühen, den Staatsruhm auf dem Wege über die Kunst und die Wissenschaften zu suchen.“

25 Carl Schiffner: Aus dem Leben alter Freiburger Bergstudenten. Freiberg 1935–1940; hier Bd. 2 (1938), S. 159.

26 Nach ihm wurde das Mineral Samarskit benannt, das 1829 auf der Reise Alexander von Humboldts durch Sibirien im Ilmengebirge bei Miass entdeckt und vom Mineralogen Gustav Rose bestimmt wurde.

27 Zit. in: Herbert Kaden: Friedrich August Breithaupt in St. Petersburg. Freiberg o. J.; dazu auch: Das kaiserlich-russische Bergingenieur-Corps zu Sct. Petersburg betreffend. OBA 465 (alt: OBA 20.009).

28 Российский Государственный Исторический Архив, Фонд No. 963, Дело Nr. 4596 (22.11.1837).

29 Frieder Jentsch: Dampfmaschinenmodelle in der Modellsammlung der TU Bergakademie Freiberg. In: Beiträge zur Geschichte von Bergbau, Geologie und Denkmalschutz. Festschrift zum 70. Geburtstag von Otfried Wagenbreth. Freiberg 1997, S. 84–89.

30 Владимир Литвиненко et al.: Горная техника художественное литье. Санкт-Петербург 2008.

31 Vgl. dazu auch Carsten Drenstedt: Über die Zusammenarbeit der TU Bergakademie Freiberg mit russischen Montangelehrten und Montanhochschulen. Freiberg 2018.

Autor

Prof. Dr. Friedrich Naumann
Rilkestraße 33,
09114 Chemnitz
friedrich.naumann@
phil.tu-chemnitz.de



Von Gesandten und Geschenken

Diplomatische Beziehungen zwischen Sachsen und Russland

Judith Matzke

Plan von St. Petersburg, 1715
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

1 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden: SächsStA-D), 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 1446/7, Bl. 58.

„Vor ein höltzernes schlechtes Hauß, da der Wind und Schnee durchgeheth, muß [man] 150 biß 200 rouble jährliche Miethe geben, und kann kaum dafür eine warme Stube haben.“¹ Dies berichtete der sächsische Resident Martin von Frensdorf 1720 aus St. Petersburg an den Dresdner Hof und erhoffte sich damit eine Erhöhung seiner Besoldung auf diesem sehr kostspieligen Posten. Die Bemerkung zeigt, dass sich kaum

zwei Jahrzehnte nach der Gründung der Stadt an der Newa und gerade einmal 14 Jahre nach der Verlegung der Hauptstadt des Zarenreichs von Moskau in den Nordwesten des Landes dort ein Zentrum der Diplomatie etabliert hatte, an dem auch Vertreter Sachsens aktiv waren. Gesandtschaften hat es immer gegeben. Bereits in der Antike sandten sich Herrscher zur Übermittlung von Nachrichten, zur Überreichung

von Geschenken oder zur Führung von Verhandlungen Vertreter zu. Diese Form der Sondergesandtschaften fand seit dem ausgehenden Mittelalter mit der Unterhaltung ständiger Vertretungen eine Ergänzung, die aus der Verdichtung der Staatenbeziehungen und einem erhöhten Informationsbedürfnis resultierte. Ständige Gesandtschaften, die sich spätestens im 17. Jahrhundert zwischen den führenden Mächten Europas etabliert hatten, verfolgten dabei stets mehrere Ziele. Ein funktionsfähiger diplomatischer Apparat bildete zum einen die Grundvoraussetzung, überhaupt eigene Außenpolitik betreiben und eigene mächtropolitische Ansprüche durchsetzen zu können. Diplomatische Präsenz an den führenden Höfen war zum anderen aber auch ein Gradmesser für die Wertigkeit eines Staates im Mächtekonkurrenz. Ein ausgefeiltes Zeremoniell und zahlreiche Rangstreitigkeiten unter den frühneuzeitlichen Diplomaten mögen heute kurios erscheinen. Die Anzahl der Pferde vor einer Kutsche oder die Entfernung im Thronsaal, in der ein Herrscher einen Gesandten empfing, waren jedoch wichtige Indizien für den Rang eines Monarchen und konnten zu Staatskrisen führen. Dem Aufbau eines Netzes diplomatischer Vertretungen lag neben einem Informationsbedürfnis also immer auch der Wunsch zur Teilhabe am Staatensystem zugrunde. Es war Kennzeichen aufstrebender Staaten, die um eine Aufwertung der eigenen Position bemüht waren.²

Sachsen und Russland befanden sich, zwar unter ganz unterschiedlichen strukturellen Voraussetzungen, an der Wende zum 18. Jahrhundert in einer ähnlichen Situation. Der Westfälische Frieden hatte den Reichsständen 1648 das Recht, eigene Bündnisse zu schließen, erneuert, was auch das Gesandtschaftsrecht beinhaltete. Die aktive Ausfüllung dieser Rechte blieb aber auf einen kleinen Kreis von Fürsten beschränkt, der über das notwendige Personal und die finanziellen Mittel verfügte. Kursachsen hatte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts von den Möglichkeiten einer stehenden Diplomatie kaum Gebrauch gemacht. Die wenigen ständigen Vertretungen am Reichstag in Regensburg und am Kaiserhof in Wien ergaben sich aus der Struktur des Reichs oder waren Zufallsprodukte (Den Haag, Hamburg, Lübeck) und oft kurzlebiger Natur. Auch das Zarenreich hatte noch im 17. Jahrhundert in erster Linie auf das Instrument der zeitlich befristeten und mit konkretem Auftrag ausgestatteten Sondergesandtschaften gesetzt. Eine der wenigen und bald die entscheidende gemeinsame Verbindung bestand nach ersten Versuchen in den 1660er Jahren ab 1688 in einer russischen Vertretung in Polen. Vereinzelt Kontakte nach Sachsen in der Form von Sondergesandtschaften lassen sich für die Jahre 1670, 1673 und 1674 nachweisen. In Moskau selbst wurde Gesandten ein längerfristiger Aufenthalt lange Zeit nur widerstrebend gestattet.



Peter der Große, Miniatur von Grigorij Semjonowitsch Musikijski, 1723
© Staatliche Eremitage St. Petersburg

Der Zarenhof sah in ihnen vor allem potentielle Spione und Verbreiter von Falschinformationen.³

Mit der Thronbesteigung von Friedrich August I. (1670–1733) in Sachsen und Zar Peter I. (1672–1725) in Russland änderte sich an der Wende zum 18. Jahrhundert die Ausrichtung der Außenpolitik auf beiden Seiten jedoch entscheidend. Friedrich August I. versuchte, mit dem Erwerb der polnischen Krone 1697 – analog zu anderen Reichsfürsten im 17. und beginnenden 18. Jahrhundert – den Status einer deutschen Mittelmacht abzustreifen, aus dem Reich herauszutreten und Sachsens Position im europäischen Staatensystem aufzuwerten. Sachsen wollte damit der wachsenden Konkurrenz durch den nördlichen Nachbarn Brandenburg-Preußen standhalten. Die Union mit Polen stellte vollkommen neue Anforderungen an die sächsische Außenpolitik und ihre Strukturen und machte die Unterhaltung der einem aufstrebenden Staat angemessenen Außenvertretungen notwendig. In zwei Ausbauschüben zwischen 1700 und 1710 sowie in den 1720er Jahren bildete sich ein ganz Europa umfassendes kursächsisches diplomatisches Netz heraus, das in seiner maximalen Ausprägung knapp 30 Posten umfasste, darunter auch eine Vertretung am Zarenhof.⁴

Etwa 2.000 Kilometer von Sachsen entfernt, setzte mit der Rückkehr Zar Peter I. von seiner Großen Gesandtschaft in Russland ein gewaltiger Modernisierungsschub und eine Öffnung des Landes nach Westen ein, der von der Verwaltung über Wissenschaft und Kunst bis hin zur Wirtschaft eine Vielzahl von Lebensbereichen umfasste und die Wahrnehmung des Zarenreichs spürbar veränderte. Während Polen, das im 17. Jahrhundert noch als sogenannte Schwellenmacht galt, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts politisch in der Bedeutungslosigkeit versank, gilt Russland als der eigentliche Aufsteiger in den

2 Judith Matzke: Gesandtschaftswesen. In: Cordula Bischoff (Hrsg.): Goldener Drache – Weißer Adler. Kunst im Dienste der Macht am Kaiserhof von China und am sächsisch-polnischen Hof (1644–1795). München 2008, S. 150 f.; Judith Matzke: Gesandtschaftswesen und diplomatischer Dienst Sachsens 1694–1763. Leipzig 2011; Heinz Duchhardt: Balance of Power and Pentarchie. Internationale Beziehungen 1700–1785. Paderborn u. a. 1997, S. 19–41.

3 Matzke 2011 (wie Anm. 2), S. 177–189; Ludwig Bittner/Lothar Groß (Hrsg.): Repertorium der diplomatischen Vertreter aller Länder seit dem Westfälischen Frieden (1648). Bd. 1. 1648–1715. Oldenburg/Berlin 1936, S. 444 f.; Boris Meissner: Die zaristische Diplomatie. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas NF 4 (1956), S. 244 f.; Dan Altbauer: The Diplomats of Peter the Great. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas NF 28 (1980), S. 1 f.

4 Matzke 2011 (wie Anm. 2), S. 177–208, 398–400.

- 5 Duchhardt (wie Anm. 2), S. 23, 139-154; Altbauer (wie Anm. 3), S. 1-15; Erik Amburger: Das diplomatische Personal des russischen auswärtigen Dienstes unter Peter I. In: Rudolf von Thadden (Hrsg.): Das Vergangene und die Geschichte. Festschrift für Reinhard Wittram zum 70. Geburtstag. Göttingen 1973, S. 298-311; zur russischen Geschichte seit Peter I. vgl. Hans-Heinrich Nolte: Kleine Geschichte Rußlands. Stuttgart 2008, S. 89-121; Manfred Alexander/Günther Stökl: Russische Geschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 7. Auflage Stuttgart 2009, S. 282-386.
- 6 Klaus Zernack: Polen und Rußland. Zwei Wege in der europäischen Geschichte. Berlin 1994, S. 195-262; Wolfram Fischer/Michael G. Müller (Hrsg.): Preußen – Deutschland – Polen. Aufsätze zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen. Berlin 1991, S. 225-278; Michael G. Müller: Polen zwischen Preußen und Rußland. Souveränitätskrise und Reformpolitik 1736-1752. Berlin 1983; Matzke 2011 (wie Anm. 2), S. 49-51.
- 7 Matzke 2011 (wie Anm. 2), S. 398-400; Tobias C. Bringmann: Handbuch der Diplomatie 1815-1963. Auswärtige Missionschefs in Deutschland und deutsche Missionschefs im Ausland von Metternich bis Adenauer. München 2001, S. 341, 358, 360; Erhard Hexelschneider: Kulturelle Begegnungen zwischen Sachsen und Russland 1790-1849. Köln/Weimar/Wien 2000, S. 17; Adreßbuch für Dresden und seine Vororte, 1914, S. 1113 (<http://digital.slub-dresden.de/werkansicht/dlf/72433/1203/>, 11. Dezember 2018); Staatshandbuch für das Königreich Sachsen auf das Jahr 1914, S. 436 f. Ohne intensivere Archivforschungen lassen sich die russischen Verbindungen nach Sachsen und Polen im 18. Jahrhundert jedoch nicht klar voneinander abgrenzen und das Ende der russischen Gesandtschaft Anfang des 20. Jahrhunderts bestimmen. Zu den sächsischen Gesandtschaften nach 1871 vgl. Jörg Lud-

Kreis der mächtropolitischen Akteure. Als aufstrebender Kandidat im Staatensystem wurden auch unter Zar Peter I. über 20 ständige russische Missionen eingerichtet und Moskau bzw. St. Petersburg zu Zentren der europäischen Diplomatie ausgebaut.⁵

Bindeglied zwischen Sachsen und Russland bildete die polnische Adelsrepublik, die als Doppelreich Polen-Litauen im 17. Jahrhundert im Osten bis weit in die Ukraine und jenseits des Dneprs und im Süden bis an die Bukowina und den Dneestr reichte. Über Jahrhunderte hatte es vor allem in der Auseinandersetzung mit dem Osmanischen Reich zwischen Russland und Polen ein Agieren gleichberechtigter Partner auf Augenhöhe gegeben. Die Verfassungsstruktur Polens mit einer Wahlmonarchie und der Gleichheit des gesamten Adels erwies sich jedoch mit der Zeit als zu schwerfällig und unflexibel, um als eigenständiger Akteur im Staatensystem auftreten zu können. Polen wurde somit für Russland im 18. Jahrhundert vom gesuchten Partner immer mehr zum Objekt außenpolitischer Bestrebungen. 1697 mit russischer Hilfe auf den polnischen Thron gelangt, begann für Friedrich August I. (als polnischer König August II.) mit dem Bündnis zwischen Sachsen und Russland von 1699 eine Zeit intensiver außenpolitischer Kontakte zum Zarenreich. Das gemeinsame Ziel der Zurückdrängung Schwedens aus dem Ostseeraum führte beide Mächte in den Nordischen Krieg, der die ersten beiden Dekaden des 18. Jahrhunderts für beide Staaten prägte. An dessen Ende musste sich Friedrich August I. dem erstarkten Russland unterordnen, von dem er fortan abhängig war. Der Frieden von Nystad (1721) sicherte Peter dem Großen endgültig ein Interventionsrecht bei Verfassungsänderungen in Polen. Der Zar hatte keinerlei Interesse an größerer Stabilität und Weiterentwicklung der Adelsrepublik und wusste Augusts Pläne zur absolutistischen Umformung des Landes zu verhindern. Mit dieser „negativen Polenpolitik“, die die Außensteuerung der Rzeczpospolita unter Erhalt des Status quo meint, zeichnete sich seitdem das Zusammengehen der „drei schwarzen Adler“ Russland, Österreich und Preußen ab, das in den folgenden Jahrzehnten die Polenfrage prägte. Das unter wettinischer Herrschaft stehende Polen bildete bis 1763 den Garanten eines Kräftegleichgewichts in Mitteleuropa, in dem sich die osteuropäisch orientierten Mächte neutralisierten. Das Ende der sächsisch-polnischen Union 1763 führte Sachsen wieder zurück in den Kreis der Reichsterritorien. Es war das Ende seiner mächtropolitischen Träume, es beendete jedoch nicht seine seit Anfang des 18. Jahrhunderts aufgebaute diplomatische Präsenz an den europäischen Fürstenhöfen.⁶

Die unter Friedrich August I. entstandene Verbindung nach Russland bestand ca. 170 Jahre. Sie lässt sich mit den Gesandten Jost Friedrich von Arnstedt (1670–1711) und Friedrich Graf Vitz-

thum von Eckstädt im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts erstmals fassen. Als letzter eigenständiger sächsischer Vertreter fungierte bis zum Beitritt Sachsens in den Norddeutschen Bund und dem sukzessiven Verlust eigener außenpolitischer Rechte für die Bundesstaaten Richard Graf von Könneritz (1828–1910) 1867 in St. Petersburg. Zwischen 1867 und 1870 war schließlich der sächsische Geschäftsträger in Wien Rudolph Friedrich Le Maistre (1835–1903) gleichzeitig in St. Petersburg akkreditiert.

Die bereits vor der sächsisch-polnischen Union existierenden Verbindungen Russlands nach Warschau galten ab 1697 dem sächsischen Kurfürsten wie der Adelsrepublik gleichermaßen. Der russische Gesandte hatte seinen Sitz bis 1763 in Dresden, in Warschau hielt sich parallel dazu ein Geschäftsträger auf. Nach dem Ende der sächsisch-polnischen Union bestand auch die russische Vertretung in Dresden fort. Der letzte russische Gesandte Arist Baron von Wolff (1858–1924) ist bis 1914 am sächsischen Hof nachweisbar.⁷

Neben den diplomatischen Beziehungen auf politischer Ebene spielten ab dem Ende des 18. Jahrhunderts zusätzlich engere institutionalisierte Verbindungen auf wirtschaftlicher Ebene eine Rolle. Seit 1783 bestand in Leipzig ein russisches Konsulat als älteste konsularische Vertretung in der Messestadt überhaupt. Sachsen selbst war hierbei zögerlicher und errichtete erst ab 1807 und ohne gezieltes Vorgehen Handelsvertretungen. Die Konsulate in Moskau und St. Petersburg wurden 1822 bzw. 1829 eingerichtet.⁸

Mit dem Aufkommen des ständigen Gesandtschaftswesens wandelten sich neben den Aufgaben auch die Anforderungen an die Diplomaten. Wurden für Sondergesandtschaften häufig hohe Funktionsträger der Höfe verwendet, die man kurzzeitig entbehren konnte, brauchte man für den dauerhaften Aufenthalt in der Fremde spezielles Personal. Dieses musste sich auf Informationsbeschaffung ebenso verstehen wie auf Verhandlungskunst und in der Lage sein, alle repräsentativen Verpflichtungen wahrzunehmen. Gefordert war nicht mehr der allwissende Weltmann, sondern der mit spezifischen Kenntnissen der Geschichte, Staaten- und Rechtskunde ausgestattete Vertreter adliger Herkunft, wie es zahlreiche Handbücher des idealen Gesandten im 17./18. Jahrhundert aufzeigen. Abraham de Wicqueforts Werk von 1681⁹, eines der meistrezipierten Bücher auf diesem Gebiet, wurde 1712 ins Russische übersetzt und zeigt auch in diesem Bereich die Öffnung des Zarenreichs nach Westen.

Ähnlich wie für ihren gesamten diplomatischen Apparat griffen Friedrich August I. und sein Sohn auch in Russland auf Gesandte aus alteingesessenen sächsischen Adelsfamilien sowie auf fremde in kursächsische Dienste getretene Adlige zurück. So finden sich im 18. Jahrhundert neben Johann Adolph Graf von Loß-

(1690–1759), Nikolaus Willibald Graf von Gersdorff und Ludwig Siegfried Graf Vitzthum von Eckstädt (1716–1777) auch Vertreter wie der Kurländer Carl Graf von der Osten-Sacken (1725–1794) oder der aus russischen Diensten übernommene Johann le Fort (1685–1739) als Gesandte in St. Petersburg. Der diplomatische Dienst war auch in Sachsen eine Domäne des Adels. Bürgerliche lassen sich nur in niederrangigen Funktionen als Sekretäre oder Residenten und nur in Ausnahmefällen als Gesandte nachweisen. Mitunter wurde zur Staturerhöhung auf das Mittel der Nobilitierung zurückgegriffen, das die sächsischen Kurfürsten als Reichsvikare einsetzen konnten. So wurde der aus dem Braunschweigischen stammende Johann August Ferdinand Funck (1713–1777), der seit 1743 als Legationssekretär und von 1748 bis 1756 als sächsische Gesandter am Zarenhof eingesetzt war, während des kursächsischen Reichsvikariats 1742 in den Adelsstand erhoben. Zu diesem Zeitpunkt stand er selbst noch in russischen Diensten, was zeigt, dass diplomatisches Personal in der Frühen Neuzeit nicht exklusiv an ein Herrscherhaus gebunden war. Gerade Zar Peter I. setzte beim Aufbau seines diplomatischen Netzes Anfang des 18. Jahrhunderts mangels ausreichendem, fähigen Personal verstärkt auf fremde Adlige, so auch auf den aus Kursachsen stammenden Hans Christian von Schleinitz, der zwischenzeitlich in Hannoverschen Diensten stand.¹⁰

Eine festgeschriebene Rotation von Diplomaten, wie man sie heute kennt, gab es im kursächsischen Dienst im 18. Jahrhundert noch nicht. Auch die Verweildauer auf einem Posten konnte ein Jahr oder mehr als ein Jahrzehnt betragen. Einige Vertreter erfuhren eine einmalige Verwendung als Gesandte, andere durchliefen mehrere Posten,



Instruktion für Friedrich Albrecht Graf von der Schulenburg bei seiner Gesandtschaft nach Russland, 1801
© Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10026
Geheimes Kabinett, Loc. 3021/1, Bl. 189a

manche fanden ausschließlich im diplomatischen Dienst Verwendung, andere erlangen nach dieser Zeit weitere, teils höherwertige Funktionen in der kursächsischen Verwaltung. Im 19. Jahrhundert lässt sich dann eine Tendenz zur längerfristigen Verwendung des Personals im diplomatischen Dienst beobachten. Die Gesandten Lynar, Suhm, Gersdorff, Vitzthum von Eckstädt und Osten-Sacken versahen ihren Posten in Russland im 18. Jahrhundert zwischen ein bis fünf Jahren und durchliefen alle mehrere Stationen.¹¹ Lynar wurde später Oberamtspräsident des Markgraftums Niederlausitz, Gersdorff Konferenzminister, Vitzthum Oberkammerherr mit Zuständigkeit für die kurfürstlichen Sammlungen, Suhm ging in preußische Dienste ebenso wie Osten-Sacken nach einer Zeit als Kabinettsminister. Lediglich Johann le Fort setzte sich 1734 nach seiner mit 14 Jahren sehr langen Petersburger Gesandtschaft mit einer Pension in Dresden zur Ruhe. Die Gesandten Schulenburg, Einsiedel, Watzdorf, Lützerode, Seebach, Vitzthum von Eckstädt und Könnertitz im 19. Jahrhundert waren fast alle ebenfalls zwischen einem und fünf Jahren in Petersburg. Hier bilden Albin Graf von Seebach (1811–1884) und Georg Graf von Einsiedel (1767–1840) mit 13 bzw. 19 Jahren Ausnahmen. Insgesamt waren sie jedoch mehrheitlich zwischen 15 und über 30 Jahren im diplomatischen Dienst Sachsens beschäftigt.¹²

Zur finanziellen Ausstattung eines Gesandten gab es seit etwa 1709 feste Regelungen, die sich bis in die 1720er Jahre weiterentwickelten. Die Gesandtschaft in Russland wird erstmals im Gesandtschaftsreglement von 1712 erwähnt. Sie gehörte mit 6.000 Talern Jahresbesoldung gleichauf mit sieben weiteren Posten (Rom, Konstantinopel,

wig: Sächsische Außenpolitik 1871–1918. Institutionen und Archivbestände. In: Holger Berwinkel/Martin Kröger (Hrsg.): Die Außenpolitik der deutschen Länder im Kaiserreich. Geschichte, Akteure und archivische Überlieferung (1871–1918). München 2012, S. 57–78.

- 8 Jörg Ludwig: Zur Geschichte des sächsischen Konsulatswesens (1807–1933). In: Jörg Ulbert/Lukian Prijac (Hrsg.): Die Welt der Konsulate im 19. Jahrhundert. Hamburg 2010, S. 369; Erhard Hexelschneider: 225 Jahre Generalkonsulat der russischen Föderation in Leipzig. Leipzig 2008, S. 5.
- 9 Abraham Wiquefort: L'Ambassadeur et ses fonctions. Den Haag 1681.
- 10 Amburger (wie Anm. 5), S. 300; Matzke 2011 (wie Anm. 2), S. 129–138, 335–337, 349, 354, 373.
- 11 Lynar: Preußen, Hannover, Russland; Suhm: Preußen, Russland; Gersdorff: Trier, Russland, Hannover, Bayern; Vitzthum von Eckstädt: Sardinien, Russland, Bayern, Frankreich, Österreich; Osten-Sacken: Schweden, Russland; vgl. Matzke 2011 (wie Anm. 2), S. 337, 350, 354, 369 f., 373.
- 12 Bringmann (wie Anm. 7), S. 358; Matzke 2011 (wie Anm. 2), S. 162–176.

Moritz Carl Graf zu Lynar, kursächsischer Gesandter in St. Petersburg, Gemälde, um 1760
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

- 13 Matzke 2011 (wie Anm. 2), S. 219-246.
- 14 Matzke 2011 (wie Anm. 2), S. 269-283.
- 15 SächsStA-D, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 1446/2, Bl. 141; Loc. 1446/3, Bl. 145; Loc. 1446/4, Bl. 102-106.
- 16 SächsStA-D, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 1447/10, Bl. 126-154.
- 17 SächsStA-D, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 1447/7, Bl. 301 ff.
- 18 SächsStA-D, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 1448/1, Bl. 203-206; Loc. 3031/02, Bl. 170-173, 196.
- 19 Dirk Syndram: Peter und August – eine „Entente cordiale“ zwischen Rußland und Sachsen. In: Sachsen und Rußland in der Geschichte (Dresdner Hefte 74). Dresden 2003, S. 4-12; Tobias Burg: Die sächsisch-russischen Beziehungen des 18. Jahrhunderts im Spiegel diplomatischer Geschenke. In: Ulrich Pietsch (Hrsg.): Meißner für die Zaren. Porzellan als Mittel sächsisch-russischer Politik im 18. Jahrhundert. München 2004, S. 9-25, Zitat S. 9.
- 20 Gregor J. M. Weber: Von Dresden nach St. Petersburg – die Gemäldegalerie des Grafen Brühl. In: Sachsen und Rußland in der Geschichte (Dresdner Hefte 74). Dresden 2003, S. 13-19; Ursula Troschitz: Musikalische Wechselbeziehungen zwischen Sachsen und Rußland. In: Sachsen und Rußland in der Geschichte (Dresdner Hefte 74). Dresden 2003 S. 56-62.

Wien, Berlin, Kopenhagen, Den Haag und dem bei den Utrechter Friedensverhandlungen anwesenden Diplomaten) zu den bestbezahlten Vertretungen, gefolgt von Paris und Hannover (4.800 Taler) und London (4.000 Talern). Hier vermischen sich jedoch Sondergesandtschaften (Konstantinopel und Utrecht) mit ständigen Vertretungen, was das Bild etwas verzerrt. Im Reglement von 1723 wurde die Besoldung für Russland auf 5.400 Taler gesenkt. Seit 1733 findet sich aber durchgängig bis zum Ende der 1740er Jahre eine komfortable Ausstattung mit 8.000 Talern. Die Posten in Wien, Berlin, London und Petersburg lagen damit etwa auf einem Besoldungsniveau, übertroffen nur vom Vertreter in Frankreich, der zeitweilig den Botschafterrang innehatte, und dem Gesandten in Madrid.¹³

Die sächsische Vertretung in Russland bestand in der Regel aus einem Gesandten und einem Legationssekretär, zeitweilig zusätzlich auch aus einem Residenten, der die Geschäfte für einen vorübergehenden Zeitraum mitunter allein versah. Bei mehreren Gesandten ist auch die Anwesenheit der Familien vor Ort nachweisbar.

Die Hauptaufgabe der Diplomaten bestand in der Informationsbeschaffung für den eigenen und der Informationsversorgung des fremden Hofes sowie in der Führung politischer Verhandlungen. Dafür hatten die Gesandten regelmäßige Berichte nach Sachsen zu schreiben. Diese Relationen benötigten aus Berlin etwa drei bis vier Tage, aus Paris zehn Tage, während für die Distanz aus Russland circa drei Wochen gebraucht wurden. Die Vertreter am für die kursächsische Außenpolitik so bedeutsamen russischen Hof konnten demnach im Normalfall, den üblichen Geschäftsgang im Kabinett eingerechnet, frühestens sieben bis acht Wochen nach Absendung ihres Berichts mit einer Antwort rechnen. In wichtigen Fällen bediente man sich Kurier zur Beschleunigung der Beförderung. Die sächsischen Diplomaten hielten daneben aber auch untereinander Kontakt, was für die Vertreter in Russland durch die Randlage ihres Einsatzortes jedoch keinen Informationsvorsprung bedeutete.¹⁴

Weitere Einblicke in den Alltag der Gesandten gewähren die über die Besoldung hinausgehenden finanziellen Regelungen sowie ihre eingereichten Rechnungen. Selbst zu finanzieren hatten die Diplomaten von ihrer Besoldung sämtliches Briefporto, Aufwendungen für Reisen von bis zu acht Meilen am Einsatzort, Neujahrgeschenke, kleine Hoftrauern, Trinkgelder und den Geldverlust beim Umtausch in die ortsübliche Währung. Zur Erstausrüstung erhielten sie bei ihrer Abreise zusätzlich drei Monatsgehälter ausgezahlt. In Rechnung stellen konnten sie die Hin- und Rückreisekosten beim Antritt ihrer Mission bzw. bei Abberufung, Reisen an das sächsische Hoflager und überhaupt Reisen über acht Meilen. Die Gesandten waren verpflichtet, den Höfen auf ihre Sommerresidenzen zu folgen. Abrechnungsfähig waren daneben die Absendung von Kurieren sowie die Anlegung großer, allgemeiner Trauern. Dies bezog sich sowohl auf am sächsischen

Hof stattfindende große Trauern wie auf Trauern am Entsendeort, bei denen die Gesandten entsprechende Kleidung für sich und ihre Bediensteten und entsprechenden Stoff zur Drapierung von Zimmern und Kutschen benötigten. Besondere Kleidung wurde auch für die Teilnahme an Krönungsfeierlichkeiten und Hochzeiten gebraucht.

Die Reisen mit dem russischen Hof bezogen sich dabei einerseits auf zeitweilige Aufenthalte in Moskau und andererseits auf die Begleitung der Zaren bei Auslandsreisen. So folgten die sächsischen Gesandten dem Zaren 1716/17 bis nach Dänemark und Frankreich und befanden sich etwa 1713 im militärischen Hauptquartier während des Nordischen Kriegs, was eine doppelte Haushaltsführung und zusätzliche Kosten (Reisewagen, Reparaturen, Fuhrlohne) und Strapazen nach sich zog.¹⁵

Eine aus dem Jahr 1737 überlieferte Reiserechnung zeigt dabei, was es für sächsische Diplomaten bedeutete, eine Gesandtschaft in St. Petersburg zu übernehmen. Ulrich von Suhm (1691-1740) brauchte für die Reise über Lübben, Danzig, Königsberg und Riga mit drei Wagen und zahlreichen witterungsbedingten Aufenthalten etwa zwei Monate. Er musste mehrfach sein gesamtes Gepäck auf bis zu 16 Schlitten umsetzen lassen, Flüsse mit Schaluppen und Flößen überqueren und zwischenzeitlich wegen zu kleiner Pferde einen zusätzlichen Packwagen beschaffen. Er beschäftigte Nachtwächter wie orts- und sprachkundige Begleitpersonen und reichte Handwerkerrechnungen für Radmacher, Schmiede, Sattler, Schlosser, Stellmacher und Maler ein.¹⁶

Beim Aufenthalt in St. Petersburg selbst waren die Diplomaten mitunter dann ebenso wenig von persönlichen Katastrophen verschont. So konnte die Haushaltsführung durch Überschwemmungen bei Nawa-Hochwasser oder Brände in der Unterkunft und ihrer Umgebung leiden. Derartigen Schilderungen verdanken wir auch die Erwähnung von Möbeln, Besteck, Wäsche, Perücken u. a., um deren Wiederbeschaffung der sächsische Hof nach Verlusten gebeten wurde.¹⁷ Die speziellen Witterungsbedingungen, die den Gesandten Suhm schon bei seiner Anreise in Schwierigkeiten versetzten, waren zudem Anlass beständiger Klagen. Mehrere Diplomaten erwirkten unter Verweis auf die Gesundheitsgefährdung durch den russischen Winter eine Abberufung oder setzten von vornherein Bedingungen für die Dauer ihrer Gesandtschaft.¹⁸

Neben der Informationserlangung und politischen Verhandlungen waren die sächsischen Gesandten in ganz Europa auch mit der Erledigung diverser Spezialaufträge betraut. Mit der Beschaffung von Luxusgütern (Kleidung, Waffen, Champagner, Diamanten, Pferde, Vasen) oder der Anwerbung von Künstlern (Tänzer, Tanzmeister, Komödianten) wurden sie zu Wissens- und Kulturvermittlern. Der Austausch ging dabei in beide Richtungen, der sächsische Kurfürst war sowohl Gebender wie Nehmender. Die an andere Höfe übermittelten Objekte und Subjekte stellten dabei mehr als nur

Geschenke dar. Sie waren Gegenleistungen für erwiesene politische oder militärische Unterstützung, Mittel zur Einflussnahme bei Verhandlungen und Instrumente der Selbstinszenierung und eigenen Machtdarstellung.

Die besondere Bedeutung des russischen Bündnispartners für die sächsische Außenpolitik des 18. Jahrhunderts spiegelt sich auch in den diplomatischen Geschenken zwischen beiden Höfen wider. Aus der Art der Geschenke und ihrer Häufigkeit lassen sich auch Rückschlüsse auf den jeweiligen Stand der zwischenstaatlichen Beziehungen ziehen. So sind gerade vom Ende des 17. und aus dem ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, als beide Partner noch auf Augenhöhe agierten, gegenseitige Präsente erhalten. Friedrich August I. und Zar Peter I., die sich insgesamt siebenmal persönlich trafen, tauschten etwa bei ihrer zweiten Begegnung 1698 in Rawa Ruska Hut und Degen. Friedrich August überreichte dem Zaren zudem einen wohl aus der Werkstatt Johann Melchior Dinglingers stammenden Saphir, Peter übergab einen mit Diamanten besetzten Stock. Bis 1709 erhielt Zar Peter I. noch eine Schatulle des Goldschmieds Pierre Fromery und ein Pferd, auf dem er Ende 1709 zur Siegerparade in Moskau ritt, Friedrich August I. bekam eine Flinte, eine Trinkschale Iwans des Schrecklichen und eine japanische Prunkwaffengarnitur.

In der Folgezeit konnte der sächsische Hof schließlich ein Präsent einsetzen, über das zur damaligen Zeit kein weiterer europäischer Herrscher verfügte: „Porzellan aus eigener Fertigung.“ Seit den 1720er Jahren finden sich Porzellanservices und -figuren sowohl als Geschenke an die Zarinnen



Gebäude der Kaiserlich Russischen Gesandtschaft in Dresden, Lukasstraße 6, heute Landeskirchenamt der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens
© Wikipedia, Loracco

selbst als auch an politisch einflussreiche Regierungsmitglieder (Menschikow, Biron, Münnich, Bestuschew). Auch wenn sich die unmittelbare Wirkung der Porzellangeschenke auf den Verlauf von Verhandlungen naturgemäß nicht nachweisen lässt, so stießen sie am russischen Hof als neues Statusobjekt auf große Aufmerksamkeit und konnten Sammelleidenschaften wecken, wie gezielte Bestellungen zeigen.¹⁹

Die sächsisch-russischen Beziehungen trugen daneben auch zur kulturellen Öffnung des Zarenhofes bei. So fungierte der sächsische Kurfürst immer wieder als Vermittler von Künstlern nach St. Petersburg wie 1730 mit der Überlassung der besten Sänger der italienischen Operntroupe am Hof Friedrich August I. für die Krönungsfeierlichkeiten der Zarin Anna. Auch umgekehrt nahmen russische Gesandte wie Graf Keyserling Musiker zu Ausbildungszwecken mit sich an den Dresdner Hof. Nach dem Ende der sächsisch-polnischen Union und dem Tod des Premierministers Heinrich Graf von Brühl (1700–1763) gelangten schließlich große Teile von dessen Gemäldesammlung und seine Graphiksammlung nach St. Petersburg. Die etwa 600 Gemälde, 30.000 Blätter und 1.016 Handzeichnungen wurden 1769 auf Anregung des russischen Gesandten für den Zarenhof erworben. Sie bildeten einen Grundstock der Eremitage und trugen mit einem Schwerpunkt auf niederländischen Meistern zur Geschmacksbildung und Ausprägung dieser Sammlung bei.²⁰ Die zu Anfang des 18. Jahrhunderts geknüpften diplomatischen Beziehungen zwischen Sachsen und Russland haben in ihrem 170- bzw. über 200-jährigen Bestehen vielfältige Spuren des politischen, kulturellen, wirtschaftlichen wie wissenschaftlichen Austauschs hinterlassen. Das heute noch existierende russische Generalkonsulat in Leipzig lässt auch weiterhin auf vielfältige Verbindungen schließen.

Bericht über die Audienz des russischen Vizekanzlers Graf Michael Larionowitsch Woronzow bei Kurfürst Friedrich August II., 1745
© Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, E Nr. 8, Bl. 63

Autorin
Dr. Judith Matzke
Dresden





Ein unbekanntes Gemälde der Mutter Katharinas der Großen

Matthias Donath unter Mitarbeit von Dirk Herrmann

Signatur und Datierung des Bildnisses der Johanna Elisabeth von Anhalt-Zerbst, 1750

2018 konnte der Verfasser beim Besuch einer sächsischen Privatsammlung ein bislang unbekanntes Gemälde der Mutter Katharinas der Großen identifizieren, das für die Kulturgeschichte Anhalts von nicht unerheblicher Bedeutung ist.

Das 80 x 65 cm große Gemälde, datiert auf 1750, zeigt Johanna Elisabeth von Anhalt-Zerbst (1712–1760), die am 24. Oktober 1712 auf Schloss Gottorf bei Schleswig als Prinzessin von Schleswig-Holstein-Gottorf geboren wurde. Ihr Vater Christian August (1673–1726) aus der jüngeren Linie des Hauses Schleswig-Holstein-Gottorf war evangelischer Fürstbischof des Hochstifts Lübeck, ihr Bruder Adolf Friedrich (1710–1771) wurde 1751 König von Schweden. Ihr Cousin Karl Friedrich (1700–1739) heiratete Anna Petrowna (1708–1728), die älteste Tochter des Zaren Peters des Großen, und begründete damit die Linie Romanow-Holstein-Gottorf, die bis 1917 in Russland regierte. Johanna Elisabeth wurde im Alter von 15 Jahren mit Christian August von Anhalt-Zerbst-Dornburg (1690–1747) verheiratet, der als nachgeborener Sohn einer Nebenlinie nicht mit einer Herrschaftsübernahme in Anhalt-Zerbst rechnen konnte und daher in preußische Militärdienste getreten war. Anhalt-Zerbst war ein Kleinstaat an der mittleren Elbe, der infolge der Teilung des Fürstentums Anhalt 1603 in mehrere Teilstaaten entstanden war. Es umfasste nur zwei Städte (Zerbst und Coswig/Anhalt) und mehrere Dörfer, war aber ein eigenständiges Reichsfürstentum.

Johanna Elisabeth brachte am 2. Mai 1729 das erste von fünf Kindern zur Welt, die Prinzessin Sophie

Auguste Friederike, die spätere Katharina II. von Russland, und zwar in Stettin, da Christian August als preußischer Generalmajor und Kommandant mehrere Jahre in der Hauptstadt Pommerns stationiert war. Als 1742 Johann August Fürst von Anhalt-Zerbst (1677–1742) starb, ohne Kinder zu hinterlassen, erlosch die Hauptlinie Anhalt-Zerbst, so dass die Nebenlinie Anhalt-Zerbst-Dornburg in der dynastischen Erbfolge nachrückte. Christian August von Anhalt-Zerbst regierte zunächst gemeinsam mit seinem älteren Bruder Johann Ludwig II. (1688–1746) und nach dessen Tod ab 1746 allein. Als auch er im folgenden Jahr, 1747, starb, war der einzige überlebende Sohn Friedrich August (1734–1793) noch minderjährig, weshalb die Mutter, die auf dem Gemälde abgebildete Johanna Elisabeth, die Regentschaft über das kleine Fürstentum übernahm.

Johanna Elisabeth bemühte sich schon früh darum, ihre Tochter Sophie Auguste Friederike nach Russland zu vermählen, und konnte Zarin Elisabeth (1709–1761) für eine Eheverbindung gewinnen. Die Zarin beschloss 1743, den Thronfolger Peter Fjodorowitsch, den späteren Zaren Peter III. (1728–1762) mit seiner Großcousine Sophie Auguste Friederike zu vermählen, die mütterlicherseits aus der gleichen Dynastie entstammte. Im Februar 1744 traf die Vierzehnjährige in Moskau ein. Sie erlernte schnell die russische Sprache und konvertierte vom evangelisch-lutherischen zum russisch-orthodoxen Glauben. Dabei nahm sie den Namen Jekaterina Alexejewna an. Die Hochzeit fand am 21. August/1. September 1745 statt. Johanna Elisabeth war mit

ihrer Tochter nach Russland gereist und lebte zwei Jahre am Zarenhof.

Auf dem Gemälde trägt Johanna Elisabeth von Anhalt-Zerbst ein Kleid aus weißer Spitze. Als regierende Fürstin ist sie in einen roten Mantel mit Hermelinbesatz gehüllt. Auch der rechts angeordnete Tisch weist auf ihre Regentschaft hin, denn auf ihm ruhen auf einem Samtkissen ein Fürstenhut und ein Zepter. Die Fürstin trägt eine rote Schärpe mit dem Ordenskleinod des russischen Ordens der Heiligen Katharina. 1744 waren Johanna Elisabeth und ihre Tochter in diesen Orden aufgenommen worden. Das mit Brillanten besetzte Ordenskleinod enthält ein Medaillon mit einem roten Rupertkreuz. Das hier abgebildete Original hatte einen Wert von mehr als 15.000 Talern und wurde beim Schlossbrand in Dornburg am 28. Juli 1750, auf den noch einzugehen sein wird, zerstört. Johanna Elisabeth lehnt sich an einen Lehnstuhl mit hoch aufragender Rückenlehne, der mit einer Krone bekrönt ist und daher wohl als Thronessel zu verstehen ist. Die mit geprägtem Leder bezogene Rückenlehne enthält das Monogramm JE für Johanna Elisabeth. Die Fürstin steht in einem herrschaftlichen Raum, dessen Umgebung im Hintergrund des Gemäldes durch eine monumentale Säulenstellung angedeutet ist. Rechts öffnet sich ein Fenster, durch welches man in den Hof einer Schlossanlage blickt.

Insbesondere diese Schlossansicht macht das Gemälde zu einem bedeutenden kultur- und baugeschichtlichen Dokument, denn es handelt sich um die einzige bisher bekannt gewordene Darstellung des Schlosses Dornburg/Elbe vor der nahezu vollständigen Zerstörung durch einen Brand am 28. Juli 1750! Die Bauform trifft auf keine andere Residenz im anhaltischen Gebiet zu. Zudem war Schloss Dornburg der Wohnsitz der Fürstin Johanna Elisabeth. Der Ausschnitt zeigt die rechte Hälfte einer Dreiflügelanlage, zu der die linke Hälfte spiegelbildlich zu ergänzen ist. Der Ehrenhof (Cour d'honneur) wird an der Rückseite durch einen dreigeschossigen Hauptflügel (Corps de logis) mit Mansarddach begrenzt. Dieser war sieben Fensterachsen breit. In der Mitte war ein drei Fensterachsen breiter, zweigeschossiger Mittelrisalit ausgebildet, der von einem Dreiecksgiebel bekrönt war. Das Mansarddach hatte im unten Teil eine Reihe von Dachfenstern mit Bogenabschluss, während sich im oberen Teil Rundfenster (Ochsenaugen) befanden. Eine Reihe von gleichmäßig aufgereihten Schornsteinen bekrönte das Mansarddach. Eine dreigeschossige Ecklösung leitete zu den nur zweigeschossigen Seitenflügeln über. Diese Übergangszonen hatten eine schräg gestellte, möglicherweise konkav eingezogene Außenfront und waren oben mit einem Bogengiebel versehen, der mit einer Vase bekrönt war. Die Seitenflügel waren mit einem Walmdach bedeckt. Zum Ehrenhof waren – nach der Ecklösung – neun Fensterachsen ausgebildet. An der vier Fensterachsen breiten Stirnseite war das Dach abgewalmt. An den Außenseiten schlossen sich wohl quadratische Turmblöcke an, die jeweils mit einem kuppelartigen Dach mit zentralem Dachreiter überdeckt waren. Die offene Laterne enthielt ehemals Glocken und war mit einer Haube bedeckt.



Johanna Elisabeth von Anhalt-Zerbst, Gemälde von Johann Christoph Schütze, 1750

Das Dornburger Schloss ging am 28. Juli 1750 in Flammen auf, als eine Hofdame ein Kohlenbecken an ein offenes Fenster stellte und der Wind die Gardinen in Brand setzte, worauf das Feuer auf das Zimmer und schließlich auf das ganze Schloss übergriff. Dabei verbrannte auch die gesamte kostbare Innenausstattung. Die Brandruine wurde abgetragen und durch einen Neubau ersetzt, den Friedrich Joachim Stengel (1694–1787) ab 1750 plante und ausführte.¹ Da bisher keine Abbildungen oder Pläne des Vorgängerbauwerks bekannt waren, ermöglicht das Gemälde eine Rekonstruktion des Zustands vor der Brandzerstörung. Herrschaft und Schloss Dornburg waren zunächst verlehnt, aber 1674 an das Fürstenhaus Anhalt-Zerbst zurückgefallen. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts war Schloss Dornburg die Residenz des Fürsten Christian August aus der nicht regierenden Nebenlinie Anhalt-Zerbst-Dornburg. Unmittelbar nach der Hochzeit mit Johanna Elisabeth von Schleswig-Holstein-Gottorf ließ er unter Verwendung älterer Bausubstanz eine symmetrische barocke Anlage errichten. Diese grundlegende Neugestaltung nahm der Zerbster Hofbaumeister Johann Christoph Schütze vor, der seit 1722 die

1 Vgl. Oranna Dimmig: Das bekannte Planmaterial zu Schloss Dornburg/Elbe (Stengel-Bau) bis zum St. Petersburger Planfund. Ein kritischer Überblick. In: <https://dornburg.lima-city.de/symposien/dimmig2002.html> (letzter Zugriff: 19.4.2019).



Ausblick auf Schloss Dornburg/Elbe im Hintergrund des Bildnisses der Johanna Elisabeth von Anhalt-Zerbst, 1750

- 2 Zu Biografie und Werk des Baumeisters Johann Christoph Schütze vgl. Dirk Herrmann: Der Baumeister, Bildhauer, Stuckateur und Maler Johann Christoph Schütze. Die Jahre bis 1730. Die künstlerischen Leistungen der Architekten und Gestalter des Zerbster Schlosses, Teil III. In: Zerbster Heimatkalender 2014, Seite 184-201, online zugänglich unter https://www.schloss-zerbst.de/html/publikationen/schuetze_bis_1730.htm (letzter Zugriff: 20.2.2019).
- 3 Vgl. Horst Dauer: Schloßbaukunst des Barock von Anhalt-Zerbst. Weimar/Wien 1999, S. 244; Stefan Schüler: Die Geschichte des Schütze-Schlusses 1722–1750, in: <https://dornburg.lima-city.de/geschichte/schuetze.html> (letzter Zugriff: 20.2.2019).
- 4 Die Herstellung eines Throns für Johanna Elisabeth ist nicht aktenkundig. Auf die Ausführung des Throns im Audienzgemach, der ursprünglich für Christian August von Anhalt-Zerbst vorgesehen war, wurde nach seinem Ableben verzichtet. Somit dürfte der Kunstmaler Schütze keine Vorlage für den dargestellten Thronsessel gehabt haben.
- 5 Landesarchiv Sachsen-Anhalt, Abteilung Dessau: Kammerrechnung Zerbst 1780 (Rubrik Ausgabe denen Kauf- und Handwerksleuten).
- 6 Vgl. zu diesem Lars-Arne Dannenberg: Julius Graf von Zech sonst von Burkersroda genannt (1885–1946). Diplomat in drei politischen Systemen. In: Lars-Arne Dannenberg/Matthias Donath (Hrsg.): Lebensbilder des sächsischen Adels I. Bernstadt a.d.Eigen 2014, S. 139-158.

Autoren

Dr. Matthias Donath
Herausgeber der
„Sächsischen Heimatblätter“

Dirk Herrmann
Zerbst/Anhalt

Schlossanlagen in Anhalt-Zerbst betreute. Schütze war 1687 in Lauban im Markgraftum Oberlausitz geboren. Er wirkte am Schlossbau in Dahme mit, war ab 1718 Landbaumeister im Herzogtum Sachsen-Weißenfels und trat 1722 in die Dienste des Fürsten Johann August von Sachsen-Zerbst.² Die Bauarbeiten wurden zwischen 1727 und 1739 ausgeführt.³ Man errichtete einen neuen Hauptflügel (Corps de logis) und zwei Seitenflügel, wobei der linke Seitentrakt die Schlosskirche aufnahm. Diese wurde mit Kanzel, Altar und Orgelgehäuse des Hofschülermeisters Christian Oehlschläger nach Entwürfen Schützes angefertigt. 1737 waren die „beyden Thürme auf denen neuen Bavillons“, das heißt die Turmblöcke neben den Seitenflügeln, fertig. Zwei Glocken kamen aus Dresden. Anders als die Schlossbauten in Zerbst, Jever und Dahme, die Johann Christoph Schütze plante, hatte das Corps de logis keinen Mittelurm. Die Seitentürme mit Kuppeldach und Laterne erinnerten an Schloss Friedenstein in Gotha. Den Brand überstand nur der Seitenflügel mit der Schlosskirche, deren Ausstattung in die heute noch bestehende Dorf- und Schlosskirche überführt wurde.

Baumeister Johann Christoph Schütze wurde 1743 als Zerbster Hofbaumeister entlassen. Er ging nach Weißenfels, wo er seinen Wohnsitz nahm, und war dort wieder als Landbaumeister tätig. Als 1746 der letzte Herzog von Sachsen-Weißenfels starb, trat er in kurfürstlich sächsische Dienste. Der Baumeister starb 1765 im Alter von 77 Jahren in Weißenfels. Das hier beschriebene Gemälde, das Johanna Elisabeth von Anhalt-Zerbst zeigt, ist signiert und datiert. Unter der Bordüre des grünen Tuches, welches das Tischchen mit dem Fürstenhut überdeckt, liest man: „J. C. Schütze pinx. 1750“, zu deutsch: Johann Christoph Schütze hat es 1750 gemalt. Die Signatur und die historischen Umstände grenzen die Entstehung des Gemäldes zwischen dem 1. Januar, dem Jahresbeginn, und dem 28. Juli 1750, dem Datum des Schlossbrandes, ein. Erstaunlicherweise gab es zwei Personen gleichen Namens, die das Gemälde geschaffen haben könnten: zum einen der frühere Hofbaumeister Johann Christoph Schütze (1687–1765), der seit 1743 in Weißenfels lebte, zum anderen der Kunstmaler Johann Christoph Schütze aus Bernburg, der zwischen 1745 und 1783 für den Zerbster Hof tätig war.

Zunächst erscheint es plausibel, den Bernburger Kunstmaler als den Schöpfer des Gemäldes anzunehmen. Doch auch der mehrfach talentierte Hofbaumeister Johann Christoph hat gemalt. Gemälde von seiner Hand sind in den Quellen nachweisbar, aber nicht in öffentlichen Sammlungen überliefert. Dirk Herrmann, Forscher und Publizist zum Anhalt-Zerbster Fürstenhaus, schreibt das neu aufgefundene Gemälde dem Baumeister und nicht dem Maler gleichen Namens zu. Die Malweise des Kunstmalers Schütze sei eine ganz andere, wie Schützes Gemälde der Fürstin Caroline Wilhelmine Sophie von Anhalt-Zerbst, signiert und datiert auf 1762, belegt. Für den Baumeister spricht zudem die Gestaltung des Monogramms JE auf der Rückenlehne

des Thronsessels. Sie ist formgleich mit dem Monogramm JA auf dem Entwurf Schützes für ein nicht realisiertes Denkmal für Fürst Johann August von Anhalt-Zerbst. Die Enden der Buchstaben münden hier wie dort in Akanthusblättern. Der Baldachin mit Schabracken oberhalb der Buchstaben taucht auch auf dem Entwurf Schützes zum Sarg des Fürsten Christian August auf und ist dem auf dem Gemälde nahezu identisch. Das Porträt und der Sargentwurf entstanden fast zeitgleich.⁴ Baumeister Schütze in Weißenfels arbeitete noch bis 1751 intensiv für den Zerbster Hof. Er war mit wichtigen Aufgaben betraut, auch wenn er keine Bestallung als Hofbaumeister mehr erhielt. Als Entwerfer war Schütze der beste Kenner der auf dem Gemälde abgebildeten Dornburger Barockanlage. Dagegen ist unklar, inwieweit der Bernburger Maler Schütze die Dornburger Schlossanlage überhaupt vor ihrem Brand kannte. Außerdem war der Bernburger Kunstmaler nur in den Jahren 1745 bis 1747, 1753, 1764/65 und 1777 bis 1783 nachweislich für den Zerbster Hof tätig, von 1748 bis 1752 eben nicht. Ausgaben für Porträts sind nicht zu finden, erst 1780 die „Renovierung von 41 Schildereien auf dem hiesigen Fürstl. Schloß“⁵.

Ein Indiz wirft allerdings Fragen auf. Beide Künstler verwendeten bei ihren Signaturen unterscheidbare Handschriften. Der Kunstmaler verband das S seines Nachnamens mit einem Pfeil und signierte mit sauber gemalten Einzelbuchstaben, während der Baumeister die Buchstaben seines Namens durch Ligaturen miteinander verband. Allerdings ähnelt die eigenwillige Schreibweise des -z- in Schütze bei dem neu aufgefundenen Gemälde dem -z- in der Signatur des Kunstmalers auf dem Gemälde von 1762. Demnach ist eine Zuschreibung an den Kunstmaler nicht völlig auszuschließen.

Das Gemälde befand sich bis 1945 im Schloss Börlin bei Dahlen und gehörte zuletzt dem deutschen Diplomaten Julius Graf von Zech-Burkersroda (1885–1946).⁶ Wie das Gemälde nach Börlin gelangte, ist nicht bekannt. Das Anhalter Fürstenhaus hatte keinen verwandtschaftlichen Bezug zu den Adelsfamilien, die auf Schloss Börlin ansässig waren. Das Gemälde fällt auch hinsichtlich seiner künstlerischen Qualität aus der Reihe der Börlner Ahnenbilder heraus, die überwiegend über Zechs Mutter, Margarete von Lüttichau, nach Börlin gelangt waren. Auf der Rückseite befindet sich eine mit Bleistift aufgetragene Datierung: „19. 7. 08“. Sie könnte darauf hinweisen, dass das Gemälde 1908 für Börlin erworben worden war.

1945 wurde der Besitz enteignet. Bei der „Schlöserbergung“ infolge der Bodenreform wurde das Kunstgut nach Dresden abtransportiert. Gemäß Entschädigungs- und Ausgleichsleistungsgesetz waren die Gemälde an die Erben zu restituieren. Die Staatlichen Kunstsammlungen Dresden übergaben sie an Friedrich von Kirchbach, den Enkel des letzten Rittergutsbesitzers auf Börlin. Er bewahrt die Gemälde aus Börlin im Herrenhaus der Domaine de La Garde bei Bourgen-Bresse im Osten Frankreichs auf.



Die Herrnhuter Brüdergemeine in Sarepta (Russland)

Matthias Donath und Lars-Arne Dannenberg

Die Herrnhuter Brüdergemeine ist eine evangelische Freikirche mit Wurzeln in Herrnhut in der sächsischen Oberlausitz. Die Gründung dieser Gemeinschaft ist eng mit Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf und Pottendorf (1700–1760) verbunden. Er gehörte einer ursprünglich in Niederösterreich beheimateten Adelsfamilie an, die im Zuge der Reformation den evangelischen Glauben angenommen hatte und infolge der Gegenreformation nach Sachsen gekommen war. Der in den Franckischen Stiftungen in Halle/Saale erzogene Graf siedelte 1722 auf seinem Rittergut Berthelsdorf evangelische Glaubensflüchtlinge aus Mähren an, die eine neue Heimat suchten, und erlaubte ihnen, entlang der Straße von Löbau nach Zittau eine Handwerkersiedlung zu errichten. Diese wurde unter die „Obhut des Herrn“, Jesus Christus, gestellt und erhielt den Namen „Herrnhut“. Gemäß der Überlieferung fällt der aus Mähren vertriebene Zimmermann Christian David (1690–1751) am 17. Juni 1722 den ersten Baum und legte den Grundstein für die neue Siedlung. Unter dem Einfluss des Grafen Zinzendorf entwickelte sich eine fromme Gemeinschaft, die durch den Zuzug von Christen verschiedener evangelischer Glaubens-

richtungen anwuchs. Am 13. August 1727 nahmen die Bewohner Herrnhuts an einer Abendmahlsfeier in der Berthelsdorfer Kirche teil, die sie als Erweckungserlebnis empfanden. Der 13. August gilt seitdem als Gründungstag der Gemeinschaft, die sich als brüderlicher Bund erweckter Christen verstand. Zinzendorf betrachtete die Brüdergemeine als „Kirchlein in der Kirche“ und damit als überkonfessionelle Bruderschaft, deren Mitglieder den christlichen Glauben in tiefer Innerlichkeit leben und in die Welt tragen.

Das in Herrnhut gelebte Modell einer Glaubens-, Wohn- und Arbeitsgemeinschaft miteinander verbundener erweckter Christen war so erfolgreich, dass ab den 1730er Jahren weltweit Niederlassungen und Missionsstationen gegründet wurden. Siedlungen nach dem Vorbild Herrnhuts entstanden ausschließlich in den evangelischen Staaten Europas – sofern die Herrscher eine alternative Glaubensrichtung zu ihrer Staatskirche erlaubten. Herrnhuter Brüdergemeinen bildeten sich in mehreren deutschen Staaten sowie in den Niederlanden, in Dänemark und in Großbritannien, wo die Brüdergemeine 1749 als „alte protestantische Episkopalkirche“ anerkannt wurde. Die Herrnhuter

Ansicht von Sarepta, links die Wolga, Lithographie, frühes 19. Jahrhundert
© Archiv der Brüdergemeine Königsfeld

Donationsbrief der Kaiserin Katharina II. für die Herrnhuter Brüdergemeine, Titelseite der Urkunde vom 27. März 1767 mit Wappen und Titeln der russischen Zarin
 © Unitätsarchiv Herrnhut, R.01.F.2



- 1 Vgl. Matthias Donath/Lars-Arne Dannenberg: Herrnhuter Siedlungen in Europa. Niederjahna 2019.
- 2 Der Beitrag beruht auf folgender Literatur: Alexander Glitsch: Geschichte der Brüdergemeine Sarepta im östlichen Rußland während ihres hundertjährigen Bestehens. Niesky 1865; Herwig Hafa: Die Brüdergemeine Sarepta. Ein Beitrag zur Geschichte des Wolgadeutschtums. Breslau 1936, Otto Teigeler: Die Herrnhuter in Rußland. Ziel, Umfang und Ertrag ihrer Aktivitäten. Göttingen 2006; Oberlausitz – neue Heimat e. V. (Hrsg.): Sarepta. Entstehung und Besonderheiten der Entwicklung der deutschen Kolonie Sarepta im unteren Wolgagebiet (Russland). Löbau o. J. [um 2006]. Verwendet wurde außerdem die Sammlung zu Sarepta im Archiv der Brüdergemeine Königsfeld/Schwarzwald.

Plan von Sarepta, 1774
 © Unitätsarchiv Herrnhut, TS Mp.330.6



einzigsten Reise ins Zarenreich 1743 in Livland verhaftet und abgeschoben. Ähnlich erging es anderen Herrnhuter Missionaren, galt doch die Brüdergemeine aus Sicht der russischen Regierung als „Sekte“, die im Zarenreich nichts zu suchen habe. Zarin Elisabeth (1709–1762) verbot in einem Dekret vom 16. April 1743 jegliche „Herrnhuterey“ in Russland.

Die Situation änderte sich unter Katharina der Großen (1729–1796), die ab 1762 zur wirtschaftlichen Stärkung ihres Reiches und zur Sicherung der in den Türkenkriegen neu gewonnenen Gebiete im Süden Russlands ausländische Siedler anwarb. Die Einwanderungsmanifeste versprachen den Kolonisten unter anderem die freie Religionsausübung. Zarin Katharina holte auch die Herrnhuter in ihr Reich, weil die Siedlungen dieser Glaubensgemeinschaften als Musterbeispiele für Gewerbefleiß, Sauberkeit, friedliches Zusammenleben und Ordnung galten. Der kaiserlich russische Geheime Rat Friedrich Köhler, der 1763 als Emissär Katharinas zur Brüdergemeine kam und die Einladung der Zarin aussprach, hatte Herrnhut selbst 1757 bei einem Besuch in Begleitung des Grafen Heinrich von Brühl (1700–1763) kennengelernt. Er schlug vor, eine Siedlung an der unteren Wolga im Gouvernement Astrachan zu gründen. Die Gremien der Brüdergemeine besprachen das Anliegen und stimmten nach einem Losentscheid für ein „Etablissement im Königreich Astrachan“. Damit war auch der Wunsch verbunden, eine „Erstlingsiedlung im Osten“ zu schaffen, um auch in Asien Mission betreiben zu können. Im Winter 1763/64 führten Paul Eugen Layritz (1707–1788) und Johannes Loretz (1727–1798) im Namen der Brüdergemeine Verhandlungen mit den russischen Behörden. Dabei wurden sie zweimal von der Zarin empfangen. Katharina verbot der Brüdergemeine eine Wirksamkeit unter den Russen, stellte aber in Aussicht, die Mission unter den Kalmücken zu erlauben, einem westmongolischen Nomadenvolk, das zwischen Ural, Wolga, Don und Bug umherzog. Katharina II.

Siedlungen, meist Ortsneugründungen, wurden als barocke Idealstädte mit einer gemeinsamen Bau- und Glaubenstradition angelegt.¹ Graf Zinzendorf strebte schon früh die Gründung von Niederlassungen im Zarenreich an, zum einen, um erweckte evangelische Christen in den Ostseeprovinzen Livland, Lettland und Kurland zu sammeln, zum anderen um Anhänger aus den Reihen der russisch-orthodoxen Christen zu gewinnen.² Er glaubte, dass die orthodoxe Kirche einer Reformation bedürfe und dass er diese anstoßen könne. Die von ihm behauptete Verwandtschaft der Brüdergemeine mit den orthodoxen Kirchen begründete er mit den slawischen Wurzeln der alten Bruderkirche, die im 15. Jahrhundert in Böhmen und Mähren entstanden war und die er fortzusetzen glaubte. Graf Zinzendorf wurde jedoch bei seiner

unterzeichnete am 11. Februar 1764 eine „Spezialkonzession“, in der sie die Ansiedlung der „Evangelischen Brüder“ in Russland erlaubte und ihnen Privilegien erteilte, die über die Zusagen ihrer Einwanderungsmanifeste hinausgingen. Die Herrnhuter erhielten das Recht, Städte und Dörfer nach ihren eigenen Regeln zu errichten, Gerichtsbarkeit und Polizei selbst auszuüben und unbeschränkt alle Gewerbe zu betreiben. Auf dem zugewiesenen Land durften sie selbst bestimmen, wer dort seinen Wohnsitz nahm, und Fremde ausweisen. Wie die anderen Kolonisten auch, sprach Katharina II. den Herrnhutern die Befreiung vom Militärdienst sowie eine dreißigjährige Steuer- und Abgabefreiheit zu. Bei der Regierung in St. Petersburg durfte ein Agent gehalten werden. Eine Missionserlaubnis wurde jedoch nicht gegeben. Als Siedlungsgebiet wurde der Brüdergemeine ein Areal an der unteren Wolga, 25 Kilometer südlich der 1589 gegründeten Festungsstadt Zarizyn (heute Wolgograd) zugewiesen. Die Schenkungsurkunde (Abb. S. 132 oben) datiert vom 27. März 1767.

Im April 1765 machten sich die ersten fünf Brüder aus Herrnhut auf den Weg nach Russland: Heinrich Fick, Christian Friedrich Räbel, Nils Larsen Hoy, Ludwig Broberg und Jacob Brey. Sie erkundeten das Gelände und suchten einen Platz nahe der Einmündung des Flusses Sarpa in die Wolga für die Siedlung aus. Nachdem ihr Plan von der Unitätsdirektion in Herrnhut wie auch von der Vormundschaftskanzlei in St. Petersburg bestätigt worden war, legten sie am 3./14. September 1765 den Grundstein für das erste Haus. 1766 traf als erste Verstärkung eine Gruppe von 63 Personen ein. Weitere Gruppen folgten, so dass der neugegründete Ort um 1780 bereits rund 200 Bewohner aufwies.

Die Siedlung erhielt den Namen „Sarepta“. Der Siedlungsname leitet sich nur vordergründig vom Fluss Sarpa ab, verweist aber nach der Eigentradition auf eine Geschichte im Alten Testament. Im 1. Buch der Könige (1. Kön 17,9) spricht Gott zum Propheten Elia: „Mach dich auf und geh nach Sarepta“. Dort wurde der Prophet von einer armen Witwe versorgt, deren Ölkrug und Mehltopf durch die Gnade Gottes stets gefüllt waren. Diese Gnade erhoffte man auch für die Niederlassung an der Wolga.

Sarepta liegt in einer Landzunge zwischen Wolga und Sarpa. Nach dem Vorbild anderer Siedlungen wurde ein geometrischer Bauplan entworfen. In der Mitte befindet sich der quadratische Platz, der ringsum von Quartieren umgeben ist. Diese städtebauliche Idee begegnet auch in Herrnhag (1738), Niesky (1742), Gracehill in Nordirland (1763), Gnadau (1767) und später in Königsfeld (1807). Der Kirchensaal befindet sich an der Nordseite des Platzes, und zwar genau in der Mitte. Genau in der Achse des Kirchensaals wurde außerhalb des bebauten Areals der Gottesacker angelegt. Links vom Kirchensaal stand das Brüderhaus und rechts das Schwesternhaus. Die sogenannten Chorhäuser nahmen die Wohnungen und Arbeitsplätze der ledigen Brüder und Schwestern auf. Die



verheirateten Geschwister bauten sich eigene Häuser. Wegen der Unruhen in den fortwährenden Türkenkriegen wurde die Siedlung 1768 durch Gräben, Wälle und Bastionen gesichert. Eine aus Zarizyn hierher verlegte Abteilung russischer Soldaten mit zwölf Kanonen hatte den Ort zu bewachen und vor Überfällen der Kalmücken zu schützen. Damit war Sarepta die einzige Herrnhuter Siedlung mit einer umlaufenden Stadtbefestigung. Sarepta war „Herrnhut an der Wolga“ (Otto Teigeler) – eine Kleinstadt mit enormer wirtschaftlicher und kultureller Ausstrahlung auf der Grundlage des gemeinsamen Glaubens an Jesus Christus. Die Brüder und Schwestern waren in einer Glaubens- und Gebetsgemeinschaft, aber auch Wohn- und Arbeitsgemeinschaft miteinander verbunden. Da sich bald herausstellte, dass das salzige Land an der Wolga für eine landwirtschaftliche Bearbeitung ungeeignet war, musste der Lebensunterhalt durch Handel und Handwerk verdient werden. Dabei gab es sowohl brüderische Gemeinschaftsbetriebe als auch private Unternehmen. Bereits 1766 hatte man den Gemeinladen eröffnet, der

Kirchensaal in Sarepta, rechts das Schwesternhaus, 1870
© Archiv der Brüdergemeine
Königsfeld

Garten hinter dem Kirchensaal in Sarepta, Aquarell, vor 1800



Platz der Freiheit in Krasnoarmejsk, 1990, oben das frühere Vorsteherhaus und der zum Lagerhaus umgebaute Kirchensaal
© Archiv der Brüdergemeine Königsfeld



Haushaltswaren und Lebensmittel aller Art verkaufte. In Sarepta lebten Bäcker, Schmiede und Gerber. Eine Apotheke belieferte die Siedlung und die weiter entfernten deutschen Kolonien an der Wolga mit Medikamenten. 1769 fand Dr. Joachim Wier nördlich von Sarepta eine mineralhaltige Quelle. Diese galt als „Gesundbrunnen“, und so entwickelte sich Sarepta um 1800 zu einem beliebten Kurort. Dieser Kurbetrieb endete im frühen 19. Jahrhundert, als die Mineralquellen im Kaukasus entdeckt wurden.

Sarepta hatte große Bedeutung für die „Verwestlichung“ des südlichen Russland. Schon bald nach der Ortsgründung kam es zu ersten Kontakten mit Kalmücken, die in Sarepta ihr Vieh verkauften und dafür Medikamente und Lebensmittel erwarben. Aber auch Russen aus der Festungsstadt Zarizyn kauften in Sarepta ein. Die Kunden wunderten sich über das in Herrnhut übliche, in Russland da-

mals aber ungewöhnliche Geschäftsgebaren der Brüder: Bei Maßen und Gewichten wurde nicht betrogen. Es galten Festpreise, und die Waren mussten in bar bezahlt werden. Zudem war die Kleinstadt ein Muster an Ordnung und Reinlichkeit. Als erste Stadt in Russland hatte Sarepta ein Wasserleitungsnetz, an das sämtliche Haushalte angeschlossen waren. Zur Wasserversorgung war die Sarepta angestaut worden. Die Brüdergemeine unterhielt Geschäfte in Moskau, St. Petersburg und Zarizyn, so dass Sarepta auch in den Zentren Russlands bekannt wurde. Die große Nachfrage führte zum Bau von Manufakturen und Fabriken. Drei Produkte sind vor allem mit Sarepta verbunden: Tabak, Senf und Sarpinka-Tuch. Sarpinka war ein leichtes, feines Baumwollgewebe, das gefärbt und mit Mustern versehen auf den Markt kam. Unternehmer aus Sarepta ließen es von Webern vor allem in den wolgadeutschen Kolonien in Heimarbeit fertigen. 1860 gab es 66 Betriebe mit 6.000 Webstühlen. Die Tabakfabrik verarbeitete bis 1870 Tabak aus Nordamerika. Johann Caspar Glitsch (1785–1852) gründete eine Senffabrik, die Speisesenf, aber auch Senföl und Senfpflaster herstellte. 1857 bezog sie einen Neubau am Rand des Ortskerns. Der Betrieb erlangte eine Monopolstellung im Zarenreich – lange galt „Glitsch“ in Russland als Synonym für Senf. Noch heute wird Senf der Marke „Sarepta“ verkauft. Gewerbebetriebe stellten Heilmittel her, die in Russland guten Absatz fanden. Es gab sogar eine Fabrik für Hammerklaviere.

Auch die deutschen Kolonien bei Saratow profitierten von der Niederlassung der Herrnhuter. Die Schulen in Sarepta waren weit besser als alle anderen in den Wolgakolonien, so dass Eltern ihre Kinder nach Sarepta ins Internat gaben. Wer Ärzte und Medikamente brauchte, reiste häufig nach Sarepta. Zudem hatte die Brüdergemeine einen gro-

Evangelische Kirche und Freilichtmuseum „Alt Sarepta“, 1996
© Archiv der Brüdergemeine Königsfeld



ßen Anteil an der Vermittlung der Kolonien mit evangelischen Pfarrern. Viele Pfarrer, die ins Wolgagebiet gingen, stammten aus der Brüdergemeine oder wurden durch die Brüdergemeine in ihre Pfarrstellen vermittelt. Zwischen 1765 und 1823 gingen 18 Geistliche aus Sarepta in die deutschen Kolonien bei Saratow.

Zwar hatte die Herrnhuter letztlich keine Erlaubnis zur Mission unter den Kalmücken erhalten, dennoch versuchten sie, Kontakt zu den buddhistischen Nomaden aufzunehmen und ihnen den christlichen Glauben zu vermitteln. Mitglieder der Brüdergemeine lebten bei den Kalmücken, lernten ihre Sprache und erforschten ihre kulturellen Traditionen. 1780 nahmen die Herrnhuter das blinde Kalmückmädchen Bolgusch (Polliusch) auf. Sie wurde am 26. Dezember/6. Januar 1781 getauft und gilt als „Erstling aus den Kalmücken“, das heißt als erste Christin des Kalmückenvolkes. Als sich 1821 eine Gruppe von 23 Kalmücken zum Evangelium bekennen wollte, griffen die russischen Behörden ein. Die von ihren Stammesangehörigen überfallenen und misshandelten Taufwilligen wurden nach Zarizyn gebracht, wo sie die Taufe nach russisch-orthodoxem Ritus erhielten. Am 31. Juli 1822 erteilte das russische Innenministerium der Herrnhuter Brüdergemeine ein strenges Missionsverbot. Schon Gespräche über den christlichen Glauben und das Verteilen von Bibeln waren verboten. Nur die russisch-orthodoxe Kirche sollte Mission unter den nichtchristlichen Völkern Russlands betreiben dürfen. 1808 hatte man allerdings eine Ausnahme gestattet, als hungernde Kirgisen ihre Kinder gegen Lebensmittel verkauften. Die Brüdergemeine „kaufte“ vier Kirgisenmädchen. Sie wurden 1810 getauft und gelten als „Erstlinge“, als erste Christen kirgisischer Herkunft.

Die Bewohner Sareptas stammten aus Deutschland, Dänemark und den Niederlanden und sprachen untereinander ausschließlich deutsch. Als Mitglieder der Herrnhuter Brüdergemeine standen sie mit ihren Glaubensgeschwistern überall auf der Welt in engem Kontakt, denn es war üblich, Brüder und Schwestern in andere Orte oder in die Mission zu entsenden. So herrschte ein Kommen und Gehen. Im 19. Jahrhundert hatte die Kolonie rund 300 bis 500 Einwohner, die alle der Brüdergemeine angehören mussten, da Kommune und Kirchengemeinde nicht voneinander getrennt waren.

Wie bei der Brüdergemeine üblich, herrschte eine Geschlechtertrennung vor, die auch Einfluss auf den Bauplan hatte. Die vom Kirchensaal zum Gottesacker verlaufende Mittelachse der Siedlung bildete eine Trennlinie der Geschlechter. Links waren das Brüderhaus, die Brüderseite des Kirchensaals und die Brüderseite des Gottesackers, rechts das Schwesternhaus, die Schwesternseite des Kirchensaals und die Schwesternseite des Gottesackers. Dieses stringente Konzept, das so auch in Fulneck in England umgesetzt wurde, ist allerdings nicht beibehalten worden. Aus dem ältesten Brüderhaus wurde das Vorsteherhaus. Dafür wurde westlich davon ein neuer Komplex für das Brüderhaus errich-

tet. Später wurde das Brüderhaus neben das Schwesternhaus verlegt. Der Kirchensaal wurde 1771/72 errichtet und am 3. September 1772 von Bischof Johann Nitschmann geweiht. Er ähnelt stark dem Kirchensaal in Kleinwelka. Wie bei der Brüdergemeine üblich, wurde ein Saal in Querausrichtung erbaut. Der Innenraum wurde durch hohe Fenster belichtet. Zwei Eingänge in den äußeren Achsen führten in die Bereiche der Schwestern und Brüder. Das an den Giebelseiten abgewalmte Satteldach trug einen zierlichen Dachreiter mit offener Laterne. Die ältesten Wohnhäuser Sareptas hatten nur ein Geschoss und waren meist mit Satteldächern oder Satteldachwalmdächern versehen. Dabei bevorzugte man eine sehr einfache, dekorlose Fassadengestaltung. Der Eingang befindet sich meist in der Mittelachse. Im 19. Jahrhundert wurden auch größere, zweigeschossige Häuser erbaut. Am 28. Juli/9. August 1823 zerstörte ein Brand große Teile des Stadtgebiets. 37 Wohn- und Fabrikgebäude, der Kirchensaal und zahlreiche Nebengebäude fielen dem Feuer zum Opfer. Allerdings wurde Sarepta umgehend wiederaufgebaut.

Ab 1882 stieg die Einwohnerzahl stark an. Unter den Zugezogenen befanden sich auch Menschen russischer Sprache, die nicht der Brüdergemeine angehörten. In Verbindung mit der Beseitigung der Privilegien, die für die Kolonisten im Zarenreich gegolten hatten, hoben die russischen Behörden auch die Selbstverwaltung der Brüdergemeine auf. Die Einheit von Kommunal- und Brüdergemeine war aufzulösen. Die Herrnhuter Brüdergemeine durfte weiterhin tätig sein, aber nur noch unter Aufsicht der Kommunalgemeinde. Das kam einer Enteignung gleich, denn sämtliche Gebäude und Liegenschaften gehörten der Brüderunität. Unter diesen Umständen beschloss die Provinzialältestenkonferenz 1892 den Rückzug der Brüdergemeine aus Russland. Die Ortsgemeinde wurde aufgelöst, die Gemeinhelfer (Pfarrer) nach Herrnhut zurückbeordert, die Liegenschaften gingen an die Kommunalgemeinde über. Die meisten Bewohner blieben allerdings vor Ort. Sie erhielten

Noch nicht saniertes Wohnhaus, 2012

© Wikimedia, Foto: Pgm.dmc





oben: Evangelische Kirche in Sarepta, ehemals Kirchensaal der Herrnhuter Brüdergemeine (Wikimedia)

Wiedereinweihung der evangelischen Kirche am 16. Juni 1996

© Archiv der Brüdergemeine Königsfeld

3 Vgl. Klaus Richter: Sarepta an der Wolga. In: Landkreis Neuwied/Rhein (Hrsg.): Herrnhuter Architektur am Rhein und an der Wolga. Neuwied 2001, S. 104-124.

Autoren

Dr. Matthias Donath
Dr. Lars-Arne Dannenberg
Herausgeber der „Sächsischen Heimatblätter“

1894 die Erlaubnis, sich der Evangelisch-Lutherischen Kirche Russlands anzuschließen. Aus dem Kirchensaal der Brüdergemeine wurde eine lutherische Kirche.

1895 erhielt Sarepta einen Eisenbahnanschluss, und 1921 wurde ein Wolgahafen eröffnet. Die Verkehrswege förderten die industrielle Entwicklung, so dass die Einwohnerzahl anstieg. 1901 zählte man 1.388 Deutsche und 734 Russen. 1910 wurden 2.464 lutherische Christen registriert. Nach der Oktoberrevolution 1917 wechselte der Ort mehrfach die Seiten, doch dann siegten im Bürgerkrieg die Bolschewisten. In Erinnerung an den Sieg der Roten Armee wurde Sarepta 1920 in Krasnoarmejsk („Rote-Armee-Stadt“) umbenannt. Krasnoarmejsk gehörte nicht zur Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen, weil die Stadt außerhalb des geschlossenen deutschen Siedlungsgebiets an der Wolga lag. Die Einwohner erlebten das, was sich überall in der Sowjetunion abspielte: Kollektivierung, Industrialisierung, Hunger, Vernichtung der Kirchen und Religionsgemeinschaften, „politische Säuberungen“. Der letzte lutheri-

sche Pfarrer wurde 1936 verhaftet, die Kirche 1938 geschlossen. Man entfernte die Orgel und den Dachreiter. Nach Vermauerung der Fenster wurde der frühere Kirchensaal als Kino und ab 1967 als Versorgungslager der Roten Armee genutzt.

Von der kollektiven Bestrafung aller Deutschen in der Sowjetunion, die der Oberste Sowjet am 30. August 1941 verfügte, waren auch die deutschen Einwohner von Krasnoarmejsk betroffen. Sie wurden wie ihre Leidensgenossen aus der Wolgarepublik nach Sibirien und Mittelasien deportiert. Während der Schlacht um Stalingrad lag Krasnoarmejsk in einem Gebiet, das stets unter der Kontrolle der Roten Armee war. In den Häusern waren Stäbe einquartiert, es gab einen Verbandsplatz, und auf der Platzfläche wurden gefallene Soldaten der Roten Armee begraben, woran heute ein Obelisk erinnert.

In der Nachkriegszeit verfielen die Gebäude des früheren Sarepta. Ein in den 1970er Jahren entwickelter Stadtentwicklungsplan sah vor, hier ein Wohnviertel für das wachsende Wolgograd zu errichten. 1980 begann man mit dem Abriss der Häuser und dem Bau mehrgeschossiger Wohnblöcke. Dagegen wandte sich, nunmehr bereits in der Gorbatschow-Ära, eine Bürgerinitiative, die für die Rettung der Gebäude des alten Sarepta eintrat. 1988 beschloss der Stadtsowjet von Wolgograd die Erhaltung des Ortskerns. 1989 kam es zur Gründung des Staatlichen Freilichtmuseums „Staraja Sarepta“ (Alt-Sarepta) unter Leitung von Petr Popow. Das Kirchengebäude wurde 1990 der wiedergegründeten evangelisch-lutherischen Gemeinde Wolgograds übergeben, die überwiegend aus Russlanddeutschen besteht. Mit Mitteln der Bundesrepublik Deutschland und der Evangelischen Kirchen Berlin-Brandenburg konnte die Kirche 1995/96 restauriert werden. Diese Baumaßnahme kam einem Wiederaufbau gleich, denn wesentliche Elemente, etwa die Rundbogenfenster oder der Dachreiter, waren nicht mehr vorhanden. Mit einem Festgottesdienst am 16. Juni 1996 wurde die Kirche wieder in Nutzung genommen.³ Die Kirche ist das älteste noch erhaltene Gebäude im Stadtgebiet Wolgograds. Das frühere Vorsteherhaus beherbergt die Pfarrwohnung und eine deutsche Bibliothek, die als Geschenk Nordrhein-Westfalens nach Sarepta kam. Zum Freilichtmuseum „Alt-Sarepta“ gehören rund 15 Gebäude. Ein Teil wurde restauriert, einige Bauten befinden sich jedoch im unsanierten Zustand und stehen seit Jahren leer. Die sanierten Gebäude enthalten Ausstellungen zu Geschichte, Architektur und Volkskunde der russischen, deutschen, kalmückischen und tartarischen Bevölkerung Südrusslands.

Die Gebäude rings um den Kirchplatz, heute „Platz der Freiheit“, sind vollständig erhalten, nicht jedoch die dahinterliegende Bebauung. Die Großwohnblöcke der 1980er und 1990er Jahre reichen unmittelbar bis an die Platzgrundstücke heran und bedrängen das, was vom alten Sarepta übrig geblieben ist. Abseits vom Platz ist das 1857 errichtete Hauptgebäude der Senffabrik Glitsch erhalten geblieben. Der Gottesacker (Friedhof) ist bereits in den 1980er Jahren zerstört und überbaut worden.



Sachsen unter russischem Generalgouvernement 1813/14

Erhard Hexelschneider †

Die ersten Kosaken an der
Löbtauer Brücke in Dresden
im August 1813, Aquarell, 1813
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

Nach der Niederlage Napoleons (1769–1821) in der Völkerschlacht bei Leipzig und der Gefangennahme des Königs Friedrich August I. von Sachsen (1750–1827) wurde das Königreich Sachsen in ein Generalgouvernement umgewandelt und unter russische Aufsicht gestellt.¹

Russland und Preußen (das den Verlust Kongresspolens an Russland nicht verwunden hatte und Sachsen dafür die Schuld gab) wollten den Anschluss Sachsens an Preußen und damit die Beseitigung des sächsischen Staates, gewissermaßen als Strafe für ihre zu lange Bündnistreue und aus partikularistischen Interessen. In Sachsen selbst war man sich nur in einem einig: es musste weiter ein selbständiges sächsisches Königreich geben; in welcher Richtung es sich entwickeln sollte, darüber gingen freilich die Meinungen auseinander. Die entstandene innen- und außenpolitische Situation beschrieb Wilhelm von Kügelgen (1802–1867) im Vorfeld des Wiener Kongresses recht zutreffend, wenn auch voller Ironie: „Rußland, dreimal größer als ganz Europa, mochte immer noch zu eng sein, um sich an sich selber genügen zu lassen. Es verlangte noch Lohn zu seiner Befrei-

ung. Aber zu großmütig, diesen von Frankreich zu nehmen, gegen das es ja keinen Krieg geführt hatte, schien es ihm angemessen, sich wie beim Tilsiter Frieden an seinem Bundesgenossen zu erholen; es beanspruchte Warschau, und Preußen mochte sich dafür an Sachsen schadlos halten, das zufälligerweise niemandem gehörte. Die Sache war einfach genug, und man schien nur noch zu streiten, was besser sei, alles zu nehmen oder bloß das meiste. Darum stritt man auch in Dresden, und es waren gewiß nicht die schlechtesten Patrioten, die das völlige Aufgehen des Landes in Preußen einer Zerstückelung vorzogen. Dieser Ansicht war auch mein Vater. Er befürchtete Verkümmern für den zurückbleibenden Rest eines geteilten Landes und ward dafür von anderen hart getadelt.“²

Diese Umstände, jeder für sich und alle zusammen, schufen allmählich ein anderes Klima in der Einstellung zu Russland und den Russen, ohne dass dies in den von der Zensur unterworfenen Zeitungen deutlich wurde. Aber auch hier verhalfen die Erinnerungen und internen Nachrichten Beteiligten zu einem differenzierten Bild der sich verändernden Vorstellungen, als neben Begeiste-

Prof. Dr. Erhard Hexelschneider (1934–2018), der sich um die Erforschung der sächsisch-russischen Kulturbeziehungen große Verdienste erwarb und dem wir zahlreiche Aufsätze in den „Sächsischen Heimatblättern“ verdanken, starb am 24. Januar 2018. Daher konnte er nicht mehr an diesem Heft mitwirken, das ihm sehr am Herzen gelegen hätte. Mit Genehmigung seiner Witwe veröffentlichen wir hier einen leicht bearbeiteten Auszug aus seinem Buch „Kulturelle Begegnungen zwischen Sachsen und Russland 1790–1849“, Köln/Weimar/Wien 2000, S. 138–152. Damit würdigen wir sein Schaffen und rufen zugleich ein spannungsgeladenes Kapitel der sächsisch-russischen Beziehungen im 19. Jahrhundert in Erinnerung.

Hans Georg vom Carlowitz,
Lithographie von C. Lutherer,
um 1820

© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

- 1 Günther Klemm: Dresden unter dem russisch-preußischen General-Gouvernement vom 17. November 1813 bis zum 5. Juni 1815. Dresden 1930; Volker Schubert: Sachsen als Generalgouvernement der Sachsen und Preußen (1813–1815). In: Dresdner Hefte 12 (1994), Nr. 37, S. 79–88.
- 2 Wilhelm von Kügelgen: Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Leipzig 1989, S. 214.
- 3 Leipziger Städtische Bibliotheken, Signatur Sax. 908, Nr. 980.
- 4 Friedrich Laun: Memoiren. 3 Teile. Bunzlau 1827–1837, hier Teil 2, S. 216.
- 5 Ebenda, S. 222.
- 6 Ebenda, Teil 3, S. 1.
- 7 Ebenda, S. 7.
- 8 Gustav Nieritz: Selbstbiographie. Leipzig 1872, S. 115.
- 9 Ebenda, S. 165.
- 10 Otto Eduard Schmidt: Drei Brüder Carlowitz. Carl Adolf, Hans Georg und Anton von Carlowitz. Lebensbilder und Briefe aus dem Zeitalter der Romantik, der Freiheitskriege und der Verfassungskämpfe (1770–1840). Leipzig 1933, S. 135 f, Brief vom 18. November 1813.
- 11 Über die rechtlichen Grundlagen vgl. Georg Heinrich Pertz: Das Leben des Ministers Freiherrn von Stein. 5 Bde., Berlin 1849–1854, hier Bd. 3, S. 313–316 und speziell das Kapitel „Die Central-Verwaltung in Leipzig“ (S. 444–451, S. 448 f. auch zu Struktur und personeller Besetzung).

rung immer mehr Skepsis, ja Abneigung trat. Tatsächlich begannen sich nach der anfänglichen Befreiungseuphorie der Monate März und April 1813, also bis zum erneuten Vormarsch der französischen Truppen und der abermaligen Besetzung von Dresden und Leipzig, die Beziehungen zwischen den russischen Truppen und der sächsischen Bevölkerung im Alltag der erneuten und nun dauerhaften Besetzung ab Herbst 1813 bald zu verschlechtern; hinzu kamen die sich häufenden Diebstähle, Vergewaltigungen und andere Übergriffe der Soldaten. Das hatte es natürlich auch schon in den Frühlingsmonaten gegeben, war aber durch die erwähnte euphorische Begeisterung verdrängt worden. Schon damals mangelte es nicht an Befehlen der russischen Ortskommandanturen, die auf diese Problematik verwiesen. So erließ der kaiserlich-russische Oberpolizeimeister J. von Brumel in Leipzig bereits am 4. April 1813 vorsorglich den Befehl: „Auch wenn von Russischen Truppen einige Beschwerden und Unordnungen vorfallen, so kann Jedermann bey Tag und Nacht sich an mich wenden, und soll sogleich befriedigt werden, der Fortgang des ruhigen Handels ist nicht gestört, sondern vielmehr von S[eine]r Excellenz dem Herrn General-Adjutant Baron von Winzingerode, geschützt und befördert werden.“³

Der Schriftsteller Friedrich Laun (1770–1849) erlebte im Januar 1813 die „melancholische Todtenstille“ bei der Kunde von Heranrücken der „russischen Kriegsvölker“⁴, sollte doch Sachsen nun zum wichtigsten Schauplatz der blutigen Entscheidungen werden. Später sah er in den biwakierenden Kosaken, Kalmücken und Baschkiren zwar eine „romantische Staffage für die Landschaft“⁵, beklagte aber zugleich die zunehmende Unsauberkeit und Überfüllung der Dresdner Innenstadt. Interessiert nahm er „das bunte, zum Theil halb asiatische Leben in den Straßen“⁶ auf, fand die Kosaken auch sehr gutmütig und kinderlieb und vermerkte mit Erstaunen, wie sie sich an die Sitten in Dresden adaptieren: „Übrigens richten sie sich nach und nach immer besser in die europäische Lebensweise ein“, wobei das nach Launs Meinung mit dem Werben um die Dresdner Mädchen zu tun hatte, indem sie sich bemühten, „aus dem heimathlichen Dunstkreis ganz hervorzutreten“⁷. Radikaler beurteilte später der Lehrer und Volkschriftsteller Gustav Nieritz (1795–1876) die russische Zeit in Dresden. Befangen in der Vorstellung, Russen seien „Wilde in abenteuerlicher Kleidung“, beschrieb er zunächst die Freude über den geordneten Einmarsch der Befreiungstruppen, machte aber auch die „Furcht vor den ungebildeten Horden von Europa’s äußerster Gränze“⁸ deutlich, die sich in der Zeit der russischen Verwaltung bei ihm negativ verfestigen sollte. Zwar meinte er: „Der gemeine Russe war zwar roh, jedoch guthmütig, dabei ein großer Kinder- und Musikfreund“, empfand aber diese Zeit insgesamt als „Aussaugung“ Sachsens und seiner Bevölkerung und meinte ironisch, der Feldzug habe den russischen Solda-



ten vielfach genützt, „indem sie als halbe Barbaren auszogen und als gebildete Männer wieder heimkehrten“⁹, meinte damit aber nicht den angenommenen oder abgesehenen zivilisatorischen Fortschritt – wie Laun –, sondern eher das Marodieren und Betteln. Aber Nieritz geißelte gerechterweise zugleich auch entsprechende Verhaltensweisen der nachrückenden preußischen Besatzung.

Der einflussreiche Adlige Hans Georg von Carlowitz (1772–1840), Majorats Herr in Großhartmannsdorf und dann Beamter in der russischen Verwaltung, forderte deshalb angesichts der entstandenen Situation: „Es ist höchste Zeit, daß das Generalgouvernement seinen Sitz hierher [von Leipzig nach Dresden] verlegt, alle Geschäfte stocken, keine Straße ist mehr sicher, in der Dämmerung wird auf den Straßen der Stadt geplündert, und die Gegend muß zuletzt eine Einöde werden. Du weißt, daß ich nicht geneigt bin, zu klagen oder ängstlich zu sein, aber die Wahrheit kann ich doch auch nicht verkennen. Die Russen haben einen anderen Begriff von Kultur, Eigentumsrecht und bürgerlichen Verhältnissen, als man in Sachsen hat, und daher kommt, daß dies an sich rechtliche und gutmütige Volk bei seinem Mangel an allen Bedürfnissen des Lebens, überall, wo nicht strengste Aufsicht geführt wird, Schritte tut, die uns verderblicher sind, als sie es ahnen.“¹⁰

Gerichtet waren diese Worte an seinen Bruder Carl Adolf von Carlowitz (1771–1837), Majorats Herr in Liebstadt, der zugleich der Chef des Militärwesens im neugegründeten russischen Generalgouvernement war. Diese Institution ordnete sich ein in den Zentralverwaltungsrat der Verbündeten für die besetzten deutschen Gebiete, der von Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein (1757–1831) geleitet wurde. Das speziell für Sachsen gebildete Generalgouvernement unter russischer Oberhoheit¹¹ existierte vom 17. November 1813 bis 8. November 1814. Zur russischen Besatzung gehörten insgesamt 80.000 Soldaten, davon standen allein 4.000 Mann in Dresden und 800 in Leipzig, die allesamt zu ver-

sorgen und einzukleiden waren. Die wichtigste Aufgabe des Generalgouvernements, das anfangs seinen Sitz in Leipzig, seit 9. Dezember 1813 in Dresden hatte, war es, die weitere Kriegsführung zu sichern. Deshalb musste zunächst die elementare Ordnung durch eine entsprechende Staatsverwaltung hergestellt und die Wirtschaft rasch wiederhergestellt werden. Diese komplizierte Sachlage im materiellen Bereich musste jede Art von Administration außerordentlich belasten, zumal die Not der sächsischen Bevölkerung selbst enorm war. Hinzu kam aber auch die ungeklärte Lage des letztlich von Russland und Preußen als besetztes Feindesland angesehenen Königreichs. Dahinter verbarg sich der Wunsch, Sachsen vollständig mit Preußen zu vereinigen, das heißt also den angestrebten Verlust sächsischer Eigenständigkeit. Das wurde auch von bestimmten russischen Kreisen weitgehend geteilt, wie die zeitgenössische russische Publizistik oder auch die Haltung von Nikolai Iwanowitsch Turgenew (1789–1871), des russischen Sekretärs des Freiherrn vom und zum Stein, zeigten. Erst die erzwungene Einwilligung des sächsischen Königs auf Abtretung eines Gebiets von 20.230 Quadratkilometern mit 864.305 Einwohnern auf dem Wiener Kongress ermöglichte die Wiederherstellung des sächsischen Königreichs und die Rückkehr des Monarchen.¹² Dass sich auf dieser politischen Ebene Konfliktstoff ansammelte und es zu Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Kräftgruppierungen bei Hofe und in der Bevölkerung kommen musste, versteht sich. Um diese Polarisierungen etwas auszugleichen, bedurfte es deshalb erfahrener Diplomaten mit Militärerfahrung, die an die Spitze des Generalgouvernements treten sollten. Ein solcher war mit Nikolai Grigorjewitsch Repnin-Wolkonski (1778–1845) gefunden, der als Generalleutnant (wenn auch glücklos) 1805 bei Austerlitz ge-

kämpft hatte, dann aber 1809 bis 1811 als russischer Gesandter in Westphalen und Spanien tätig war; später wurde er Gouverneur von Poltawa.¹³ Ursprünglich sollte Turgenew sein Sekretär werden, aber dieser wollte nicht in der Dresdner Gouvernementsverwaltung arbeiten.

An die Seite Repnin-Wolkonskis trat, anstelle des bisherigen Geheimen Kabinetts, ein Gouvernementsrat, der aus vier Sektionen bestand: 1. Allgemeine Polizei, Kultur, öffentlicher Unterricht und Justiz; 2. Finanzangelegenheiten; 3. Verpflegung fremder Truppen und Lazarettwesen; 4. Kriegsdepartement. Die dort beschäftigten Mitarbeiter waren vorwiegend liberale Adlige wie Carl Adolf von Carlowitz, Julius Wilhelm von Oppel (1766–1832), Dietrich von Miltitz (1769–1853) sowie bürgerliche Beamte, die aktiv an der Seite der Unabhängigkeitsbewegung in Opposition zur reaktionären, antinationalen Politik des sächsischen Hofes standen und sich gegen eine Teilung des Landes wandten (was ihnen nicht gelang). Deutsche und Russen wirkten im Büro des Generalgouvernements Seite an Seite.¹⁴ Die insgesamt auf Sachfragen konzentrierte Verwaltung konnte dank der Zentralisierung einheitlich vorgehen und recht effektiv arbeiten.

Repnin erwarb sich rasch Anerkennung in seinem Amt. Das zeigt folgendes Beispiel: Infolge der großen Not entschloss sich Repnin auf Anraten seiner sächsischen Berater, Generalmajor Julius Vieth von Golßenau (1770–1853) nach Frankfurt am Main zu schicken, um den verbündeten Monarchen, „vorzüglich aber dem Kaiser von Rußland, als erwählten Protektor des verwaisten Sachsens die Noth und das Elend dieses zum Theil ganz verheerten und gemißbrauchten Landes mündlich darzustellen, um schleunigste Hülfe und Schonung zu bitten.“¹⁵ Ohne Hilfe wollte Repnin seinen Posten zur Verfügung stellen. Aber die Audienz bei Zar Alexander I. (1777–1825) blieb ohne Erfolg, zumal die Argumente des Zaren antisächsisch gefärbt waren.¹⁶

Unter Repnins tatkräftiger Leitung wurde zunächst die notwendige Ordnung nach den Wirren des Kriegs wiederhergestellt, auch durch eine neue Polizeiverfassung, und die elementare Versorgung gesichert. Es kam dabei zu einschneidenden finanziellen Belastungen und zu Eingriffen in die Privilegien des Hofes und des Adels, wodurch die ohnehin weiter existierenden profranzösischen und antirussischen Stimmungen neuen Nährboden fanden. Allmählich vollzog sich ein Stimmungsumschwung. Charakteristisch dafür sind die Memoiren des sächsischen Generals Carl Wilhelm Ferdinand von Funck (1761–1828), der die Situation in ihrer Diffizilität und Differenziertheit wohl zutreffend beschrieb. Die sächsische Unzufriedenheit war groß, „und weil sie einen Namen haben wollte, machte sie den Druck der russischen Behörden zu ihrem Gegenstande. Die Geldausleerungen hörten allerdings nicht auf, die eingezogenen Gehälter und Pensionen machten viele Menschen brotlos; und nach allem, was Sach-

12 Walter Kohlschmidt: Die Sächsische Frage auf dem Wiener Kongreß und die sächsische Diplomatie dieser Zeit. Dresden 1930; Ferdinand Troska: Die Publizistik zur sächsischen Frage auf dem Wiener Kongreß. Halle 1891.

13 Michailo Antonowitsch: Knjaz Repnin, generalgubernator Saksonii. Berlin 1936; Adolf Hantzsch: Hervorragende Persönlichkeiten in Dresden und ihre Wohnungen. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte Dresdens, Heft 25 (1918), S. 119–122; Sergej N. Iskul: Die Mission des Fürsten Nikolaj G. Repnin-Volkonskij in Kassel. Rußland und das Königreich Westfalen. In: Erich Donnert (Hrsg.): Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt zum 75. Geburtstag. Bd. 3. Aufbruch zur Moderne. Weimar 1997, S. 327–356.

14 Karl Czok (Hrsg.): Geschichte Sachsens, Weimar 1989, S. 321–323; Rudolf Förster (Hrsg.): Dresden. Geschichte der Stadt in Wort und Bild. Berlin 1985, S. 78.

15 Justus Vieth von Golßenau: Auszüge aus den Papieren eines Sachsen. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen 8 (1911) Heft 2, S. 135.

16 Ebenda, S. 136 f.



Nikolai Grigorjewitsch Fürst Repnin-Wolkonski, Stich von C. Schule, 1818

© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

- 17 Ferdinand von Funck: In Rußland und Sachsen 1812-1815. Dresden 1930, S. 351 f.
- 18 Carl Gretschel/Friedrich Bülow: Geschichte des Sächsischen Volkes und Staates. Bd. 3. Leipzig 1853, S. 642, Anm. *.
- 19 SLUB Dresden, Handschriftensammlung, Mscr. Dresd. h 37, Vermischtes, XV, S. 447.
- 20 Freundliche Mitteilung von Alexej Pawluschkow, Festung Königstein.
- 21 Marianne Prause: Die Kataloge der Dresdner Akademie-Ausstellungen 1801-1850. Bd. 1. Berlin 1975. Es handelt sich um einen Nachdruck der Kataloge der Akademieausstellungen ohne Paginierung.
- 22 Eventuell Karl Klette von Klettenkauf, vgl. Ulrich Thieme/Felix Becker: Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Bd. 20. Leipzig 1927, S. 486 f.
- 23 Ebenda, Bd. 29, S. 92.
- 24 Ebenda, Bd. 12, S. 425 f.
- 25 Ebenda, Bd. 16, S. 430 f. Von ihm stammt auch ein Stich zu Poniatowskis Tod.

sen gelitten hatte, mußte es auch noch den Durchzug des bei weitem größten Teils der aus Frankreich zurückkehrenden Russen sowohl der aus Rußland kommenden gefangenen Franzosen tragen. Die russischen Befreier und Freunde betrugten sich nicht anständiger im Lande, als ehemals die Franzosen. Zu ihrer unersättlichen Eßlust gesellte sich auch noch eine Leckerei bei den Speisen, die sie auf dem Hinweg noch nicht gekannt hatten. Ein Russe aß soviel, wie zwei, und trank soviel Branntwein, wie acht Franzosen. Sie waren dabei so bequem geworden, daß sie zum größten Teil gefahren werden wollten. An Plünderungen auf dem Lande fehlte es auch nicht, und auf den Heerstraßen war man nicht sicher, wenn Kosaken sich in der Nähe befanden. Die russischen Kommandanten in den Städten machten sich trotz der Nachrufe auch nicht überall beliebt, und ihre Behörden vermehrten oft die Lasten noch durch ihre Urkunde mit der Art, wie sie mit dem möglichst geringen Drucke getragen werden konnten; die Übel wurden, nicht allein, wie vorher zur Zeit der Franzosen, sondern durch die Ungeschicklichkeit der Neugestellten vermehrt. Beleidigend war die im Allgemeinen sich nur zu plump aussprechende Unsittlichkeit der halbvornehmen Russen und der gänzliche Mangel an Ehrgefühl bei dem größten Teile von ihnen. Die rohen Ausschweifungen der Kommandanten in Dresden, Rosen und Gurgew, empörten selbst die ärgsten Franzosenhasser, und Replin, der sich davon frei hielt, steuerte doch dem Ärgernis nicht.¹⁷

Ungeachtet dieser sich vor allem in Dresden zuspitzenden Situation wurden in der Zeit des russischen Generalgouvernements doch eine Reihe von kulturellen Einrichtungen wiederbelebt und Leistungen geschaffen, die größtenteils auch nach

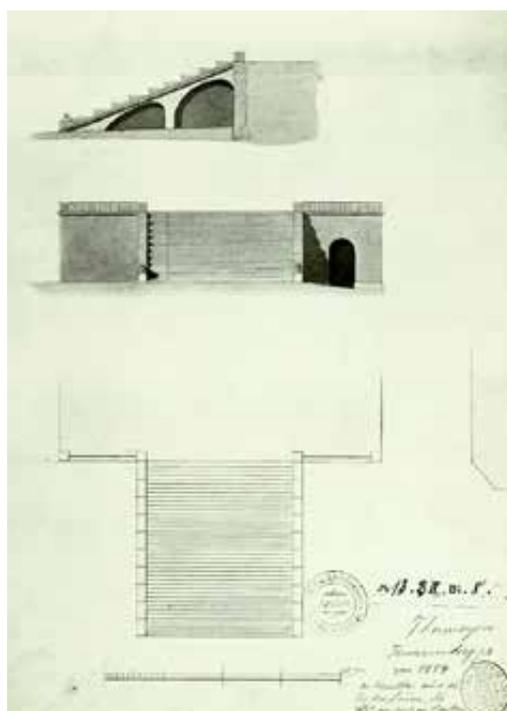
Rückkehr des sächsischen Königs Bestand haben sollten.

Beginnen wir mit der Landeshauptstadt Dresden. Hier wurden Maßnahmen zur Restaurierung der Frauenkirchen getroffen, die unter französischer Besatzung als Munitiondepot genutzt worden war, ferner wurde der Große Garten für die Bevölkerung geöffnet und erneut mit der Pflege des Baumbestandes begonnen. Die von den Franzosen im Frühjahr 1813 teilweise gesprengte Elbbrücke wurde wiederhergestellt. Damals wurde die Freitreppe zur Brühlschen Terrasse nach einem Projekt von Gottlob Friedrich Thormeyer (1775–1842) erbaut, sie später als „Balkon Europas“ gerühmt und berühmt wurde und für die Replin den ihm nach dem Kriege zustehenden Erlös aus dem Verkauf der Pallisaden zur Verfügung stellte.¹⁸ Der Aufbau betraf auch andere Städte, so die Wiederherstellung der Brücken in Meißen und Weißenfels sowie die spanischen Schäfereien in Rennersdorf und Lohmen.

Unter russischer Ägide erfolgte die Reorganisation der Dresdner Theater, indem die italienische Oper, das deutsche Schauspiel und die Hofkapelle am 26. September 1814 unter einer Direktion zum Königlichen Hoftheater vereinigt wurden, ein Schritt in Richtung eines Nationaltheaters. Die Oper spielte in dieser Zeit jeden Montag; sonntags fanden Konzerte mit Instrumentalmusik unter Leitung von Francesco Morlacchi (1784–1841) statt, die Replin ebenfalls selbst finanzierte. Sie wurden aber wohl, wie Carl August Böttiger (1760–1835) in seinem Tagebuch notierte, durch Lärmen des Publikums gestört, das „wenig Bildung und Sinn für die Kunst“ zeigte.¹⁹

Die Kunstschatze des Hofes wurden von der Festung Königstein zurücktransportiert und durch Replin öffentlich zugänglich gemacht. Allerdings muss dabei vermerkt werden, dass von den sächsischen Behörden bereits früher verschiedene Kunstschatze nach Dresden zurückgeholt wurden, so am 9. Juni 1813 die Silberkammer des Dresdner Hofes und am 8. August sechs Kisten mit Beständen des Grünen Gewölbes, vermutlich aus Sorge wegen etwaiger Kampfhandlungen um die Festung Königstein.²⁰

Replin ließ, nachdem es 1813 eine kriegsbedingte Pause gegeben hatte, 1814 erneut die jährliche Kunstausstellung der Akademie der Künste in Dresden ausrichten. Sie wurde bezeichnenderweise anlässlich des Tages der Thronbesteigung Alexanders I. am 24. März 1814 eröffnet und zeigte infolge der Kriegsereignisse, die eine kontinuierliche künstlerische Arbeit verhindert hatten, ausnahmsweise auch Werke aus früheren Jahren.²¹ Der Katalog der Ausstellung verzeichnet eine Reihe von Werken mit aktuellen Bezügen auf das Zeitgeschehen wie die Elbbrückenzerstörung vom 8. Mai 1813 oder Kampfszenen, aber auch Bilder mit „russischer“ Thematik, so „Einzelne Baschkiren“ von Carl Klette (Öl, Katalognummer 38)²², „Russische Vorposten bei dem großen Garten“ von Wilhelm Rothe (Öl, Nr 41)²³, „Eine Gruppe von Basch-



Entwurf Gottlob Friedrich Thormeyers für die Freitreppe zur Brühlschen Terrasse 1814
© Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, Plansammlung

kiren und Kosacken“ von Johann Gottfried Abraham Frenzel sen. (Aquarell, Nr. 243)²⁴ und schließlich „Eine Landschaft, welche umgekehrt einen Kosackenkampf darstellt“ von Johann Gottlob Henschke (Stich, Nr. 166)²⁵. Großen Raum beanspruchten die Zeichnungen zum Petersburger Michailow-Schloss des aus Italien stammenden, seit 1809 ständig in Dresden ansässigen russischen Staatsrats und Hofarchitekten Vincenzo Brenna (1741–1820), der für Russland (gab es eine solche Regelung?) von 1811 bis 1819 „seinen“²⁶ Platz auf den Jahresausstellungen einnahm. Er war 1783 oder 1784 nach Petersburg zu dem damaligen Großfürsten Paul I. gegangen und seit 1789 Chefarchitekt von Pawlowsk; seine Architekturzeichnungen wurden gerühmt. Verblüffend ist die Tatsache, dass auch – vermutlich zum ersten Mal auf einer Kunstausstellung in Deutschland überhaupt – ein Russe zu den Ausstellern in Dresden gehörte: eingewisser „Iwanoff“ mit dem Bild „Die Festung Bender“ (Nr. 368). Autor dieses dem russischen Sieg über die Türken gewidmeten Bildes war wahrscheinlich der Historienmaler Andrej Iwanowitsch Iwanow, der Vater des berühmteren Alexander Andrejewitsch Iwanow (1806–1858), der in den 1820er Jahren für kurze Zeit in Dresden weilen sollte.²⁷ Ilja Radoschitzki sah übrigens nach der Ausstellung im August 1814 in der Gemäldegalerie zwei Gemälde, auf denen der russischen General Alexander Wassiljewitsch Suworow (1730–1800) in österreichischer Uniform bzw. in der Uniform des Pawlowsker Regiments zu sehen war, vermutlich Kopien von uns nicht näher zu bestimmenden Künstlern.²⁸ Der Dresdner Hofbaumeister Gottlob Friedrich Thormeyer schuf im direkten Auftrag des russischen Generalgouverneurs das schlichte Denkmal für den in russischen Diensten am 27. August 1813 während der Schlacht um Dresden gefallenen französischen Revolutionsgeneral Jean-Victor Moreau (1763–1813) auf der Südhöhe, das später zum Wallfahrtsort für viele russische Besucher Dresdens zumindest in den 1820er Jahren werden sollte.

Im Bereich der Wissenschaften wurde das im Krieg zerstörte, seit 1748 bestehende Collegium medico-chirurgicum, das im August 1813 seine Arbeit eingestellt hatte, neu aufgebaut und in eine Chirurgisch-medizinische Akademie umgewandelt.²⁹ Bereits seit Dezember 1813 hatten Wissenschaftler und Beamte an die sächsische Regierung in verschiedenen Denkschriften die Notwendigkeit der Wiedereröffnung mit Blick auf die unmittelbaren Kriegsfolgen, den Kampf gegen Epidemien und die Ausbildung des dringend benötigten Arztnachwuchses begründet; ein provisorischer Lehrbetrieb wurde im März 1814 versuchsweise für kurze Zeit aufgenommen, dann aber wieder eingestellt. Das erste Departement des Generalgouvernements beauftragte nach vorausgegangenen Planungen am 10. April 1814 den aus Wittenberg berufenen Anatomen und Physiologen Burkhard Wilhelm Seiler (1779–1843), ein entsprechendes Projekt zu konkretisieren. Seiler,



durch seine bisherige Arbeit glänzend vorbereitet und in Leitungsangelegenheiten erfahren, legte – nach Konsultationen mit dem königlichen Leibarzt Friedrich Ludwig Kreysig (1770–1839) und dem Putjatin-Freund Christian Erhard Kapp (1739–1824) – sein Projekt im Juni 1814 vor. Er hatte übrigens vorher eine Professur in Charkow ausgeschlagen, wurde aber später zum auswärtigen Mitglied der Medizinischen Fakultät der Universität Kasan ernannt. Repnin bestätigte das Projekt am 27. August, zu einer Zeit freilich, als bereits ein Ende des russischen Generalgouvernements abzusehen war. Die in der Leitung des Generalgouvernements nachfolgenden Preußen zögerten, die Reorganisation der Akademie definitiv durchzusetzen, und ließen ab 3. Dezember 1814 nur die interimistische Einrichtung einer Chirurgisch-medizinischen Lehranstalt zu; am 5. Dezember war offizieller Vorlesungsbeginn mit 188 Studenten. Der sächsische König bestätigte die Akademie dann aber doch, wenngleich erst 1817. Auch in Leipzig wurde im Frühjahr 1814 eine Bildungsanstalt für Wund- und Feldärzte mit 100 Plätzen eröffnet, in die im ersten Kurs 79 Zöglinge eintraten.³⁰

Zur Förderung der Industrie wurde, dem Beispiel anderer Länder folgend, in Dresden eine Industrieschule gegründet, die Vorstufe der 1828 gegründeten Technischen Bildungsanstalt, der späteren Technischen Hochschule.³¹ Ihr war eine Sonntagschule für Handwerker mit Unterricht in Zeichnen, Deutsch, Rechnen und anderen Fächern angegliedert. Für die Freiburger Berghochschule wurde das berühmte Mineralienkabinett Abraham Gottlob Werners für 40.000 Taler erworben³²; eine Reihe von Bibliotheken wurde aus Privathand für den Staat angekauft. Einige private Bildungs- und Erziehungsanstalten, so in Tharandt, Dresden und Leipzig, erhielten finanzielle Zuschüsse. Alle diese Maßnahmen hatten ein Ziel, das im abschließenden Bericht der russisch-deutschen Verwaltung so formuliert wurde: Dresden sollte „zum Mittelpunkt deutscher Kunst“ werden³³; alles soll-

Königliche Chirurgisch-medizinische Akademie im Kurländer Palais in Dresden, Stich von Johann Friedrich Schröter nach Zeichnung von Johann August Heine, um 1820
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

26 Ernst Sigismund: Dreißig Jahre Dresdner Kunstausstellungen (1801-1830) Eine kunsthistorische Studie. In: Dresdner Geschichtsblätter 15 (1906), Nr. 3, S. 102, sprach von Vertretern Russlands. Über Brenna siehe Thieme/Becker (wie Anm. 22), Bd. 4, S. 580.

27 Ebenda, Bd. 19, S. 376.

28 Ilja T. Radoschitzki: Pocho-dnija zapiski artillerista, s 1812 po 18 god. Moskau 1835, Bd. 3, S. 234.

29 Burkhard Wilhelm Seiler: Geschichte und Gegenwart der chirurgisch-medizinischen Akademie. In: Zeitschrift für Natur- und Heilkunde 1 (1820), S. 454-469.

30 Leipziger Zeitung Nr. 43 vom 1. März 1814, vgl. Orzschig (wie Anm. 43), S. 31.

31 Geschichte der Technischen Universität Dresden 1928-1988. 2. Auflage Berlin 1988, S. 24-30.

32 Diese und andere Angaben nach Übersicht der Verwaltung des General-Gouvernements der Hohen Verbündeten Mächte im Königreiche Sachsen vom 21sten October 1813 bis zum 8ten November 1814. Dresden 1814.

33 Ebenda, S. 29.

- 34 Kurt O. Schaffer: Die Leipziger Bücherkommission als Zensurbehörde 1800–1815. Borna/Leipzig 1911, S. 60–62.
- 35 SLUB Dresden, Handschriftensammlung, Mscr. Dresd. h 37, Vermischtes, XV, S. 447. Ähnlich auch im offiziellen russischen Abschlussbericht (wie Anm. 32, S. 10); dort heißt es, man hätte Volksfeste veranstaltet, um „den durch so großes Unglück gebeugten Sinn der Nation zu erheitern“.
- 36 SLUB Dresden, Handschriftensammlung, Mscr. Dresd. d 882, Bd. 2, S. 125.
- 37 Nikolaj N. Trubizin: Is poesdki Wasilija Lwowitscha Puschkina sagranizu (1803–1804 gg.). In: Puschkin i ego sowremenniki. Materiali i issledowanija. Bd. 19/20. Petrograd 1914, S. 44. Danach bezugte Wasilij Lwowitsch Puschkin ein Treffen des Geistlichen Tschudowski mit Nikolai Michailowitsch Karamsin in Dresden im Juli 1789.
- 38 Zur Religionsausübung und zum Kirchenbau vgl. Käthe Gaede: Russische Orthodoxe Kirche in Deutschland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Köln 1985, S. 21 f. und 37 f. mit den entsprechenden archivalischen Belegen.
- 39 Daniel August Taggesell: Tagebuch eines Dresdner Bürgers. Dresden 1851, S. 99.
- 40 SLUB Dresden, Handschriftensammlung, Mscr. Dresd. d 882, Bd. 2, S. 11.
- 41 Prause (wie Anm. 21), Katalog 1814.
- 42 Michail P. Aleksejew: Ein Brief des Fürsten N. G. Repnin an A. W. Schlegel. In: Jahrbuch für Geschichte und Kultur der Slaven. Neue Folge 5 (1929), Heft 1, S. 79.
- 43 Dazu grundlegend Johann Orzschig: Das russische General-Gouvernement in Leipzig. Oktober 1813 – November 1814. Leipzig 1934.
- 44 Kügelgen (wie Anm. 2), S. 122 und 125. Über Prendel Günter Latsch: Victor Prendel. Ein Original aus der Zeit der Befreiungskriege. Leipzig 1987; Gustav Wustmann: Aus Leipzigs Vergangenheit. Gesammelte Aufsätze. Bd. 2. Leipzig 1898, S. 339–365, ferner mit vielen Dokumenten Carl Leimbach: Victor von Prendel. Oberst und Kommandant von Leipzig nach der Völkerschlacht (1813–1814). Leipzig 1913.
- te öffentlich und jedermann frei zugänglich sein. Nicht übersehen werden kann freilich auch das strenge Wirken der russischen Pressezensur, insbesondere bei politischen Schriften zur sächsischen Frage.³⁴
- Die Repnin nachgesagte Prachtentfaltung (manche sprachen von Verschwendungssucht) äußerte sich in einer Vielzahl von großartigen Festlichkeiten, die den Geist des Augusteischen Zeitalters mit seinen Feuerwerken und großen Bällen heraufbeschwören sollten, nur dass die Anlässe andere waren: der Geburtstag bzw. der Jahrestag der Thronbesteigung des russischen Kaisers oder das russische Osterfest mit seinen Bräuchen. Dahinter stand, wie Carl August Böttiger wohl zu Recht vermutete, die Absicht Repnins, alles aufzubieten, „um die Gemüther zu vereinigen und die freudenlose Niedergeschlagenheit einer Residenz, die keine Hofsonne erleuchtet und erwärmt, aufzuheitern.“³⁵ Freilich schossen die russischen Behörden auch gelegentlich über das Ziel hinaus, wenn etwa anlässlich des bevorstehenden Geburtstages von Alexander I. die Buden auf dem Altmarkt abgebaut werden mussten, „welches den darinnen Handeltreibenden einen nicht unbedeutenden Schaden verursachte, wie der Finanzkalkulator Heinrich Benjamin Röber meinte³⁶, zugleich aber vermerkte er zustimmend die Errichtung eines Kruzifixes auf der wiedererrichteten Elbbrücke.
- Erst unter dem russischen Generalgouvernement wurde die gleichberechtigte russisch-orthodoxe Religionsausübung in Dresden ermöglicht, obwohl schon früher russische Geistliche in Dresden anwesend waren.³⁷ In dieser Zeit existierte eine erste griechisch-katholische Kapelle in einem Saal im Brühlischen Palais, in der der Generalgouverneur das russische Neujahrsfest und der Zar 1814 die orthodoxe österliche Mitternachtsmesse begingen³⁸; eine zweite Kapelle wurde zu diesem Anlass im Gartenpalais des Prinzen Maximilian für die Truppen eröffnet³⁹. Röber notierte unter dem 9. April den russischen Osterspruch und vermerkte, dass im Anschluss daran die Kreuzschüler eine Hymne gesungen hätten.⁴⁰ In Leipzig fanden die Anhänger der orthodoxen Ostkirchen – wie schon im 18. Jahrhundert – Möglichkeiten zum Gebet in der Griechisch-orthodoxen Gemeinde in der Katharinenstraße mit griechischen Priestern, wo auch die russische Kaiserin im Juni 1814 an einem Gottesdienst teilnahm.
- In welcher Weise die russischen Offiziere des Generalgouvernements das sächsische Kulturleben wahrnahmen, ist weitgehend unbekannt, sieht man von gelegentlichen Theaterbesuchen in Dresden und Leipzig ab. Offenbar ließen sich einige Generäle von ortsansässigen Malern porträtieren, so General Pjotr Alexandrowitsch Tolstoi (1769–1844) durch den Akademieprofessor Christian Ferdinand Hartmann (1774–1842), das „Portrait des Kais[erlich] Russ[ischen] Generals Tolstoy“ (Katalog Nr. 265)⁴¹ wurde auf der Kunst-

ausstellung 1814 als einziges (und in Deutschland vermutlich erstes!) Porträt eines Russen öffentlich ausgestellt. Auch Repnin ließ sich (von wem, ist unbekannt) mit der Dresdner Brücke im Hintergrund malen; das Bild befindet sich im Ukrainischen Historischen Museum in Kiew.⁴²

In Leipzig war in der Zeit des russischen Generalgouvernements⁴³ der etwas skurrile, aber gerechte und vielleicht deshalb unter den Bürgern sehr beliebte, in russischen Diensten stehende und aus Südtirol stammende Oberst Victor Anton Franz von Prendel (1766–1852) vom 21. Oktober 1813 bis zum 10. November 1814 und dann noch einmal für kurze Zeit im Mai 1815 Stadtkommandant. Es handelt sich dabei übrigens um jenen von Wilhelm von Kügelgen so farbig beschriebenen „Löwen des Tages“, der an der Spitze einer „in guter Ordnung“ in Dresden einziehenden Kosakeneinheit stand, nachdem der russische Offizier Denis Wassiljewitsch Dawydow (1784–1839) wegen Eigenmächtigkeiten kurzfristig abgelöst worden war.⁴⁴ Freilich war Prendel in den eigenen Reihen als Militär nicht unumstritten; man hielt ihm geringe Tapferkeit vor und dass er sich gut in Szene zu setzen verstehe.⁴⁵ Was davon stimmt, bedürfte genauerer Untersuchungen. In Leipzig jedenfalls organisierte Prendel jedenfalls das weitgehend friedliche Zusammenleben von Leipziger Bürgern mit der Besatzung, sorgte aber auch für kulturelle Vergnügungen. Er war ein strenger Kommandant, der fast patriarchalisch auf Ordnung und Recht achtete, zugleich aber durch seine in der sprachlichen Form volkstümlichen, oft versöhnlichen, gelegentlich aber auch drastischen, deshalb recht ungewöhnlichen Proklamationen und eigentümlichen Strafen Staunen, Verwunderung und sogar Widerspruch bei den Leipzigern erregte, so wenn er etwa Dirnen im Papierkleid öffentlich zur Schau stellte oder Diebe züchtigte, die vorher, mit Papiermützen bekleidet, durch die Stadt geführt worden waren. Auch Klagen der Bevölkerung nahm die Kommandantur sehr ernst, wie die Beraubung eines Wurzner Landmannes durch russische Soldaten zeigte, dessen Fall rasch aufgeklärt werden konnte.⁴⁶

Berühmt waren Prendels Anordnungen zu Sauberkeit und Hygiene in der Stadt, sein Auftreten gegen Eigenmächtigkeiten seiner Offiziere und der ihnen unterstellten Mannschaften, aber auch seine pedantisch wirkenden Regeln über den Besuch von Kunstausstellungen, als der „Unterstützungsverein für Leipzigs Umgebungen“ im April 1814 im Haus von Heinrich Wilhelm Leberecht Crusius in der Grimmaischen Straße eine Ausstellung aus Privathand organisierte.⁴⁷ Immer wieder war er bemüht, das kulturelle Leben in der Messestadt zu beleben. Es traf ihn sehr, dass die von ihm wegen dienstlicher Verpflichtungen zurückgegebenen Theaterkarten für die Bühne Joseph Secondas von seinen eigenen Offizieren nicht genutzt wurden.⁴⁸ Korrigierend erklärte er zu seiner Anordnung, man solle nach 22 Uhr



Peterstor in Leipzig, Zeichnung von Christian Gottfried Heinrich Geißler, um 1813
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

nicht unnötig auf den Straßen herumlaufen, damit sei nicht beabsichtigt gewesen, das gesellschaftliche Leben zu stören oder Geschäfte zu stornieren.⁴⁹ Und als im Oktober 1814 insgesamt 60.000 Russen auf dem Marsch in die Heimat Leipzig durchquerten, forderte Prendel von den Leipzigern Ruhe, Disziplin und gute Aufnahme für die Soldaten, schließlich hätten sie ja durch die Russen ihre Freiheit wiedergewonnen, und meinte: „Gegen Kleinigkeiten wünsche ich Geduld, gegen Missverständnisse Nachsicht“, zumal es früher ja viel schlimmer gewesen sei.⁵⁰ Die allgemeine Zustimmung zu Prendels Maßnahmen in Leipzig (er wurde am 1. November 1814 zum ersten Ehrenbürger der Stadt ernannt⁵¹) drückte der Dichter und Kaufmann Wilhelm Gerhard in einem Abschiedsgedicht an den Offizier so aus: „Was kümmern uns die politischen Händel / Der alten und neuen beweglichen Welt? / Es lebe unser wackerer Prendel, / Als Büchsenbeschützer als Mensch und Held!“⁵²

Carl August Böttiger schien aber auch die Gründe zu wissen, warum „der wackere Prendel“ abberufen wurde: „Er hatte sich durch Strenge gegen russische Ungebührlichkeiten beim russischen Mili-

tair Feinde gemacht.“⁵³ Tatsächlich griff Prendel, der das russische „System gegenseitiger Toleranz“ (Böttiger) in derartigen Angelegenheiten nicht akzeptierte, in Leipzig strenger durch, als das offenbar in Dresden bei den russischen Militärbehörden der Fall war.⁵⁴ Dort bestand unter den Offizieren nach Böttigers Vermutung (und er war – wie immer in solchen Fällen – sicherlich gut informiert) nach den harten Kämpfen der Wunsch nach Ruhe und Vergnügungen, den man eben in der Elbmetropole trotz aller Verwüstungen gefunden zu haben glaubte: „Ganz Sachsen, wovon Dresden ganz besonders, ist ein Place de repos für die russischen Offiziere, die nicht zur großen Armee gehen wollen.“⁵⁵

Prendel konnte sich neben der Stadtverwaltung in Leipzig auch auf Bürger stützen, die in besonderer Weise eine Affinität zu Russland empfanden. Hier ist in erster Linie der Leipziger Zeichner und Kupferstecher Christian Gottfried Heinrich Geißler (1770–1844) zu nennen, der mehrere Jahre in Russland gelebt hatte und aufgrund seiner Sprachkenntnisse sehr bald in den Dienst der Stadt als Vermittler trat. Ein Enkel Geißlers berichtete aus der Familientradition: „Was uns der Vater oft und

45 Friedrich von Smit (Hrsg.): *Denkwürdigkeiten eines Livländers* Bd. 2. Leipzig/Heidelberg 1858, S. 5 f.

46 *Leipziger Zeitung* Nr. 17 vom 24. Januar 1814, S. 240; vgl. noch kritisch Orzschig (wie Anm. 43), S. 41 f.

47 Orzschig (wie Anm. 43), S. 15; der Text der Prendel-Anweisung bei Wolfgang Schneider: *Leipzig. Dokumente und Bilder zur Kulturgeschichte*. Leipzig/Weimar 1990, S. 36.

48 *Tage nach der Völkerschlacht*. Aufzeichnungen der Stadtschreiber. 19. Oktober 1813 bis 7. Februar 1814. Leipzig 1988, S. 36.

49 *Leipziger Städtische Bibliotheken*, Signatur Sax. 908, Nr. 1121.

50 *Ebenda*, Nr. 1321.

51 Kopie der Urkunde im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig, Signatur Völk 198b.

52 Universitätsbibliothek Leipzig, Handschriftenabteilung, Nachlass Wilhelm Gerhard, Ms. 2666, Bl. 286; Büchsenbeschützer = Beschützer der Leipziger Büchsenengesellschaft.

53 SLUB Dresden, Handschriftensammlung, Mscr. Dresd. h 37, Vermischtes, XV, S. 492.

54 *Laut Tage nach der Völkerschlacht* (wie Anm. 48), S. 47 wurde ein Behältnis zur „Retinierung russischer Marodeurs“ gefordert und eingerichtet.

55 SLUB Dresden, Handschriftensammlung, Mscr. Dresd. h 37, Vermischtes, XV, S. 492.

56 Gustav Wustmann: C. G. H. Geißler, der Zeichner der Leipziger Völkerschlacht. Leipzig 1912, S. 86.

57 *Tage nach der Völkerschlacht* (wie Anm. 48), S. 11, 33, 41, 87.

58 Wustmann (wie Anm. 56), S. 86 f.



Handbuch der Russischen Wörter und Redensarten von Johann Adolph Erdmann Schmidt, 1813
© SLUB Dresden

59 Vgl. Tage nach der Völkerschlacht (wie Anm. 48), S. 27, 74.

60 Leipziger Zeitung Nr. 63 vom 29. März 1814, S. 931.

61 Förster (wie Anm. 14), S. 78. 62 Ebenda.

63 Zitiert nach Schmidt (wie Anm. 10), S. 41.

64 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 375, Bl. 22.

Autor

Prof. Dr.

Erhard Hexelschneider,
ehemals Leipzig †

gern von ihm [Geißler] erzählte, das war sein Auftreten und seine Tätigkeit als Dolmetscher nach der Leipziger Schlacht, wo sich der Rat der Stadt seiner den Russen gegenüber häufig bediente. Auch von der Energie erzählte er, mit welcher sich der Großvater nach den Schlachttagen plündernde Kosaken vom Leibe hielt und den Hausgenossen, sowie den Bewohnern des Hinterhauses am Fleischerplatz als rettender deus ex machina erschien; wie er, ein kleiner Mann, einem baumlangen Kosaken den an dessen Gürtel hängenden Kantschu losknüpfte und unter russischen Scheltworten unbarmherzig auf ihn loshiebt, so daß dieser zu Kreuze kroch.⁵⁶

Geißler war als Dolmetscher nicht allein. Nach den Aufzeichnungen der Leipziger Stadtschreiber für die Zeit von Oktober 1813 bis Februar 1814 wurden folgende Dolmetscher in städtische bzw. russische Dienste gestellt: Jacob Riesberg, Joseph Dombrowski (den Geißler empfahl), ferner die Herren Albert und Reitzenborn.⁵⁷ Dass die Prä-

senz der Russen Geißler künstlerisch anregte, verwundert kaum. So fanden viele russische Biwak- und Genreszenen ihre Gestaltung. Mehrfach bildete Geißler Prendel zu Fuß und zu Pferde (als kolorierten Stich und im Aquarell) ab.⁵⁸

Eine andere wichtige Figur an Prendels Seite war der Verleger Carl Tauchnitz (1761–1836). Als Besitzer der Ratsdruckerei druckte er die Befehle in Deutsch und Russisch; in seinem Haus befand sich auch das Russische Zentralbüro als Organ des Generalgouvernements. Seine Aufträge für Proklamationen und andere Materialien erhielt er häufig von Prendel selbst⁵⁹; die Auflagen bewegten sich zwischen 300 und 500 Stück. Im März 1814 warb er erstmalig für das von ihm initiierte Projekt eines russisch-deutschen und deutsch-russischen Wörterbuchs: „So sehr die russische Sprache, vormals dem übrigen Europa fast gänzlich fremd, durch ihren Reichthum, ihre Biegsamkeit und ihren Wohlklang allgemein bekannt zu seyn verdient; so wichtig ist ihre Kenntniß namentlich dem Deutschen geworden, seitdem die unsterblichen Waffenthaten der Russen auf die Befreyung seines Vaterlandes vom fremden Joche entscheidend gewirkt und die Berührungspuncte zwischen Deutschland und Rußland sich unendlich vervielfacht haben.“⁶⁰ Das Wörterbuch, verfasst von Johann Adolph Erdmann Schmidt (1769–1851), erschien 1813 und wurde noch bis Ende des 19. Jahrhunderts genutzt.

Wie muss man zusammenfassend die Leistungen des russischen Generalgouvernements bewerten? In dieser Zeit wurden zielstrebig die ersten Kriegsschäden beseitigt, die Ernährung und medizinische Versorgung organisiert. Hinzu kam eine Reihe von Maßnahmen zur Belebung des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens sowie zur Verschönerung des Stadtbildes, vornehmlich in Dresden. Ob damit freilich „auch erste Schritte in Richtung auf eine bürgerliche Umgestaltung“⁶¹ getan worden sind, bedürfte eingehenderer historischer Untersuchungen, denn immerhin nahm der sächsische König eine Reihe progressiver Maßnahmen wieder zurück. Dennoch bleibt (was nicht wenige Zeitgenossen betonten) wohl festzuhalten: „Dem scheidenden Generalgouverneur mußten selbst seine ärgsten politischen Feinde aus den Kreisen des sächsischen Hofadels zugestehen, viel für das Wohl der leidgeprüften Bevölkerung getan zu haben.“⁶² Oder, wie es Hans Georg von Carlowitz im Mai 1814 überhöht formulierte: „Es ist eine auffällige Erscheinung, daß eine fremde provisorische Regierung mehr für ein Land tut, als die eigenen seit Jahrhunderten je getan hat.“⁶³

Repin selbst schied nicht ohne innere Rührung von Dresden, wie er öffentlich anlässlich der Übergabe der Vollmachten an die Preußen am 8. November 1814 kundtat: „Sachsen, ich scheid von Euch mit gerührtem Herzen. Seid meiner Achtung und Liebe auf immer versichert, und laßt mich den Trost mit von Euch nehmen, daß mein Andenken unverändert in Euch fortlebe.“⁶⁴



Im Reich der schönen, wilden Natur

Der Landschaftszeichner Heinrich Theodor Wehle im russischen Kaukasus

Christina Bogusz

Am 6. Juli 1811 schrieb Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) an seinen Freund, den Großherzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach (1757–1828): „Der Herr von Schönberg-Rothschönberg, ein kleiner, munterer Mann, den Ehrwürdige Durchlaucht kennen[,] wird in Töplitz aufwarten. Er hat Skizzen und Zeichnungen nach der Natur, die ein gewisser Wehle aus Bautzen auf einer Reise nach Persien gefertigt, die höchst interessant sind und wird sie vorlegen.“¹

Als Goethe diese Zeilen verfasste, war Heinrich Theodor Wehle (1778–1805) bereits sechs Jahre tot. Obwohl der Dichterpater selbst und Wehles Zeitgenossen der Nachwelt recht schwärmerische Darstellungen über die Kunst des Heinrich Theodor Wehle hinterließen, gerieten sein Name und sein Werk weitgehend in Vergessenheit. Nur spärliche Quellen verweisen auf den Oberlausitzer Künst-

ler. Erst innerhalb der heimatkundlichen Forschungen, die sich seit den 1920er Jahren gezielt weniger bekannten Künstlern des 18. und 19. Jahrhunderts der Oberlausitz widmen, stieß man wieder auf Werke von Heinrich Theodor Wehle. Die Stadt Görlitz ehrte ihn 1955 und 1978 mit umfangreichen Ausstellungen. Mit dem 1978 publizierten Katalog hat der verdienstvolle Görlitzer Kunsthistoriker Ernst-Heinz Lemper (1924–2007) das Leben Wehles quellenmäßig durchleuchtet und sein Werk erstmalig wissenschaftlich analysiert und katalogisiert. Er sah in Heinrich Theodor Wehle „einen der bedeutendsten Künstler der Oberlausitz zur Goethezeit“. Wehles sorbische Herkunft väterlicherseits bot die Grundlage für die Rezeption seines Werkes innerhalb sorbischer kulturgeschichtlicher Betrachtungen. Diese war relativ einseitig ausgerichtet, ging es doch in erster Linie darum, ihn unter einem natio-

Bergige Flusslandschaft mit Soldaten, Pinsel in Wasserfarben über Graphit, ohne Jahr
© Museum Bautzen

¹ Johann Wolfgang von Goethe: Briefe Januar 1811–April 1812. In: Goethes Werke, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (Sophienausgabe). IV. Abt. Bd. 22. Weimar 1901, S. 127.

nenalen Prisma zu betrachten. Kunstgeschichtlich tragbare Analysen und geschichtliche Kontextualisierung finden sich dagegen kaum.

Der 200. Todestag von Heinrich Theodor Wehle 2005 war ein willkommener Anlass, sich mit seinem Schaffen und seiner Stellung in seiner Zeit erneut auseinander zu setzen. Daraus entwickelten sich eine Reihe von Ausstellungen mit entsprechenden Publikationen im Rahmen internationaler Zusammenarbeit zwischen Russland, Georgien und Armenien.

Wer war Heinrich Theodor Wehle?

Heinrich Theodor Wehle (Hendrich Božidar Wjela) wurde als Sohn des sorbischen Pfarrers Johann Wehle (Jan Wjela) in Förstgen bei Kreba geboren. Sein Vater, der aus Baschütz bei Bautzen stammte, hatte von 1782 bis 1793 die Pfarrstelle in Kreba inne. Verdienste erwarb sich Johann Wehle vor allem durch Übersetzungen deutscher Kirchenlieder ins Sorbische sowie dem Verfassen neuer sorbischer Liedtexte. Kreba gehörte zu jener Zeit zum kompakten sorbischen Siedlungsgebiet. Seine Mutter Rahel Dorothea, geborene Rieschke, war die jüngste Tochter des Görlitzer Kämmererwalters und Advokaten Heinrich Gottlob Rieschke. Seine künstlerische Ausbildung begann 1792 an der von Christoph Nathe (1753–1806) geleiteten Görlitzer Zeichenschule. Zur alten Kaufmannstadt bestand für Wehle bereits durch die familiären Bindungen seiner Mutter ein enger Bezug. Christoph Nathe, Schüler des Leipziger Malers Adam Friedrich Oeser (1717–1799), lenkte sein Augenmerk auf Studien in der freien Natur und eine naturwissenschaftliche Annäherung an die

Schöpfung. Er vermittelte seinen Zöglingen eine Landschaftsauffassung, die sich vorrangig an topographischer Exaktheit maß, wovon Wehle später durchaus profitieren konnte. Ab 1793 setzte Wehle seine künstlerische Ausbildung an der Kunstakademie Dresden fort. Zu seinen Lehrern zählten der Akademiedirektor und Historienmaler Giovanni Battista Casanova (1730–1795) sowie die beiden Landschaftsmaler Adrian Zingg (1734–1816) und Johann Christian Klengel (1751–1824), wobei letzterer ihn sichtlich beeinflusste. Kaum zwanzigjährig, erhielt Wehle im Sommer 1799 eine Anstellung als Landschaftszeichner an der Dessauer Chalcographischen Gesellschaft. Das 1796 als Aktiengesellschaft gegründete Kunstinstitut diente der Produktion von hochwertigen Graphiken und zählte zu den Reformbestrebungen des Fürsten Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (1740–1817). Wehle entwarf im Wörlitzer Landschaftspark, der nach englischem Vorbild angelegt worden war, antike Ideallandschaften. Sie zeugen von meisterlicher Leistung im Umgang mit Feder und Pinsel, die Wehle zu jenem Zeitpunkt erreicht hatte. Der Schweizer Kupferstecher Christian Haldenwang (1770–1831), der ebenfalls für die Gesellschaft arbeitete, vermochte die Zeichnungen Wehles in ihrer stimmungsvollen Atmosphäre hervorragend in die weiche Tonigkeit der Aquatinta-Technik zu übertragen. Diese Aquatinta-Blätter nach Wehles Vorzeichnungen sind die einzigen Werke, die zu Wehles Lebzeiten größere Verbreitung erlangten. Im April 1800 erhielt Wehle aufgrund der desolaten finanziellen Lage der Gesellschaft die Kündigung. Hinsichtlich dieser persönlichen und finanziellen Krise ist es leicht nachzuvollziehen, dass Wehle dem Ruf des durch



Das Kloster Sanahin, schwarze Kreide, Graphit, ohne Jahr, Privatbesitz

Deutschland reisenden Direktors der St. Petersburger Kunstakademie und der kaiserlichen Bibliothek Marie-Gabriel-Florent-Auguste de Choiseul-Gouffier (1752–1817) folgte und ihn 1801 nach St. Petersburg begleitete. Viele ausländische Künstler – darunter zahlreiche Deutsche – wirkten seinerzeit am Hof des Zaren Alexander I. (1777–1825) im aufstrebenden St. Petersburg, dem „Fenster Russlands nach Europa“, wie es der russische Dichter Alexander Puschkin (1799–1837) später nannte. Wie Wehles Reiseroute nach St. Petersburg verlief ist nicht bekannt. Vom Wegverlauf zeugt lediglich eine im Nationalmuseum Warschau erhaltene Federzeichnung mit einem Landschaftsmotiv aus der Nähe von Krakau.

Im Dienste des Zaren Alexander I.

Den Winter 1801/1802 verbrachte Wehle in Petersburg, wo er hauptsächlich in der Galerie des Franzosen de Choiseul-Gouffier arbeitete und St. Petersburgs Veduten zeichnete. In der Zwischenzeit wurde eine wissenschaftlich-geologische Expedition in den Kaukasus vorbereitet. Die Erkundungen sollten unter der Leitung des russischen Chemikers, Botanikers und Vizepräsidenten des Bergwerks-Kollegiums in St. Petersburg, Graf Apollo Mussin-Puschkin stehen. An der Seite von Mussin-Puschkin stand der in Forschungsreisen erfahrene deutsche Botaniker Friedrich August Marschall von Bieberstein, der vorher bereits mehrfach den Kaukasus bereist hatte. Die Expedition hatte trotz wissenschaftlicher Aspekte vordergründig militärische Absichten und war auf die Erkundung und Erfassung vorhandener Naturressourcen, der Topographie, der Wirtschaft und der Bevölkerungsstruktur ausgerichtet. Dies geschah vor dem Hintergrund des Anschlusses Georgiens an Russland nach dem Erlass des Septembermanifestes 1801, durch welches Zar Alexander I. die in Georgien waltende Anarchie beenden wollte. 1802 wurde die georgische Aristokratie zum Eid an die russische Kaiserkrone gezwungen. Am 20. Februar 1802 brach die Expedition Richtung Tiflis auf. Unter den Teilnehmern befand sich Heinrich Theodor Wehle, betraut mit der Aufgabe der Erstellung und Verwaltung kartografischer Unterlagen. Von seiner Stellung innerhalb der Gruppe zeugt die Höhe seines Gehalts. Er erhielt für seine Dienste lediglich 175 Rubel. Im Vergleich dazu erhielt ein ebenfalls mitreisender Moskauer Medizinstudent 400 Rubel. Die Einkünfte weiterer Exkursionsteilnehmer lagen zum Teil bei 500 Rubel. Der Streckenverlauf der Reise kann nur vage nachvollzogen werden. Nach den fragmentarisch erhaltenen Tagebucheinträgen des Expeditionsleiters Mussin-Puschkin fand die Kaukasusüberquerung Ende April bis Anfang Mai 1802 statt. Ein längerer Aufenthalt mit Quartier in Tiflis ist anzunehmen. Darauf verweisen Ortsbezeichnungen auf Wehles Blättern. Im Frühjahr 1803 brach die Expedition vermutlich weiter Richtung Armenien auf. Dass Wehle alle im militärischen

Kontext entstandenen kartografischen Aufnahmen und Zeichnungen abliefern musste, darüber kann kein Zweifel bestehen, unterlagen diese doch strenger militärischer Geheimhaltung. Seine frei skizzierten Landschaften blieben ihm hingegen erhalten. Über diese Blätter schrieb Johann Wolfgang von Goethe 1811 in seinen Tag- und Jahreshäften: „[...] ein glücklicher künstlerischer Blick in die Welt und das Interesse an diesen Blättern war durch fremdartige seltsamliche Localität erhöht. Er war bis Tiflis vorgedrungen und hatte Fernes sowie Nahes mit charakteristischer Leichtigkeit zu Papier gebracht“.²

Seine Ansichten der fremden Naturbilder zeugen von starken Eindrücken, den die schroffen, steinigen Schluchten und die weiten Täler des Kaukasus, aber in gleichem Maße auch die orientalische Note der Architektur und der Bekleidung der Einheimischen in Wehle hinterlassen haben. Mit Hingabe dokumentiert er bis ins Detail Kirchen, Paläste, Wehranlagen, Burgen, Brücken, Grabmäler und Kreuzsteine – mittelalterliche Baukunst, von der man zu jener Zeit im westlichen Europa keine Vorstellung besaß. Es entstanden zwei deutlich voneinander zu unterscheidende Werkgruppen: leidenschaftlich gezeichnete Blätter mit Feder und Tusche, virtuos in der Linienführung, spannungsreich in der Komposition. Die andere Gruppe bildet eine Reihe von Pinselzeichnungen, die wesentlich statischer, präziser in der Dokumentation und betont malerischer wirken. Seine Zeichnungen sind vielleicht die ersten künstlerischen Darstellungen der kaukasischen Gebiete von Hand eines Europäers. Spuren von Wehles Rückreise, die er vermutlich allein antrat, verlieren sich bislang völlig im Dunkel der spärlichen Quellen. Ebenso unklar bleibt, warum er die Truppe verließ, zumal die Expedition noch nicht beendet war. Graf Mussin-Puschkin starb 1805 in Tiflis.

Vermutlich traf Wehle zu Beginn des Jahres 1804 wieder in seiner Oberlausitzer Heimat ein, gezeichnet von schwerer körperlicher Erschöpfung, die in den Quellen als „Auszehrung“ bezeichnet wird. Mit seinen Zeichnungen aus dem Kaukasus verfügte Heinrich Theodor Wehle nun über ein künstlerisches Kapital, welches er nach seiner Rückkehr in die Heimat für eine druckgraphische Umsetzung nutzen wollte. Erst durch Vervielfältigung in hoher Auflage wären die seltenen und für ein heimisches Kunstpublikum exotisch wirkenden Darstellungen einem breiten Kreis von Kunstsammlern und Liebhabern zugänglich geworden, für ihn mit zu erwartenden wirtschaftlichem Erfolg. Nicht einmal ein Jahr blieb Heinrich Theodor Wehle vergönnt, um dieses Vorhaben zu verwirklichen. Auf Genesung hoffend, arbeitete er im Laufe des Jahres 1804 an der Umsetzung seiner Skizzen aus dem Kaukasus, wie es die Worte seines Freundes Heinrich Gottlob Gräve belegen: „[...] sein Fach liebte er mit Inbrunst. Er arbeitete viel, fleißig und bewundernswert schnell. [...] Als ich ihn einst bei meinem Besuche über dem Wasserfall des Terecks arbeiten sah und seine Fertigkeit

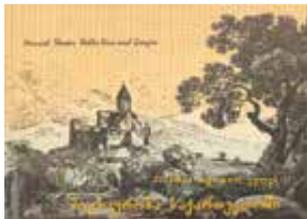


Ausstellungskatalog und Werkverzeichnis Heinrich Theodor Wehles, 2005

2 Johann Wolfgang von Goethe: Tag- und Jahreshäfte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse von 1807 bis 1822. In: Goethes Werke, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (Sophienausgabe), I. Abt. Bd. 36. Weimar 1893, S. 66 f.



Katalog der Ausstellung „Im Kaukasus auf den Spuren Heinrich Theodor Wehles“ in sorbischer, deutscher und armenischer Sprache, 2007



Katalog und Aufsatzsammlung zu Heinrich Theodor Wehle in deutscher und georgischer Sprache, 2008

3 Heinrich Gottlob Gräve: Heinrich Theodor Wehle. Landschaftsmaler. In: Zeitung für die elegante Welt 12 (1812), Nr. 207, Sp. 1647-1652.

Delegation aus Bautzen in St. Petersburg, in der Mitte Dr. Olga Großmann und Dr. Wladimir Matwejew



und Fleiß lobte, antwortete er mir lächelnd: Das ist noch nichts, lassen sie mich erst nur gesund werden, dann sollen Sie sich verwundern! Welche Ausflüge wollen wir da zusammen in das Reich unserer schönen, wilden Natur machen, – das soll ein froher Sommer werden.“³ Diesen Sommer sollte Heinrich Theodor Wehle nicht mehr erleben. Ein früher Tod raffte ihn, nicht einmal 27-jährig, am Neujahrstag des Jahres 1805 dahin. Er starb in Bautzen, wo seine Mutter inzwischen wohnte. An der Seite seines Vaters wurde er auf dem Krebaer Friedhof beigesetzt. Ein Teil seiner Leichenpredigt wurde in sorbischer Sprache gehalten.

Eine Reihe von Ausstellungsprojekten zu Heinrich Theodor Wehle

Im Jahr 2005 schlossen sich unter der Federführung des Sorbischen Museums das Museum Bautzen, das Kulturhistorische Museum Görlitz, die Stiftung für das sorbische Volk und die Anhaltische Gemäldegalerie Dessau zu einer Kooperation zusammen, um eine umfassende Ausstellung mit Katalog zu Leben und Werk von Heinrich Theodor Wehle zu realisieren. Die Oberlausitzer Museen bewahren einen wesentlichen Teil seines Werkes auf. Das umfangreichste Konvolut liegt im Museum Bautzen. Wichtige Werke Wehles aus deutschen und europäischen Sammlungen sowie aus Privatbesitz sollten erstmals zusammengeführt werden. Das Werkverzeichnis von 1978 diente der Dresdner Kunsthistorikerin Dr. Anke Fröhlich als Grundlage für ein neues, überarbeitetes Verzeichnis, das manch eine Neuentdeckung offenbarte. So konnten neben den bekannten Zeichnungen aus Dresden, Bautzen, Görlitz und Zittau auch unbekannt Blätter aus den Nationalmuseen in Posen und Warschau, aus der Staatlichen Grafischen Sammlung München, aus der Hamburger Kunsthalle, aus den Staatlichen Museen zu Berlin, aus dem Herzog Anton Ulrich-Museum in Braunschweig, aus der Staatsgalerie Stuttgart sowie aus

Privatbesitz gezeigt werden. Zwar war die 31 Blätter umfassende Wehle-Sammlung im Besitz der Hamburger Kunsthalle 1978 bereits bekannt, jedoch die Ausleihe auf Grund der damaligen politischen Gegebenheiten nicht realisierbar. Leider ist es nicht gelungen, die zu den hervorragendsten Blättern zählenden Werke der Wiener Albertina zu entleihen. Schirmherrin des Projektes war die damalige Sächsische Staatsministerin für Wissenschaft und Kunst, Barbara Ludwig. Die Ausstellung wurde im Sorbischen Museum in Bautzen (4. September 2005 bis 13. November 2005), der Anhaltischen Galerie in Dessau (27. November 2005 bis 22. Januar 2006) und dem Kulturhistorischen Museum Görlitz (3. Februar 2006 bis 2. April 2006) gezeigt.

Künstlerstipendium „Auf den Spuren Heinrich Theodor Wehles im Kaukasus“

Anbindend an das Ausstellungsprojekt der Jahre 2005/2006 schrieben die Stiftung für das sorbische Volk und die Kunststiftung des Landes Sachsen-Anhalt 2006 ein Auslandsstipendium aus. Es sollte zwei Künstlern aus dem Bereich Grafik, Malerei und Fotografie für zwei Monate einen Studienaufenthalt in Armenien „Auf den Spuren Heinrich Theodor Wehles im Kaukasus“ ermöglichen. Aus dem Wettbewerb gingen zwei Stipendiaten hervor: Sophie Natuschke für die Stiftung für das sorbische Volk und Florian Bielefeldt für die Kunststiftung des Landes Sachsen-Anhalt.

Die Arbeitsergebnisse des Armenienaufenthaltes wurden in drei gemeinsamen Ausstellungen der Stipendiaten gezeigt, so in Armeniens Hauptstadt Jerewan im dortigen Armenian Centre for Contemporary Experimental Art (ACCEA; 10. Juli 2007 bis 30. Juli 2007), in der Anhaltischen Gemäldegalerie in Dessau (27. September 2007 bis 4. Oktober 2007) und im Sorbischen Museum in Bautzen (21. September 2008 bis 16. November 2008).

Durch Internetrecherchen auf das Projekt über Heinrich Theodor Wehle aufmerksam geworden, suchte 2007 die Direktorin des Kunsthistorischen Institutes der Staatlichen Iwane-Dschawachischwili-Universität Tbilissi in Georgien, Dr. Dali Kandelaki, Kontakt zum Sorbischen Museum. Der Ansatz, das Wehlesche Werk als Teil der eigenen Kulturgeschichte zu betrachten, untermauerte ihre Initiative anlässlich der Feierlichkeiten zum 90-jährigen Bestehen der Universität, im Oktober 2008 ein wissenschaftliches Kolloquium zu Leben und Werk Heinrich Theodor Wehles zu veranstalten. Anfängliche Pläne einer Ausstellung in Tiflis machte der Kaukasuskrieg von 2008 zunichte. Nach dem Krieg erschien eine Monografie über den Künstler, und die geplante Ausstellung enthielt hochwertige Kopien, die die Originale ersetzen. Für die georgische kunst- und kulturgeschichtliche Forschung sind die Zeichnungen Wehles existenziell, da die Motive in ihrer ursprünglichen Form heute nicht mehr existieren und kaum andere Abbildungen dazu vorhanden sind.

Ausstellung in der Staatlichen Eremitage St. Petersburg 2008

Die Bemühungen, die Ausstellung mit Arbeiten Heinrich Theodor Wehles nach St. Petersburg zu vermitteln, liefen seit 2004. Dr. Olga Großmann, gebürtige Russin und bereits während des Ausstellungsprojektes 2005/2006 in der Arbeitsgruppe tätig, übernahm im Sommer 2006 die Aufgabe, das Ausstellungsprojekt zu Leben und Werk Heinrich Theodor Wehles in der Staatlichen Eremitage in St. Petersburg an Hand des Kataloges aus dem Jahr 2005 vorzustellen. Es war durchaus ein kühner Gedanke die Ausstellung der Staatlichen Eremitage in St. Petersburg, einem der größten und bedeutendsten Kunstmuseen der Welt, anzubieten. Und dennoch – die russischen Kollegen waren von den Blättern aus dem Kaukasus begeistert, war doch Wehle bekanntlich der erste westeuropäische Künstler, der diese Region darstellte. Daraufhin erhielt das Sorbische Museum, welches als direkter Vertragspartner mit der Staatlichen Eremitage fungierte, im Herbst 2006 die Zusage des Generaldirektors der Staatlichen Eremitage in St. Petersburg, Prof. Michail Piotrovsky. Das Projekt wurde Bestandteil des Programms „Deutsche in Russland – russisch-deutsche wissenschaftliche und kulturelle Beziehungen“, seinerzeit von der Russischen Akademie der Wissenschaften ausgeschrieben. Auf besonderes Interesse stießen Wehles sorbische-slawische Wurzeln. Zur Umsetzung des Projektvorhabens schlossen sich das Sorbische Museum, das Museum Bautzen und die Stiftung für das sorbische Volk zusammen. Zur Bautzener Arbeitsgruppe gehörten Ophelia Rehor, damalige Leiterin des Museums Bautzen, Projektkoordinatorin Anka Niemz von der Stiftung für das sorbische Volk und Christina Bogusz, damalige wissenschaftliche Mitarbeiterin am Sorbischen Museum, in deren Händen die konzeptionelle Erarbeitung von Ausstellung und Katalog sowie die Korrespondenz mit der Staatlichen Eremitage lag.

Die Ausstellung wurde vom 10. Juni bis zum 7. September 2008 im attraktiven Zwölfsäulensaal der Staatlichen Eremitage gezeigt. Die Zusammenarbeit mit der Staatlichen Eremitage, einem gewaltigen Kunstbetrieb mit über 3.000 Mitarbeitern, unzähligen Abteilungen und von Deutschland aus nicht durchschaubaren Hierarchien und Strukturen war nicht immer einfach, dafür jedoch herausfordernd und spannungreich. An die russische Mentalität und ein anderes Verständnis von organisatorisch-konzeptionellen Abläufen musste man sich erst gewöhnen. Zur Eröffnung am 10. Juni 2008 reiste eine umfangreiche Delegation aus der Lausitz nach St. Petersburg. Die Ausstellung wurde vom stellvertretenden Direktor der Staatlichen Eremitage, Dr. Wladimir Matwejew, eröffnet. Dr. Matwejew betonte in seinen Worten, dass sich für die russische kunstgeschichtliche Forschung sowie für ein interessiertes Publikum durch das Schaffen von Heinrich Theodor Wehle der Zugang zur deutschen Romantik aus einer weiteren, neuen Sicht eröffne



und dass durch den Künstler und die Ausstellung die Kenntnis vom kleinen slawischen Volk der Sorben und dessen Kunst- und Kulturleistungen vermittelt werde. In ihren Grußworten bzw. Ansprachen wiesen der damalige stellvertretende Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland in Russland, Arthur Brunner, der damalige Oberbürgermeister der Stadt Bautzen, Christian Schramm, sowie der damalige Direktor des Sorbischen Museums, Tomasz Nawka, auf die Bedeutung des gemeinsamen Projektes und auf die historischen Verbindungen zwischen Russen, Sorben und Deutschen hin.

Ausgestellt wurden 63 Arbeiten Heinrich Theodor Wehles, vorwiegend Blätter der Kaukasusexpedition aus den Jahren zwischen 1802 und 1803. Darüber hinaus erschien ein knapp 100 Seiten umfassender Katalog in russischer und englischer Sprache.

Resümee

Den Initiatoren war bereits seit Beginn der Forschungs- und Projektarbeit über den Künstler Heinrich Theodor Wehle durchaus klar, welch großes Potential das Projekt bietet. Neue Aspekte, Wege und Perspektiven öffneten sich aber erst während der Arbeit. Die Kooperation der Museen und Institutionen innerhalb der Stadt Bautzen, des Kulturraums Oberlausitz-Niederschlesien, innerhalb der Länder Sachsen und Sachsen-Anhalt, innerhalb Deutschlands und mit Institutionen in Polen, Russland, Armenien und Georgien war jedoch eine völlig neue Erfahrung, gleichzeitig aber auch die Bestätigung dafür, dass auch abseits elitärer staatlicher Museen zukunftsweisende Vorhaben verwirklicht werden können.

Spannend bleibt weiterhin die Suche nach bisher unbekanntem Zeichnungen und Dokumenten des Künstlers in Archiven und Sammlungen in Deutschland, Russland, Georgien und Armenien. Auch für zukünftige Forschungen bleiben noch zahlreiche Fragen offen, die es zu beantworten gilt.

Delegation aus Bautzen in St. Petersburg, von links nach rechts Dr. Anke Fröhlich, Marko Suchy, Tomasz Nawka, Alexej Leporc, Christina Bogusz, Dr. Olga Großmann, Michael Harig, Christian Schramm, Dr. Jasper von Richthofen, Ophelia Rehor



Ausstellungskatalog aus St. Petersburg in russischer, englischer, sorbischer und deutscher Sprache, 2008

Autorin

Christina Bogusz
Sorbisches Museum
Ortenburg 3,
02625 Bautzen
c.bogusz@
sorbisches-museum.de

Копия, 14.3.1860



ПО УКАЗУ ЕГО ВЕЛИЧЕСТВА ГОСУДАРЯ ИМПЕРАТОРА

АЛЕКСАНДРА НИКОЛАЕВИЧА,

САМОДЕРЖЦА ВСЕРОССИЙСКАГО

и прочая, и прочая, и прочая.

Отъ *Т. Ковна* до *Т. Угрова*
Москесору, Миннегорсору, сь бу-
дущим подь содмвемимь дкинани
ишъ возмъ вое

давать по *три* лошади сь проводникомъ за указные провозы, безъ

забержанія *дана* въ *Т. Ковна* 14. Марта 1860 года.

Съ сей подорожной за *387*, беретъ

6 руб *11* копъ вьто сь *букажи*

Казначей *В. Угрова*

В. Угрова
Казначей

N 1150



Госуд. Губернаторъ в. Кавказъ и Копенскія
Гражданскій Губернаторъ Генералъ-Маюръ

Constantin von Tischendorf und Russland

Christfried Böttrich

Russischer Reisepass für Constantin Tischendorf, 1860
© Tischendorfsammlung Alexander Schick, Sylt

Am 15. März 1859 schreibt der Leipziger Theologe Constantin Tischendorf (1815–1874) aus Kairo einen Brief an den sächsischen Staatsminister Johann Paul Freiherr von Falkenstein (1801–1882) in Dresden, dessen Inhalt schon wenig später in ganz Europa Aufsehen erregen wird. Noch ganz vom Pathos der Entdeckerfreude durchdrungen, berichtet Tischendorf darin von einem Fund, der in der Tat seinesgleichen sucht. Er teilt dem Minister die Entdeckung einer griechischen Handschrift des Alten und Neuen Testaments aus dem 4. Jahrhundert mit, die an Vollständigkeit und Alter alle bis dahin bekannten Textzeugen der griechischen Bibel übertrifft. Bei dieser Handschrift handelt es sich um den heute so genannten „Codex Sinaiticus“. Mit gleicher Post richtet Tischendorf auch ein entsprechendes Schreiben an Zar Alexander II. (1818–1881) in St. Petersburg. Dafür hat er gute Gründe. Denn seine Reise auf den Sinai, inzwischen schon

die dritte nach 1844 und 1853, ist mit russischer Unterstützung zustande gekommen. Tischendorf reist 1859 im Auftrag des Zaren und bedient sich dabei einer Reisekasse, die mit Rubeln gefüllt ist. Aber nicht nur das russische Geld – vielmehr noch der Name des Zaren öffnet dem Protestanten im Orient die Türen und Herzen der orthodoxen Väter sehr viel bereitwilliger, als das noch auf seinen früheren Reisen der Fall war.

Constantin Tischendorf und der Bibeltext

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erleben die europäischen Universitäten einen Aufbruch der klassischen Altertumswissenschaften von einer bislang ungeahnten Dynamik. Das liegt vor allem an den politischen Verschiebungen, die mit dem Ägyptenfeldzug Napoleons (1798) begonnen haben. Im Gefolge der französischen Truppen strömen auch die

Gelehrten in den Orient und entdecken eine Welt, die ihnen bislang weithin verschlossen war. Vieles von dem, was sie sehen, bringen sie mit. Vorzugsweise sind sie auf Handschriften aus, um neue Quellen zu erschließen. Die wissenschaftliche Arbeit wird zu einem Abenteuer, das die Verheißung spektakulärer Entdeckungen in sich trägt. Eine Generation von Gelehrten wächst heran, die freudig ihre heimischen Schreibtische verlässt und sich den Gefahren ferner Länder aussetzt. Zu dieser Generation zählt auch Constantin Tischendorf.

Geboren wird Lobegott Friedrich Constantin Tischendorf am 18. Januar 1815 in Lengsfeld im Vogtland, wo sein Vater als Gerichtsarzt tätig ist. Seine Mutter Christiane Eleonore, geborene Thomas, führt ihre Familie bis auf jenen Köhler zurück, der 1455 beim Altenburger Prinzenraub den jungen Albrecht befreit haben soll. Nach dem Schulbesuch in Plauen bezieht Constantin 1834 die Leipziger Universität und studiert Theologie. Zunächst aber fühlt er sich zum Dichter berufen. 1838 veröffentlicht er ein Gedichtbändchen, das immerhin die Aufmerksamkeit Felix Mendelssohn Bartholdys findet; 1839 folgt eine Novelle. Diese poetischen Versuche sind heute zu Recht in Vergessenheit geraten. Die Begabungen des ambitionierten Studenten liegen auf einem anderen Gebiet, das er bei seinem Lehrer Johann Georg Benedikt Winer (1789–1858) kennenlernt. Winer, der gerade die erste „Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms“ herausgegeben hatte, begeistert den jungen Tischendorf für die Textkritik. Denn hier gibt es noch viel zu tun. Seit der ersten Druckausgabe des griechischen Neuen Testaments (1516) durch Erasmus von Rotterdam (1466–1536), die auf späten und fehlerhaften Handschriften beruhte, hatte man sich mit fortgesetzten Korrekturen begnügt. Eine grundlegend neue, auf zuverlässige Handschriften gestützte kritische Edition steht aber um die Mitte des 19. Jahrhunderts immer noch aus. Vor allem fehlt es an einer soliden Kenntnis des vorhandenen Handschriftenbestandes sowie der Erschließung neuer, noch unbekannter Handschriften. Hier muss etwas geschehen. Der Kandidat Tischendorf, der 1838 gerade sein Studium in Leipzig beendet hat, erkennt die Zeichen der Zeit. Von Winer auf die Spur gesetzt, beschließt er, sein Leben der Erforschung des Bibeltextes zu widmen. Was man dazu in der Leipziger Bibliothek finden kann, ist schnell gelesen. Die maßgeblichen Handschriften liegen indessen verstreut an verschiedenen Standorten in Europa. An den Orient denkt Tischendorf noch gar nicht. Sein Ziel ist es, alles zu sammeln, zu sichten und auszuwerten, was sich an handschriftlicher Überlieferung des Bibeltextes noch finden lässt.

Tischendorf beginnt sein Vorhaben im Oktober 1840 damit, dass er zunächst nach Paris aufbricht. In der dortigen Nationalbibliothek liegt der berühmte „Codex Ephraemi rescriptus“ (5. Jahrhundert), der noch auf seine Entzifferung wartet. Dieses ehrgeizige Projekt, das zwei Jahre in Anspruch nimmt, gelingt. Nun zieht Tischendorf von Paris aus seine Kreise. Er bereist Holland und England,

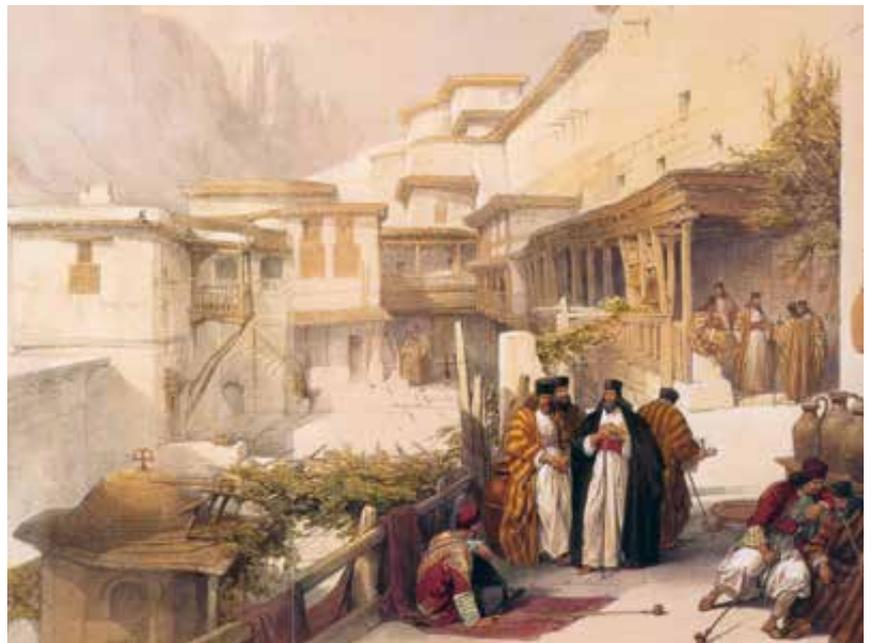


Constantin Tischendorf,
Stahlstich, 1847
aus: Allgemeine Moden-Zeitung
49, 1847, Nr. 10 (März)

Frankreich, Süddeutschland und die Schweiz. Sein großes Ziel ist der berühmte „Codex Vaticanus“ (4. Jahrhundert), der in Rom liegt und unter Verschluss gehalten wird. Im März 1844 hält sich Tischendorf in Livorno auf und stellt fest, dass die Hapag Lloyd gerade eine neue Schiffslinie nach Ägypten eröffnet hat. Er geht kurzentschlossen an Bord und landet wenig später in Alexandria. Über das Wadi Natrun gelangt er nach Kairo. Von dort aus gibt es nur noch ein Ziel: das Katharinenkloster auf dem Sinai, das seit seiner Gründung im 7. Jahrhundert nie zerstört war und von dessen bedeutender Bibliothek man auch im fernen Europa weiß.

Im Mai 1844 trifft Tischendorf auf dem Sinai ein und wird im Kloster gastlich aufgenommen. Bei seinen Nachforschungen in der Bibliothek stößt er auf einen Korb mit aussortierten Pergamentbögen. Darin befindet sich auch ein Stapel von 129 Blättern einer Bibelhandschrift aus dem 4. Jahrhundert, deren außerordentlichen Seltenheitswert er sofort erkennt. Man überlässt ihm 43 Blätter. Der Rest bleibt im Kloster. Mit diesem Fund ist der Hö-

Katharinenkloster, Gemälde von
David Roberts, 1839
aus: Lithographien und
Reisetagebuch von David Roberts.
Das Heilige Land gestern und
heute. Erlangen 1995, S. 58.



Literaturhinweise

Constantin Tischendorf: Aus dem heiligen Lande. Leipzig 1862.

Constantin von Tischendorf: Die Sinaibibel. Ihre Entdeckung, Herausgabe und Erwerbung. Leipzig 1871.

Constantin von Tischendorf: Die evangelische Alliance-Deputation an Kaiser Alexander zu Friedrichshafen. Zur Abwehr der groben Entstellungen und Verleumdungen des Herrn von Wurstemberger (zu Bach bei Bern). Leipzig 1872.

Christfried Böttrich: Bibliographie Konstantin Konstantin von Tischendorf (1815–1874). Leipzig 1999.

Christfried Böttrich: Tischendorf-Lesebuch. Bibelforschung in Reiseabenteuern. Leipzig 1999.

Christfried Böttrich: Constantin von Tischendorf und der Transfer des Codex Sinaiticus nach St. Petersburg. In: A. Gößner (Hrsg.): Die Theologische Fakultät der Universität Leipzig. Personen, Profile und Perspektiven aus sechs Jahrhunderten Fakultätsgeschichte (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte A/2). Leipzig 2005, S. 253-275.

Christfried Böttrich/Sabine Fahl/Dieter Fahl: Das Dossier des russischen Ministers Golovnin von 1862 zur Frage des „Codex Sinaiticus“. In: Scriptorium 63/2 (2009), S. 288-326.

Christfried Böttrich: Neue Dokumente zur Geschichte des „Codex Sinaiticus“. In: Early Christianity 1/4 (2010), S. 605-613.

Christfried Böttrich: Constantin Tischendorf und Avraam Norov. Protestantisch-orthodoxe Bemühungen um den Bibeltext in der Mitte des 19. Jahrhunderts. In: A. Briskina-Müller/ A. Drost-Abgarjan und A. Meißner (Hrsg.): Logos im Dialogos. Auf der Suche nach der Orthodoxie. Gedenkschrift für Hermann Goltz (1946-2010). Berlin 2011, S. 91-111.

Christfried Böttrich: Der Jahrhundertfund. Entdeckung und Geschichte des Codex Sinaiticus. Leipzig 2011.

hepunkt von Tischendorfs ohnehin schon sehr erfolgreicher Reise erreicht. Die 129 Blätter sind Teil einer griechischen Bibel mit Texten aus dem Alten Testament, die den bis dahin umfassendsten und ältesten Bibeltext überhaupt darstellt. Es steht zu vermuten, dass sie ursprünglich einmal beide Testamente umfasste. Tischendorf hegt die Hoffnung, dass es davon noch weitere Blätter geben könnte. Fortan rückt die Auffindung, Sicherung und Erschließung dieser „Sinaibibel“ in den Mittelpunkt seines textkritischen Lebenswerkes. Die Entdeckung vom Mai 1844 ist nur ein Anfang. 1853 kehrt er zurück, bleibt jedoch ohne Erfolg. Erst 1859 gelingt ihm bei einer dritten Reise die Auffindung der restlichen Blätter und die Restitution der ganzen Handschrift.

Ein sächsisch-russisches „Joint venture“

Als der junge Tischendorf im Oktober 1840 zu jener Reise aufbricht, die ihn vier Jahre später bis auf den Sinai führen wird, fehlt ihm vor allem eines: eine ausreichend gesicherte Finanzierung. Da ihm weder die Universität noch die Landesregierung Mittel zur Verfügung stellen, ist er zunächst auf familiäre Unterstützung angewiesen. In Paris kopiert er Handschriften für Leipziger Professoren, um sich damit über Wasser zu halten. Die zweite Reise kann er 1853 bereits mit Hilfe des sächsischen Bildungsministeriums antreten. Für die dritte Reise aber geht er noch einen Schritt weiter und versichert sich des bestmöglichen Sponsorings überhaupt, indem er Kontakt zur russischen Regierung aufnimmt. Ohne Drittmittel ist auch im 19. Jahrhundert wissenschaftliche Forschung undenkbar.

Tischendorf bereitet diese dritte Reise von langer Hand vor. 1856 fasst er ein Memorandum, das durch die Hand des russischen Gesandten in Dresden, des Barons Andreas von Schröder (1780–1858), an das Bildungsministerium in St. Petersburg übermittelt wird. Tischendorf bietet der Russischen Akademie der Wissenschaften zunächst einige Handschriften, die er seinerzeit aus dem Orient mitgebracht hatte, zum Kauf an. Doch dieses Angebot ist nur eine Art Türöffner. Sein eigentliches Anliegen besteht in dem Vorschlag, im Auftrag Russlands eine Expedition auszurüsten und weitere Handschriften für die Akademie zu erwerben: „Diese kostbaren Vermächtnisse einer Zeit, wo das ernste Studienleben in den orientalischen Klosterzellen ebenso heimisch war als es jetzt fremd ist, gehören, so glaube ich, als ein heiliges Eigentum der gesamten wissenschaftlichen Welt an. Welch ein reiches Geistesleben ist für die europäische Welt aus den düsteren und verlassenem Klosterwinkeln des Morgenlandes dadurch aufgegangen, dass die inhaltsschweren Pergamentblätter des Mittelalters, die griechischen ganz besonders, unter den Himmel europäischer Cultur und Wissenschaft verpflanzt wurden.“ In solchen Worten spricht sich nicht nur die Leidenschaft des Gelehrten für seinen Forschungsgegenstand aus, sondern auch das Überlegenheitsgefühl des Europäers gegenüber den ori-

entalischen Verhältnissen. Dafür hat sich Tischendorf später viel Kritik gefallen lassen müssen. Seine Suche nach weiteren Blättern aber kommt, wie wir heute wissen, genau zur richtigen Zeit.

Im Bildungsministerium stößt der Plan zunächst auf Skepsis. Das Memorandum wird an die Akademie und an den Heiligen Synod weitergeleitet. In der Akademie stimmt man vorbehaltlos zu, der Synod hingegen reagiert ablehnend. Man insistiert darauf, dass Handschriften grundsätzlich an ihren Orten verbleiben und lediglich kopiert werden sollen. Zudem bevorzugt man für eine solche Mission russische, orthodoxe Gelehrte anstatt eines sächsischen Protestanten. Das Ministerium schließt sich indessen dem Votum der Akademie an. Den Erwerb von Handschriften will man gegen die Einwände des Synods unterstützen. Allein was die personelle Besetzung betrifft, neigt man auch hier eher zu den eigenen Leuten.

Tischendorf genießt in den 1850er Jahren aufgrund seiner paläographischen Expertise bereits ein hohes internationales Ansehen. Mit seinen gediegenen Faksimiledrucken und fortgesetzten kritischen Editionen des Neuen Testaments hat er sich längst einen Namen gemacht, dessen guter Klang auch in St. Petersburg bekannt ist. Dennoch gilt es, letzte Widerstände zu überwinden. Dazu trägt auch der aus Dresden stammende Prinzenenerzieher am Hofe zu St. Petersburg, Freiherr August Theodor von Grimm (1805–1878), bei. Grimm hatte einst als Erzieher des inzwischen regierenden Zaren Alexander II. und dessen Bruders, des nunmehr einflussreichen Großfürsten Konstantin, fungiert; aktuell nimmt er diese Funktion erneut bei den Kindern Konstantins wahr. Grimm ist es wohl zu verdanken, dass in der Folge Großfürst Konstantin der maßgebliche Protektor Tischendorfs wird. Vor allem aber trägt er dazu bei, einen persönlichen Kontakt zu dem zunächst noch ablehnend eingestellten Bildungsminister Avraam Norow (1795–1869) herzustellen. Ein Jahr nach Tischendorfs Memorandum kommt es zu einer ersten Begegnung beider Männer in Leipzig. Norow hält sich zur Kur im böhmischen Franzensbad auf und kommt für einige Tage nach Leipzig. Rückblickend schreibt Tischendorf später in einem Brief vom 12. November 1864 an Norow: „Noch immer denk ich voll herzlicher Dankbarkeit an jenen Tag im Hotel Bavière zu Leipzig, wo ich von früh 10 bis Abends 8 dem Russischen Unterrichtsminister angehörte, in einem enthusiastischen Austausch über vollendete und neu zu beginnende Forschungen, über das heilige Schriftwort und das heilige Land, bis zuletzt der charaktervolle Sänger der Hölle und des Paradieses den Schlußstein setzte. Und wie viele herrliche Stunden knüpften sich an jene an.“ Vermutlich entdecken beide bei dieser Begegnung ihre Geistesverwandtschaft – und schließen miteinander Freundschaft, als sie Dante zu rezitieren beginnen. Diese Freundschaft setzt sich auch nach Norows Emeritierung in einem intensiven Briefwechsel fort und schlägt sich nieder in Norows Patenschaft für Tischendorfs Tochter Alexandra.

Mit dieser Begegnung in Leipzig ist das Eis gebrochen. Norow stellt noch die politischen Weichen, übergibt das Projekt dann aber 1858 seinem Nachfolger im Ministerium. Nun gehen die Dinge voran. Im August/September 1858 gelingt es, den Zaren zu gewinnen. Das Finanzministerium stellt die notwendigen Mittel zur Verfügung. Im Dezember 1858 wird Tischendorf durch den russischen Gesandten in Dresden, Fürst Alexander Nikititsch Wolkonski (1811–1878), das Geld ausgehändigt. Tischendorf kommentiert diese Szene später mit den Worten: „Weder hatte ich hierüber auch nur eine Bescheinigung auszustellen, noch ging mir irgend ein Wort der Instruktion oder Verpflichtung zu: so sehr stempelte die kaiserliche Munificenz das Unternehmen zu einer Sache edlen Vertrauens.“

Im Januar 1859 bricht Tischendorf auf und steuert zielstrebig den Sinai an. Man empfängt ihn im Kloster mit allen Ehren. Und diesmal bleibt auch der erhoffte Erfolg nicht aus. Gleichsam in letzter Minute tauchen die 1844 zurückgelassenen Blätter auf, ergänzt um weitere Blätter, die nun auch das gesamte Neue Testament umfassen und überdies noch den Barnabasbrief sowie Teile des so genannten „Hirten des Hermas“ enthalten. Damit aber beginnt ein ganz neues Kapitel.

Orientalische Verwicklungen und russische Diplomatie

Der Fund im Januar 1859 übertrifft alle Erwartungen. Mit jenen 43 Blättern, die Tischendorf 1844 schon nach Leipzig gebracht hatte, enthält die ganze Handschrift nun den größten Teil des Alten und das komplette Neue Testament. Das ist mehr als alle anderen Handschriften vergleichbaren Alters zu bieten haben. Es scheint, als ob mit diesem Codex aus dem 4. Jahrhundert das Modell „Vollbibel“ überhaupt noch in den Kinderschuhen stecke. Kurz – Tischendorfs Briefe an Staatsminister von Falkenstein und an Zar Alexander II. haben tatsächlich eine Wissenschaftssensation zu vermehren.

Am Morgen nach der Entdeckung unterbreitet Tischendorf den Vätern vom Sinai ein Kaufangebot. Mit russischem Gold ist er reichlich ausgestattet. An seine Frau schreibt er im vertraulichen Ton: „Benommen hab’ ich mich denn auch mehr als ein russischer Prinz denn als ein sächsischer Professor. Ich schenkte bei jeder Gelegenheit. Meine Gunst und Vertretung in Petersburg wurde denn auch gar vielfach nachgesucht.“ Immerhin schließt sein Auftrag den Erwerb von Handschriften ausdrücklich ein. Doch die Väter lehnen ab. Tischendorf muss die Blätter erneut im Kloster zurücklassen. Wenig später werden sie nach Kairo überführt, wo er unverzüglich mit einer Abschrift beginnt. Denn der Plan zu ihrer Veröffentlichung ist längst gefasst.

In dieser Situation entwickelt Tischendorf eine doppelte Strategie. Zum einen bittet er die Väter vom Sinai um die leihweise Überlassung der Handschrift zum Zwecke ihrer Publikation. Über



Einreiseerlaubnis für Constantin Tischendorf, ausgestellt am 3./15. Dezember 1858 von der russischen Gesandtschaft in Dresden

© Tischendorfsammlung Alexander Schick, Sylt



Awraam Norow, Stich, 1859
aus: Illustrierte Zeitung Leipzig
vom 2. Januar 1859

diese Ausleihe wird eine Quittung ausgestellt, in der sich Tischendorf verpflichtet, nach Abschluss des Publikationsprojektes die Handschrift wieder zurückzubringen. Der russische Gesandte in Konstantinopel, Fürst Aleksej Borisowitsch Lobanow-Rostowski (1824–1896), verbürgt sich mit einem Brief an die Bruderschaft für diesen Vorgang. Zum anderen aber regt Tischendorf bei den Vätern den Gedanken einer Schenkung an. Das ist in dieser Zeit ein übliches Verfahren, um sich die Unterstützung hoher Gönner zu sichern. Für Tischendorf und die gelehrte Welt aber läge der Codex sicher und leicht erreichbar in einer der großen Bibliotheken Europas. In Lobanows Brief steht die Ausleihe bereits unter dem Vorbehalt der geplanten Schenkung. Doch diesem Projekt stellen sich unerwartete Schwierigkeiten in den Weg.

Im Jahre 1859 stirbt der amtierende Erzbischof vom Sinai. Die Wahl seines Nachfolgers gestaltet sich indessen schwieriger als erwartet. Zunächst setzt man auf den falschen Kandidaten. Die Weihe wird angefochten, was eine Neuwahl erforderlich

Titel der Druckausgabe des „Bibliorum Codex Sinaiticus Petropolitanus“, St. Petersburg 1862

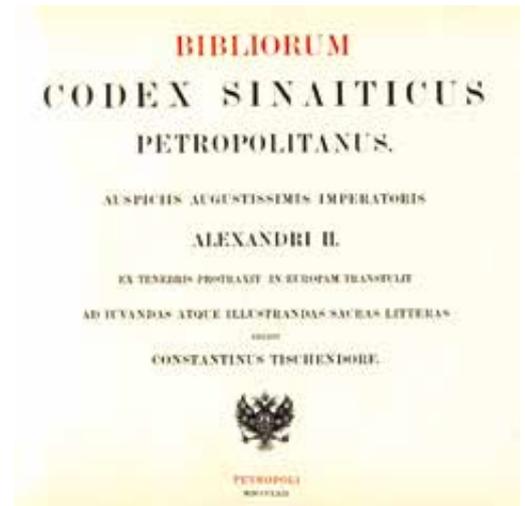
macht. Das Kloster steckt zudem in ernsthaften wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Am Ende dehnt sich das erzbischöfliche Interim auf ganze zehn Jahre aus. Die ersten vier davon sind für Tischendorf mit der Publikation des Codex ausgefüllt. Dann müsste er ihn eigentlich zurückgeben. Denn das Schenkungsvorhaben stagniert, so lange es keinen rechtmäßigen Erzbischof gibt. Erst 1869 ist es nach der Wahl von Erzbischof Kallistratos so weit. So lange liegt der Codex im Außenministerium in St. Petersburg – diplomatisch korrekt, aber eben am falschen Ort. Die Schenkung wird schließlich durch den russischen Gesandten in Konstantinopel, Graf Nikolai Pawlowitsch Ignatjew (1832–1908), professionell und einigermaßen geräuschlos abgewickelt. Tischendorf erhält darüber nur noch eine briefliche Mitteilung. Die große Aufmerksamkeit für das Projekt ist längst vorbei. Die Schenkungsdokumente, die lange Zeit als verschollen galten, sind inzwischen in Moskau wieder aufgetaucht und liegen seit 2007 publiziert vor.

Von da an befindet sich der Codex in der Öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg. 1933 erregt er noch einmal die Aufmerksamkeit einer breiten Öffentlichkeit. Von der sowjetischen Regierung, die Devisen braucht, wird er für 100.000 Pfund an das Britische Museum in London verkauft. Heute hat er seinen Ort in der British Library gefunden und kann dort öffentlich bewundert werden.

Die Schenkung macht noch einmal deutlich, wie eng die Beziehungen zwischen St. Petersburg und den Vätern vom Sinai sind. Der wertvollen Gabe folgt eine nicht weniger großzügige Gegengabe über 9.000 Rubel. Insgesamt wendet die russische Regierung damit 39.000 Rubel für die Auffindung, Publikation und Erwerbung dieser Handschrift auf. Die Väter werden mit Orden ausgezeichnet, die ebenfalls dotiert sind. Russland garantiert darüber hinaus die Finanzierung des Klosters und festigt seine Funktion als Schutzmacht der bedrängten Christenheit im Orient.

Zwischen Leipzig und St. Petersburg

Tischendorf nimmt noch im Februar 1859 die Drucklegung der 346 Blätter vom Sinai in Angriff. Sein ehrgeiziges Ziel besteht darin, den Faksimiledruck 1862 zum 1000-jährigen Thronjubiläum der russischen Monarchie als publikumswirksame Festgabe Zar Alexander II. zu überreichen. Die Zeit drängt. Deshalb leiht er den Codex aus und nimmt ihn mit nach Leipzig, wo die Arbeiten in der typographischen Anstalt von Giesecke & Devrient ausgeführt werden. Verlagsort ist jedoch St. Petersburg, denn auch die kostspielige Publikation wird von der russischen Regierung finanziert. Über den Titel berät man noch einige Zeit und einigt sich schließlich auf „Bibliorum Codex Sinaiticus Petropolitanus“ – worin schon vorausgesetzt ist, dass St. Petersburg nicht nur



Ort der Publikation, sondern auch Aufbewahrungsort des Originals sein sollte.

Während der folgenden Jahre reist Tischendorf drei Mal von Leipzig nach St. Petersburg, um bei Hofe über den Fortgang des Druckes Bericht zu erstatten. Die Reise erweist sich als mühsam und zeitraubend. Am 2. April 1860 schreibt er an seine Frau: „Diese Wanderungen durch den aufgetürmten Märzschnee Rußlands gehören zu den beschwerlichsten Erfahrungen meines Lebens. Bis Königsberg, von der Nacht des Freitags bis zu Sonnabend, ging alles gut. Von Königsberg fuhr ich mit der 2 Stunden nach meiner Ankunft abgehenden Diligence bis zur russischen Grenze; von Benutzung der Eisenbahn auf dieser Strecke war noch keine Rede. Schon auf dieser Strecke ging's nicht sonderlich erbaulich. Besonders einmal gerieten wir um Mitternacht mit dem sehr schwerfälligen Wagen in den tiefen Schnee. Der Wagen war in Gefahr umzuschlagen, so daß wir ausstiegen, obschon wenige Minuten vorher ein ziemlich großer Wolf in nächster Nähe von uns sich gezeigt hatte.“

In St. Petersburg erfährt Tischendorf von den diplomatischen Verwicklungen im Kloster. Alexander Wasiljewitsch Golownin (1821–1886), seit Dezember 1861 neuer Bildungsminister, stellt ein Dossier zur Angelegenheit des Codex zusammen. Darin erwägt er auch, dass Russland auf die Schenkung verzichten sollte, kann sich damit aber nicht gegen die Befürworter des Projektes durchsetzen. Tischendorf pflegt viele Kontakte und ist besonders bei Hofe gern gesehen. Allein das Schicksal der Handschrift bereitet ihm Sorgen.

Am 10. November 1862 ist schließlich der große Moment gekommen. Der Faksimiledruck liegt vor. Er gilt in seiner Zeit als typographische Meisterleistung. Tischendorf wird in einer feierlichen Audienz in Zarskoe Selo, der Sommerresidenz des Zaren, von dem kaiserlichen Paar empfangen. Gemeinsam mit dem Druckexemplar überreicht er auch das Original des Codex, dem eine kleine Notiz beigefügt ist: „Gegen einen nur von mir unterzeichneten Empfangsschein vom 28. Septbr. (neuen Stils) 1859 zu Cairo in meine Hand gelegt,

am 29. Oct./10. Nov. 1862 Sr. Kais. Majestät zu Zarsko Selo übergeben.“ Bis die Schenkung ausgeführt ist, wird es noch weitere sieben Jahre dauern.

Constantin Tischendorf und Awraam Norow

Der entscheidende Impuls für das sächsisch-russische Handschriftenprojekt geht 1857 davon aus, dass Tischendorf das Wohlwollen und schließlich die Freundschaft Awraam Norows zu gewinnen vermag. So unterschiedlich die Lebenswege beider Männer auch sein mögen – es gibt vieles, was sie miteinander verbindet.

Awraam Sergejewitsch Norow (1795–1869) wird in einem kleinen Dorf im Bezirk Saratow geboren. Seiner Familientradition entsprechend schlägt er zunächst die militärische Laufbahn ein und erlebt, erst siebzehnjährig, seine Feuertaufe gegen die napoleonischen Truppen. In der Schlacht bei Borodino (1812) zerschmettert ihm eine französische Kanonenkugel das linke Bein, das daraufhin amputiert werden muss. Norow zieht sich vom Militär zurück und beginnt eine Beamtenlaufbahn. Seine Leidenschaft gehört den alten Sprachen, der Literatur und der Theologie. Er geht auf Reisen und beginnt, sich für die biblischen Länder zu interessieren. Im Jahre 1827 tritt er in den Staatsdienst ein und absolviert eine Karriere, die ihn über viele Zwischenschritte schließlich bis in das Bildungsministerium führt. Von 1854 bis 1858 bekleidet er hier das Amt des Ministers, das ihn zu Beginn der Regierungszeit Alexanders II. (seit 1855) vor große Herausforderungen stellt. Im März 1858 erklärt er seinen Rücktritt, bleibt aber auch in der Folgezeit politisch aktiv. Er hilft mit, das Codex-Projekt aus der Taufe zu heben. Durchführung und Abschluss liegen dann in der Hand seiner Nachfolger.

Obwohl Tischendorf und Norow unterschiedlichen Konfessionen angehören, verbindet sie eine gemeinsame Art bibelorientierter Frömmigkeit. In ihren Bemühungen um den Bibeltext treffen sich der konservative Lutheraner und der mystisch veranlagte Orthodoxe. Beide bereisen und beschreiben sie das Heilige Land; beide kennen den Sinai aus eigener Anschauung. Tischendorf versucht, den Durchzug der Israeliten durchs Rote Meer topographisch zu verifizieren. Norow sucht nach dem versunkenen Atlantis. Während Tischendorf alte Bibelhandschriften publiziert, besorgt Norow die editio princeps der altrussischen „Pilgerreise des Igumen Daniil in das Heilige Land“ (12. Jahrhundert). Zugleich arbeitet Norow mit einem kleinen Kreis Gleichgesinnter an einer neuen, modernen Bibelübersetzung ins Russische. Beide Männer haben einander zweifellos viel zu erzählen.

Von Tischendorf sind einige Briefe an Norow erhalten geblieben, die eine aufrichtige, beiderseitige Freundschaft verraten. Norow, der selbst kinderlos bleibt, nimmt Anteil am Kindersegen im Hause Tischendorf. Bei Alexandra, dem achten

und letzten Kind, stellt er sich für das Patenamnt zur Verfügung. Im Oktober 1868 berichtet der stolze Vater nach Russland: „Ich darf nicht vergessen zu melden, dass die Tauffochter Eurer Excellenz gar sehr gedeiht; sie entwickelt sich körperlich und geistig ungewöhnlich bald. Sie läuft mit aller Sicherheit, spricht schon sehr viel und versteht sich ausgezeichnet auf Bilderbücher. Mit dem schönen russischen Costüm hat Alexandra schon öfter gegläntzt. Wir hoffen, dass sie sich noch damit vor den Augen ihrer hochverehrten Pathen selbst präsentiren wird.“ Diese Hoffnung erfüllt sich nicht. Awraam Norow, inzwischen verwitwet, stirbt im Januar 1869.

Rivalitäten mit Porfiri Uspenski

Tischendorf hat in Russland jedoch nicht nur Freunde. Zu einem denkwürdigen Konflikt kommt es nach dem erfolgreichen Abschluss von Tischendorfs dritter Orientreise im Laufe des Jahres 1859. Die Nachricht von dem aufsehenerregenden Fund zieht Kreise und füllt die Titelseiten der großen Journale. Daraufhin meldet sich plötzlich in St. Petersburg ein Vertreter der Geistlichkeit zu Wort, dessen Stimme durchaus Gewicht hat. Archimandrit Porfiri Uspenski (1804–1885) gilt als einer der wichtigsten Orientexperten der russischen Kirche. Vielgereist und kirchenpolitisch aktiv, bemüht er sich um den Aufbau einer russischen Mission in Jerusalem. Dem Katharinenkloster auf dem Sinai stattet er zwei Besuche ab: 1845 und 1850. Im Jahre 1856 veröffentlicht er ein Buch, in dem er beide Besuche beschreibt. Darin findet sich auch ein Kapitel über die Bibliothek und ihre Bestände. Wenn man diese Beschreibung liest, dann kann gar kein Zweifel bestehen: Uspenski hat 1845, kurz nach Tischendorfs erstem Besuch, den gesamten



Archimandrit Porfiri Uspenski, Foto von S. Solowjew aus: Porfiri Uspenski, Kniga bytija moego 1, St. Petersburg 1894, S. IV/V.

Bestand jener 346 Blätter schon einmal in Händen gehalten! Er weiß freilich nicht, was er da vor sich hat. Seine Beschreibung bleibt oberflächlich und verkennt in allen Details den Wert und die Eigenart der alten Pergamentblätter. Erst als Tischendorf 1861 zur vorläufigen Information des Zaren und des gelehrten Publikums eine kleine Schrift mit dem Titel „Notitia editionis codicis Bibliorum Sinaitici ...“ veröffentlicht, erkennt auch Uspenski, was ihm da entgangen ist.

Uspenski greift den sächsischen Protestanten und sein Editionsprojekt auf zweifache Weise an. Zum ersten reklamiert er den Ruhm des Entdeckers für seine Person. Tischendorf komme lediglich das Verdienst zu, den Codex erschlossen und für den Druck vorbereitet zu haben; er sei der Herausgeber, nicht aber der Entdecker. Zum zweiten be-

hauptet er, dass der Codex Lesarten enthalte, die man als häretisch bewerten müsse. Damit will er vor allem die Drucklegung der Handschrift unter den kaiserlichen Auspizien verhindern. Zu diesem Zweck verfasst er 1862 eine kleine Broschüre, die sich als fachliches Gutachten präsentiert. Das Bildungsministerium nimmt diese Vorwürfe ernst. Gerade im Umfeld des großen Jubiläums soll der Zar auf keinen Fall durch die Förderung eines skandalträchtigen Projektes kompromittiert werden. Eine sorgfältige Prüfung signalisiert jedoch schon bald Entwarnung. Uspenski, den man in der Kirche wie auch bei Hofe als eigenwillige Persönlichkeit kennt, läuft ins Leere.

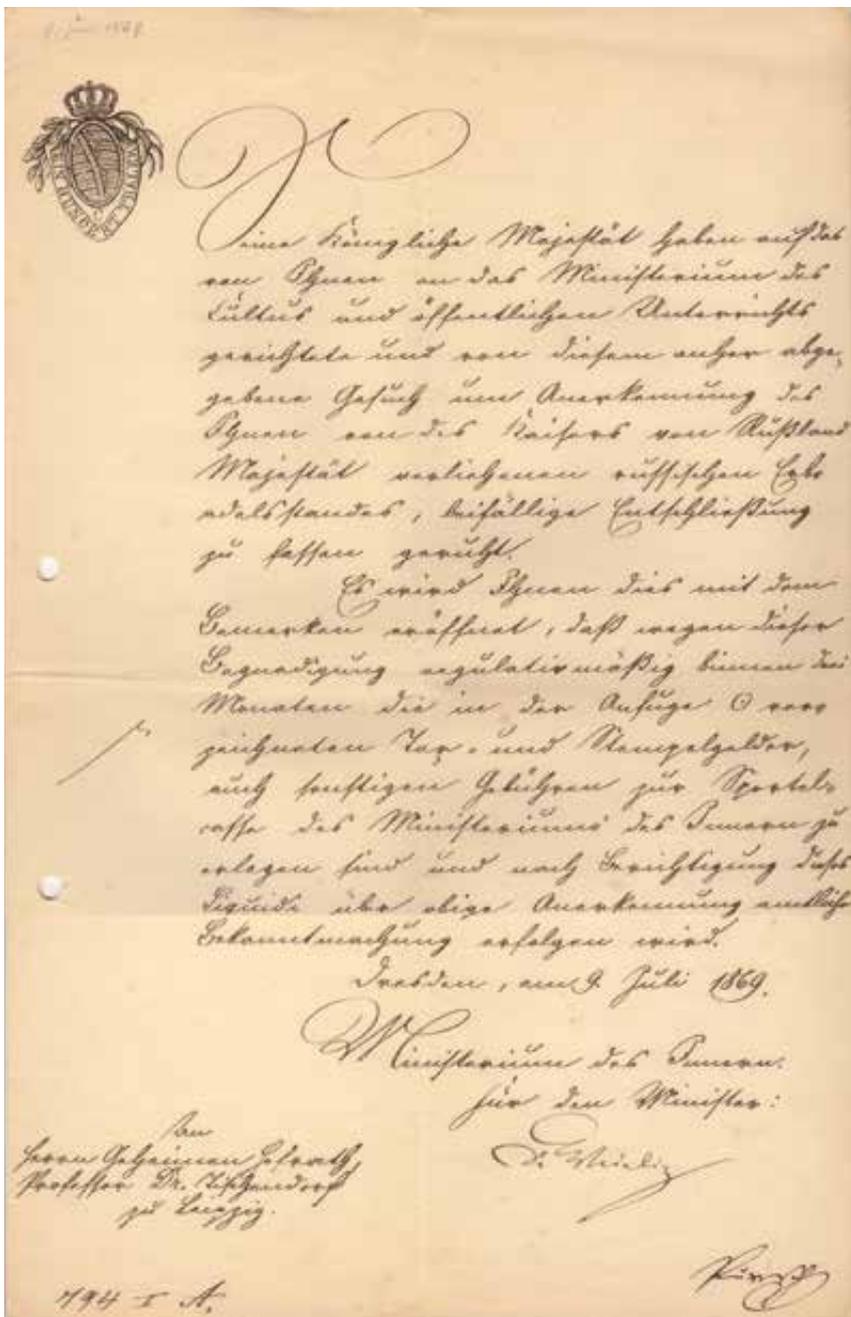
Die Broschüre Uspenskis bleibt eine wenig beachtete Episode. Immerhin übernimmt es der gelehrte Awraam Norow, zu Beginn des Jahres 1863 eine Widerlegung zu veröffentlichen. Er hat damit wenig Mühe. Tischendorf widmet den Behauptungen Uspenskis in seiner kleinen Schrift „Die Anfechtungen der Sinai-Bibel“ im gleichen Jahr eine weitere Replik. Damit ist der Fall erledigt.

Im November 1862, als der Faksimiledruck bereits feierlich übergeben ist, trifft Tischendorf in St. Petersburg noch einmal persönlich mit Uspenski zusammen – wovon er in einem Brief an seine Frau berichtet. Er sucht Uspenski im Newski-Kloster auf und verbringt mit ihm einen ganzen Nachmittag. Man tauscht Erfahrungen aus und zeigt sich Manuskripte. Uspenski bietet Tischendorf einige kleine Fragmente des Codex aus seiner Sammlung zur Publikation an. Das klingt hoffnungsvoll. Doch auf die Dauer bleibt das Verhältnis distanziert. In seinen Tagebüchern, die postum veröffentlicht werden, klagt Uspenski erneut über die Bevorzugung Tischendorfs, die er als Kränkung empfindet.

Ein russischer Adelstitel

Tischendorf wird für seine Verdienste um die Auffindung, Erschließung und Drucklegung des „Codex Sinaiticus“ von der russischen Regierung auf verschiedene Weise entlohnt und geehrt. Von den insgesamt 327 gedruckten Exemplaren erhält er 118 zu seiner eigenen buchhändlerischen Verwertung. Der öffentlichen Ehrung dient die Auszeichnung mit dem Stanislausorden 1. Klasse, die mit der Verleihung des erblichen Adels verbunden ist. Sie erfolgt noch kurz vor der Audienz in Zarskoe Selo, so dass Tischendorf bereits ordensgeschmückt vor das Zarenpaar treten kann. Minister Golownin überlässt ihm dafür sogar seinen eigenen Orden, weil das Exemplar für Tischendorf so schnell noch nicht zur Verfügung steht. Am 7. November 1862 telegraphiert Tischendorf aus St. Petersburg an „Hofrätin Tischendorf, Leipzig. Martinstag. Audienz. Kaiser überschickte schon gestern Stanislaus Großkreuz ich gratuliere Dir Constantin“. Ein ausführlicher Brief, der die Umstände dieser großen Ehrung beschreibt, folgt am 8. November. Darin heißt es unter anderem:

Anerkennung des russischen Adelsstandes für Constantin von Tischendorf durch die sächsische Regierung, 9. Juli 1869
© Tischendorfsammlung Alexander Schick, Syll



„Alle Zuschriften von Golovnine lauteten nun zugleich auch – was er vorher nie getan – à Mr. C. de Tischendorf; deshalb weil eben wirklich der russische Adel damit verknüpft ist, macht' ich mir auch den Spaß, Dich selbst so auf der Depesche zu nennen. In Sachsen müßte natürlich die Sache erst offiziell und durch besondere Gnade des Königs anerkannt werden, was doch nicht nahe liegt.“

Der Orden ist schnell überreicht, nur die Bestätigung braucht noch einige Zeit. Erst im Vorfeld der Schenkung wird dann 1869 auch das Adelsdiplom für Tischendorf ausgefertigt. Die Verleihung findet im Mai 1869 statt; im Dezember 1869 folgt die Genehmigung, auch ein Wappen führen zu dürfen. Schneller geht es mit der sächsischen Anerkennung. Im Juli 1869 wird Tischendorf vom Minister des Kultus und des öffentlichen Unterrichts in Dresden aufgefordert, die anfallenden Gebühren zu begleichen, womit dann die Bestätigung des russischen Adelsdiploms und seine öffentliche Bekanntmachung erfolgen könne. Fortan führt der Entdecker des „Codex Sinaiticus“ – dank kaiserlich-russischer Gunst – den Namen Constantin von Tischendorf. Auch das Wappen lässt nicht lange auf sich warten. Es zeigt: auf dem Schild eine aufgeschlagene Bibel auf blauem Grund mit den dunkelroten Buchstaben Alpha und Omega, rechts und links umgeben von Schwert und Palmenzweig in Gold, darüber ein fliegender Adler; über dem gehörnten Helm erhebt sich die Gestalt eines Köhlers mit Schürbaum.

Allianzdeputation bei Zar Alexander II.

Das gute Einvernehmen mit Russland, wie es 1869 durch die Verleihung des erblichen Adels zum Ausdruck kommt, behält in Tischendorfs Biographie nicht das letzte Wort. Gegen Ende seines Lebens gerät er in einen Konflikt hinein, der ihm das Unverständnis seiner russischen Freunde und Gönner zuzieht. Der Anlass ist einigermäßen kompliziert und hat eine längere Vorgeschichte. Noch unter der Regierung Nikolaus I. in den Jah-



Constantin Tischendorf, 1859
aus: Illjustrazija, St. Petersburg, Nr.
97, 3. Dezember 1859, Bd. 7, S. 332

ren 1825 bis 1855, die für gewöhnlich als eine Zeit der Restauration gilt, werden alle religiösen Gemeinschaften des russischen Reiches unter einer einheitlichen Gesetzgebung zusammengefasst. Damit treten auch die seit Peter I. bestehenden Privilegien für die Lutheraner im Russischen Reich außer Kraft. Übertritte von der orthodoxen zur lutherischen Kirche werden gesetzlich verboten, Kinder aus Mischehen sind orthodox zu taufen und zu erziehen. Besonders im Baltikum kommt es in den 1840er Jahren zu einer Welle von Übertritten zur orthodoxen Staatskirche, motiviert durch die Hoffnung auf eine Verbesserung der sozialen Bedingungen. Die Hoffnungen bleiben jedoch unerfüllt, und so beginnt schon bald der Prozess einer Rückkehr zum früheren Glauben. Dagegen aber wird nun das Gesetz mit aller Härte in Anwendung gebracht. Außerhalb Russlands nimmt man diese Situation mit wachsender Besorgnis wahr.

Etwa zeitgleich entsteht in Westeuropa und Amerika die Evangelische Allianz. 1845 findet in London die Gründungsversammlung statt. Programatisch setzt sie sich zum Ziel, den Protestantismus zu stärken, wo er sich konfessionell in einer Minderheitensituation befindet, und die Interessen eines schriftgemäßen Christentums zu fördern. Mit Entschiedenheit tritt die Evangelische Allianz für die Religions- und Gewissens-

Tischendorfs Familienwappen
auf einem Porzellanteller
Foto: Helmut Henke

freiheit ihrer evangelischen Brüder und Schwestern in der Diaspora ein, positioniert sich in Nordamerika gegen die Sklaverei und wird vor allem in katholischen Ländern wie Italien, Polen oder Spanien aktiv. Die Probleme der bedrängten Lutheraner im Baltikum verfolgt sie mit besonderer Aufmerksamkeit und plant schließlich für das Jahr 1871 eine Deputation an Alexander II.

Die Anbahnung dieser Deputation erweist sich vor allem als ein logistisches Problem. Eine für den Herbst 1870 in New York geplante Konferenz muss aufgrund der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen im Juli des Jahres verschoben werden. Zunächst einigt man sich auf Ostern 1871 in St. Petersburg. Gerüchte über eine Cholera-Epidemie in Russland führen indessen erneut zur Änderung der Pläne. Nun sucht man einen Ort in Deutschland. Im Juli 1871 wird Zar Alexander II. zur Silberhochzeit seiner Schwester, Königin Olga von Württemberg, in Stuttgart erwartet; die Feierlichkeiten sollen im Juli in Friedrichshafen stattfinden. Auf diesen Ort richtet die Allianz nun ihre Planungen aus. Am 27. Juni treffen die amerikanischen Deputierten mit dem Schiff zu einer Vorkonferenz in London ein. Am 10. Juli vereinigen sie sich in Stuttgart mit ihren europäischen Kollegen. Insgesamt sind es am Ende 39 Deputierte, von denen sechs ausgewählt werden, um die Audienz in Friedrichshafen in die Wege zu leiten. Man bereitet zwei schriftliche Adressen vor, die schon im Vorfeld übermittelt werden sollen. Die sechs Deputierten reisen am 11. Juli mit den Adressen im Gepäck voraus, die übrigen folgen ihnen am 13. Juli nach. Am 14. Juli soll die Audienz stattfinden.

Unter den Deputierten befindet sich auch Tischendorf. Theologisch steht er der Evangelischen Allianz nahe, bei der man wiederum auf seine guten Kontakte zum Kaiserhaus in St. Petersburg setzt. Man erinnert sich des Adelstitels, der ihm gerade erst vor zwei Jahren verliehen worden ist. Deshalb nimmt er auch an der kleinen Vorhut teil. Doch schon da zeichnet sich das folgende Fiasko ab. In den Fluren der Villa Taubenheim trifft Tischendorf auf seinen alten Gönner, den Großfürsten Konstantin, der sein großes Bedauern ausspricht, gerade ihn unter den Deputierten zu sehen. Das Anliegen der Allianz habe in Russland große Verstimmung ausgelöst. Die Berichte aus den Ostseeprovinzen seien unzutreffend und die Deputierten schlecht unterrichtet.

Am 14. Juli läuft alles schief. Die Audienz bleibt noch im Vorzimmer des Zaren hängen, der sich selbst gar nicht erst blicken lässt. An seiner Statt hört sich der Reichskanzler, Fürst Alexander Michailowitsch Gortschakow (1798–1883), die Vorträge der Deputierten mit sichtbarer Langeweile an. Über die Platzierung der schriftlichen Adressen und die Abfolge der Redebeiträge hat man sich offensichtlich nur ungenügend abgestimmt. Kurz – das Anliegen wird rundheraus und schroff als Einmischung in die inneren Angelegenheiten Russlands abgewiesen.

Kaum ist die Deputation gescheitert, setzt die Aufarbeitung ein. Durch Indiskretion gelangen beide schriftliche Adressen an die Presse und werden nun öffentlich diskutiert. Die Deputierten weisen sich gegenseitig die Schuld am Misslingen ihrer Mission zu. Ein Schweizer Teilnehmer, Wilhelm von Wurstemberger, verfasst unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse ein Buch, in dem er vor allem Tischendorf angreift und ihm Selbstüberschätzung sowie „russische Spionendienste“ vorwirft. Der Beschuldigte reagiert mit einer Gegendarstellung, aber Wurstemberger behält mit einer erneuten Streitschrift das letzte Wort. Im Mai 1873 erleidet Tischendorf einen ersten Schlaganfall und legt fortan bis zu seinem Tod im Dezember 1874 die Feder aus der Hand. Die Kontroverse setzt ihm zu und lässt seine guten russischen Beziehungen mit einem Missklang enden.

Bibliorum Codex Sinaiticus Petropolitanus

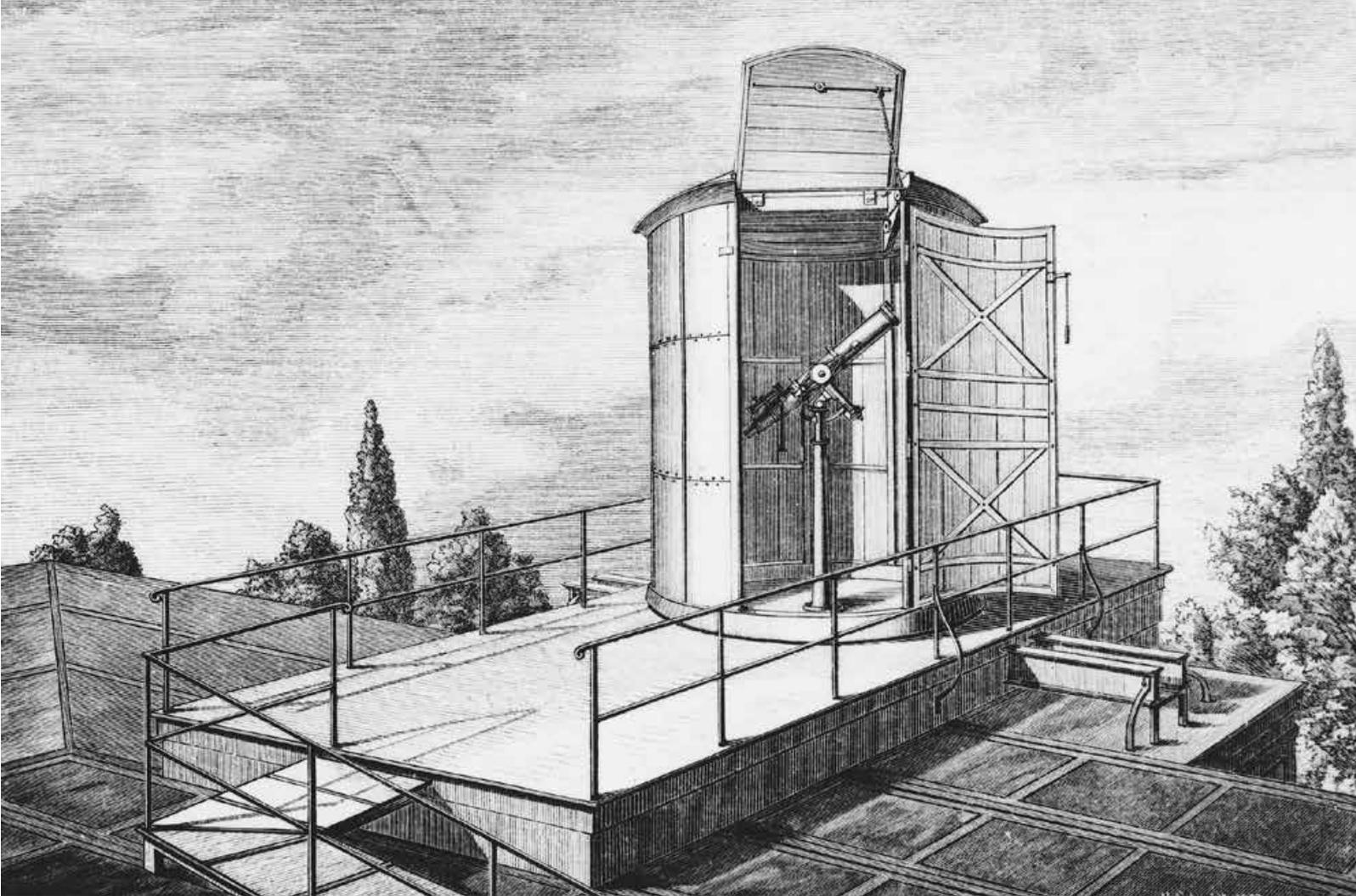
Im Rückblick zeigt sich in aller Deutlichkeit: Tischendorfs ganzes Lebenswerk kreist um den „Codex Sinaiticus“. Seine Faksimileedition in vier Bänden gehört zum Besten, was kritische Textarbeit bis dahin hervorgebracht hat. Den Text macht Tischendorf von 1862 an zur maßgeblichen Grundlage aller weiteren Editionen des „Novum Testamentum Graece“ – bis hin zu der großen „Editio octava critica major“ von 1869/1872. Mit dem „Codex Sinaiticus“ stößt er zum Text des 4. Jahrhunderts vor und schlägt damit ein neues Kapitel in der neutestamentlichen Textkritik auf. An dieser Handschrift haften die Sternstunden wie auch die kräftezehrendsten Arbeitsphasen seines Lebens.

Ohne das Netzwerk sächsisch-russischer Beziehungen, in das Tischendorf hineinwächst, hätte er das Codexprojekt jedoch kaum zum Erfolg führen können. Die glückliche Entdeckung der ersten Blätter verdankt sich noch der Abenteuerlust eines hochherzigen Jünglings, der über die richtige Mischung aus wissenschaftlicher Akribie und Spürsinn verfügt. Die professionelle Erschließung der Handschrift aber gelingt nur dank der großzügigen russischen Unterstützung – die sich letztlich für beide Seiten als Gewinn erweist.

Das Kloster beklagt den Verlust seiner kostbaren Bibelhandschrift bis auf den heutigen Tag. Dennoch sind die Väter vom Sinai 2005 bereit, gemeinsam mit der Universitätsbibliothek Leipzig, der British Library London und der Russischen Nationalbibliothek in St. Petersburg die virtuelle Wiedervereinigung des „Codex Sinaiticus“ in einem digitalisierten Format vorzunehmen. So kann man sich diese einzigartige Handschrift heute von jedem PC aus unter der Adresse www.codexsinaiticus.org anschauen, ohne dafür auch nur einen Fuß vor die Tür setzen zu müssen. Der Titel aber erinnert noch immer an die bewegte sächsisch-russische Fundgeschichte: „Bibliorum Codex Sinaiticus Petropolitanus“.

Autor

Prof. Dr. Christfried Böttrich
Universität Greifswald
Theologische Fakultät
Lehrstuhl für Neues Testament
Am Rubenowplatz 2-3,
17487 Greifswald
chr.boettrich@uni-greifswald.de



Die Observatorien des Basilius von Engelhardt in Dresden und Kasan

Jürgen Helfricht

Beobachtungsstation auf dem Dach der Villa Engelhardt in Dresden
Repro: Jürgen Helfricht

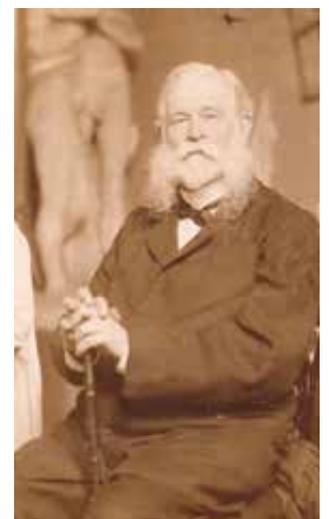
Ein wohlhabender russischer Privatgelehrter, der nicht nur unter den Astronomen seiner Zeit in hohem Ansehen stand, kam um 1870 nach Elbflorenz: der kaiserlich russische Wirkliche Staatsrat, Exzellenz, Dr. astr. et phil. Wassily Pawlowitsch Baron von Engelhardt (deutsch Basilius von Engelhardt, in englischer oder arabischer Form auch Basil von Engelhardt).

Er wurde am 17. Juli 1828 als Sohn des Gutsbesitzers und Polkownik (Oberst) der Leibgarde des Ulanen-Regiments, Pawel Wassiljewitsch Engelhardt (1798–1849), und der sieben Jahre jüngeren Baronin Sofia Grigorjewna Engelhardt (1805–1875), einer entfernten Verwandten des Vaters, in Kustowitschni (Gouvernement Grodno, heute Weißrussland) geboren. Pawel Engelhardt war der uneheliche, aber legitimierte Sohn eines Neffen und Erben des legendären Fürsten Grigori Alexandrowitsch Potjomkin (1739–1791) und der Mutter des Komponisten Michail Iwanowitsch Glinka (1804–1857). Von seinem 1828 verstorbenen Va-

ter hatte Pawel drei Millionen Rubel, seinen Geburtsort Kirillowka, mehrere Nachbardörfer und 17.000 Leibeigene geerbt. Die Mutter des Basilius von Engelhardt war die Tochter des kurländischen Barons und Generals Grigori Grigorjewitsch Engelhardt (1759–1833, deutsch Gregor Baron von Engelhardt).

Als Absolvent der St. Petersburger Rechtsschule war Basilius von Engelhardt Staatsbeamter in Senatskanzleien mehrerer Departements. Diese Tätigkeit gab er 1853 auf, um sich fortan nur noch astronomischen Studien zu widmen. Im Jahre 1870 konnte er bereits auf Beobachtungen von 50 Kometen und 70 Asteroiden verweisen.

Nach eigenem Bekunden wählte Potjomkins Ur- Großneffe Basilius von Engelhardt Dresden wegen seines milden Klimas sowie des hervorragenden wissenschaftlichen Umfelds als neue Heimat. Über die „Astronomischen Nachrichten“ war er mit dem Leipziger Sternwarten-Direktor Karl Christian Bruhns (1830–1881) in Kontakt gekom-



Basilius von Engelhardt, Foto, vor 1915
Repro: Jürgen Helfricht

Die ausgebrannte Villa
Liebigstraße 1 in Dresden, 1958
Repro: Jürgen Helfricht



men, bei dem er seine beobachterischen Kenntnisse vertiefte. Schon 1872 richtete Engelhardt in Hosterwitz bei Pillnitz einen Pavillon für Übungsbeobachtungen ein. Im Herbst 1877 baute er einen massiven Observatoriums-Turm nebst Meridian- und Bibliothekszimmer im gepachteten Garten Leubnitzer Straße 2 am damals südlichen Stadtrand. Ein Äquatorial von Howard Grubb (1844–1931) aus Dublin (210 Millimeter Öffnung, 330 Zentimeter Brennweite) war das Hauptinstrument. Auch ein Passageinstrument von T. Cooke & Sons in York mit Fernrohr (50 Millimeter Öffnung) und eine Pendeluhr von Theodor Knoblich (1827–1892) aus Hamburg mit Quecksilberpendel waren vorhanden.

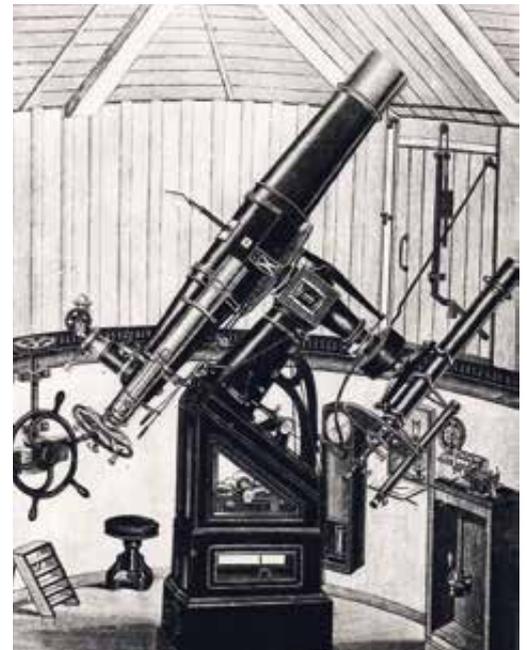
1879 errichtete Engelhardt an seiner Villa Liebigstraße 1 eine der am besten ausgestatteten Sternwarten Deutschlands: mit Turm, Meridianzimmer, einem völlig verglasten Beobachtungsgang zwischen Observatorium und Villa und einer Beobachtungsplattform mit abfahrbarem Schutzhaus auf dem Dach der Villa. Der Turm mit drehbarer

und aufklappbarer Kuppel von fünf Meter Durchmesser beherbergte auf 12 Meter hohem, isoliert stehendem Pfeiler einen parallaktisch aufgestellten Refraktor der Grubb Telescope Company aus Dublin (306 Millimeter Öffnung, 385 Zentimeter Brennweite) mit Sucherfernrohren (135 und 41 Millimeter Öffnung) und ein Spektroskop von G. & S. Merz in München (102 Millimeter Öffnung). Das Uhrwerk mit Regulator von Grubb ließ den großen Refraktor der Erdumdrehung präzise folgen. 1882 lieferte die Hamburger Firma A. Repsold & Söhne dazu ein Positionsmikrometer. Daneben kamen u. a. ein Kometensucher von Reinfelder & Hertel in München (162 Millimeter Öffnung), ein Fernrohr mit Fraunhoferschem Objektiv (95 Millimeter Durchmesser), eine Pendeluhr mit Quecksilberkompensation von Christian Friedrich Tiede (1794–1877) aus Berlin, ein Nadelchronograph von Rudolf Fuess (1838–1917) aus Berlin und die Instrumente aus der Leubnitzer Straße (außer dem von Grubb zurückgenommenen Äquatorial) zum Einsatz.

Sternwartenturm im Garten
der Villa Engelhardt in Dresden,
vor 1900
Repro: Jürgen Helfricht



Hauptrefraktor in der Sternwarte
der Villa Engelhardt in Dresden,
um 1900
Repro: Jürgen Helfricht



Zu Engelhardts Beobachtungsprogramm gehörten Kometenpositionen, Positionen von großen und kleinen Planeten, von Trabanten des Jupiters und Saturns, Zeitbestimmungen von Sonnen- und Mondfinsternissen, Merkurdurchgängen und Sternbedeckungen, Beobachtungen von Nebeln und Sternhaufen. Sein Lebenswerk fasste er in drei prachtvollen Bänden „Observations Astronomiques“ – einem damals begehrten Standardwerk der modernen Himmelskunde – und in 166 wissenschaftlichen Beiträgen der „Astronomischen Nachrichten“ zwischen 1879 und 1897 zusammen. 16 Jahre lang erschienen Abhandlungen auch in der „Vierteljahresschrift der Astronomischen Gesellschaft“.

1882 und 1883 arbeitete der im ungarischen Ofen (heute ein Teil von Budapest) geborene Astronom Ladislaus Weinek (1848–1913) auf der Sternwarte von Engelhardt. Weinek beobachtete hier den zweiten Venusdurchgang des 19. Jahrhunderts und erhielt am 1. Oktober 1883 den Ruf als Professor der Astronomie und als Direktor der Sternwarte an die deutsche Universität in Prag.

1887 ernannte die Universität Kiel Basilius von Engelhardt zum Dr. phil. ehrenhalber. 69-jährig beendete er seine astronomischen Beobachtungen und schenkte sämtliche Instrumente nebst Bibliothek der Kaiserlich Russischen Universitätssternwarte zu Kasan. Die „Astronomischen Nachrichten“ meldeten das im Band 144, Seiten 287/288: „Vorgerücktes Alter und Kränklichkeit haben mich veranlaßt, meine astronomische Tätigkeit einzustellen. Meine Sternwarte hat aufgehört zu bestehen. Sämtliche Instrumente und die Bibliothek habe ich der Kaiserlich Russischen Universitätssternwarte zu Kasan als Geschenk verehrt. Dresden, 1897 Oktober 1. B. v. Engelhardt.“

Die in 20 Kisten verpackte Sternwarte des Basilius von Engelhardt überführte Gustav Heyde (1846–1930) – Gründer der „Gustav Heyde – Mathematisch-mechanisches Institut und Optische Präzisions-Werkstätten“ in Dresden, dem auch die Instandhaltung der Engelhardt-Sternwarte anvertraut war – nach Kasan und baute sie dort im August 1900 mit Sternwarten-Direktor Professor Dr. Dimitri Iwanowitsch von Dubjago (1849–1918) auf. Dabei errichtete man auch eine neue Heyde-Kuppel. Als Gründungsdatum des Astronomischen Observatoriums – es wurde zu Sowjetzeiten erweitert und existiert bis heute – wird der 21. September 1901 angegeben.

Basilius von Engelhardt, der mit dem Berliner Sternwarten-Direktor Friedrich Simon Archenhold (1861–1939) in Verbindung stand, den Feldzug Alexander Wassiljewitsch Suworows (1729–1800) durch die Schweiz erforschte und mit Gedenktafeln an diesen erinnerte sowie als Freund des Komponisten Michail Iwanowitsch Glinka (1804–1857) dessen Nachlass sammelte und der Kaiserlich Russischen Öffentlichen Bibliothek überwies, starb am 17. Mai 1915 in Dresden. Sein Vermögen vermachte er zwecks Instandhaltung von Sternwarte und Instrumentarium der Universität Kasan. Es war sein Wille, neben der Kasaner



oben: Basilius von Engelhardt und Gustav Heyde, 2. Oktober 1898
Repro: Jürgen Helfricht



Grabstein für Basilius von Engelhardt auf dem Dresdner Trinitatisfriedhof
Foto: Stefan Hässler

Von der Villa Liebigstraße 1 in Dresden blieb nur die Toranlage erhalten.
Foto: Jürgen Helfricht



Torgitter Liebigstraße 1 in Dresden mit dem Monogramm BE
Foto: Jürgen Helfricht

Archivalien

Materialsammlung von Rüdiger Kollar zu Basilius von Engelhardt im Archiv des Autors Gustav Heyde: Ueber den Werdegang meines Instituts. Maschinenschriftlicher Bericht vom Oktober 1920.

Weiterführende Literatur

Basilius Engelhardt: Observations Astronomiques. Dresden 1886, 1890, 1895.

Jürgen Helfricht: Astronomiegeschichte Dresdens. Dresden 2001.

Klaus-Günter Steinert: Engelhardts astronomische Arbeiten in Dresden. In: Die Sterne 72 (1996), S. 63-72.

Ladislav Weinek: Beobachtung des Venusdurchganges vom 6. December 1882 zu Dresden. In: Astronomische Nachrichten 105 (1883), S. 257-260.

Autor

Dr. Jürgen Helfricht
Radebeul



Sternwarte in einem dafür extra errichteten Mausoleum zur letzten Ruhe gebettet zu werden. Per Handschreiben vom 24. Juni 1912 übermittelte von Engelhardt dem befreundeten Astronomen und Rektor der Universität Kasan, Dubjago, die Details, wie mit seinem einbalsamierten Leichnam zu verfahren ist: „Ich glaube nicht, dass man einen Begleiter für die Leiche braucht. Der Sarg mit der Leiche wird der Eisenbahnverwaltung abgegeben, die ihn auf eigene Verantwortung übernimmt. Was muss der Begleiter tun? Er kann sich nicht in die Angelegenheiten der Eisenbahn einmischen. Er wird auch den Sarg nicht sehen. Abschicken muss man auch mit einem Güterzug, so ist es auch billiger. Einen Metallkasten und dabei noch verlötet braucht man. Gottschald [wohl Engelhardts Diener] macht alles. Sie werden nach

Dresden fahren müssen um die Angelegenheiten zu regeln. Die Leiche kann man irgendwo in Engelhardt's Observatorium abstellen [...] Diese Sache ist gemächlich, und die Absendung aus Dresden ist eine dringende Sache. Warum muss sie hier aufhalten? Sie muss möglichst schnell ‚die vertrauten Ortschaften‘ erreichen. Puschkin hat einmal gesagt: Obwohl es dem leblosen Leib egal ist, wo er zu Asche geht. Ich würde mich lieber in vertrauten Ortschaften der Ruhe hingeben.“

Der Erste Weltkrieg und die Revolution in Russland verhinderten die Überführung seines Leichnams im Zinksarg. Als man keine Hoffnung auf Vollzug des letzten Willens mehr hatte, erfolgte die Bestattung in Dresden.

Villa und leere Sternwarte fielen dem Inferno des 13./14. Februar 1945 zum Opfer. Die Ruine samt der tief im Boden verankerten Refraktor-Säule hat man in den 1970er Jahren beseitigt. Es war dem Astronomen Professor Hans-Ullrich Sandig (1909–1979) und seinem privaten finanziellen Einsatz zu verdanken, dass die Grabstelle auf dem Trinitätsfriedhof (III/L/6/26) gerettet wurde und 1968 in die Obhut der Stadt Dresden kam. Das Geburtsdatum auf dem heutigen Grabstein ist falsch. Auf Initiative der Kasaner Universität – Kasan ist heute die Hauptstadt der Republik Tatarstan – bettete man Engelhardts sterbliche Überreste im September 2014 in den Park neben der Sternwarte der Kasaner Universität um. Hier ruht er nun neben seinem Freund Dimitri Iwanowitsch von Dubjago. An der Liebigstraße 1 erinnern noch die Initialen „BE“ von der gusseisernen Gartentür (Anfang der 1970er Jahre unter Denkmalschutz gestellt) an den Astronomen. Für die Erhaltung dieser Initialen engagierte sich ab 1977 besonders Radebeuls Sternwarten-Leiter Rüdiger Kollar (1925–2005). Ein Krater unseres Erdmondes trägt den Namen des berühmten Adelsmannes.



Die Denkmalhalle an der Lutherkirche in Freital-Döhlen

Juliane Puls und Matthias Eichler

„Steine reden...“ – mit diesen Worten beginnt eine Dokumentation zu den ältesten noch heute erhaltenen Denkmälern Freital. Insgesamt 19 kulturhistorisch wertvolle Grabmale, das älteste von 1356 und das jüngste von 1801, fanden nach dem Abriss der Döhlener Dorfkirche in einer Denkmalhalle 1899 repräsentative Aufstellung. Diese steinernen Zeugen regionaler Wirtschafts- und Sozialgeschichte sind wesentlich älter als die heutige Große Kreisstadt Freital, welche 2021 gerade mal auf ein 100-jähriges Bestehen zurückschauen wird. Die am südlichen Stadtrand der sächsischen Landeshauptstadt Dresden gelegene Stadt verdankt ihr Aufblühen keiner landesherrlichen oder klerikalen Gunst – Steinkohle bildete ihr Fundament und Fabriken ihre Grundpfeiler. Während der Weimarer Republik trat die proletarisch geprägte Bergarbeiter- und Industriestadt mit ihrem hintergründig auf wirtschaftliche und politische Freiheit abzielenden Namen im „freien Weißeritztal“ als sozialdemokratische Muster-

kommune in den Lauf der Geschichte ein. Der Windberg, dessen markante Silhouette bis weit ins Elbtal hinein grüßt, gilt als Wahrzeichen der jungen Stadt, deren Siedlungs- und Bergbaugeschichte jedoch weit in vergangene Jahrhunderte zurückweist. Das Engagement des ortsansässigen Adels zum Erhalt der kulturhistorisch wertvollen Döhlener Grabplatten lässt sich nur aus den seinerzeit vor Ort stattgefundenen markanten Umbrüchen der über Jahrhunderte tradierten Lebensweisen und den umwälzenden Veränderungen des Landschaftsraumes erklären. Für den, der es hören mag, erzählen diese Grabsteine bis heute mit vernehmlicher Stimme von wohlhabenden Rittergutsherrschaffen und deren anrührenden Familientragödien oder von aufwändigen Kirchenumbauten und den sie finanzierenden Kirchenpatronen. Vermutlich um die Mitte des 12. Jahrhunderts wurde auf dem bis heute kirchlich genutzten Gelände einer Anhöhe über dem Weißeritztal ein erster Sakralbau er-

Denkmalhalle in Freital-Döhlen
© Wikimedia (SchiDD)

Grabplatten an der Döhlemer Friedhofsmauer, um 1895
© Städtische Sammlungen Freital



richtet, zu dessen Sprengel um 1300 etwa 700 Menschen zählten. Döhlen wurde damit für mehrere Jahrhunderte zum geistlichen, später auch administrativen Mittelpunkt der Region, in deren Territorium sich seit 1921 die Stadt Freital ausbreitet. Die zugehörigen Rittergüter in Döhlen, Potschappel und Burgk, alle um 1200 ersterwähnt, sicherten als Außenposten wechselnde markgräfliche, bischöfliche oder burggräfliche Interessen sowie kreuzende Handelswege, die nicht zuletzt mit dem Aufblühen des Bergbaus

um Freiberg und Dippoldiswalde verbunden waren.

Aus jener Zeit kann die Denkmalsalle noch nichts berichten. Das älteste erhaltene Döhlemer Grabmal weist auf die 1356 unverheiratet verstorbene Barbara Küchenmeister und ihren Vater Conrad. Dieser gehörte einem angesehenen meißnischen Adelsgeschlecht an, welches 1279 in den Ritterstand erhoben worden war und seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert mit Gütern in Döhlen, Niederhäslich, Schweinsdorf (heute Freital) und Wolmsdorf (bei Dippoldiswalde) sowie auf rechtselbischer Seite mit Kötzschenbroda (heute Radebeul) belehnt war. Noch bis 1425 nennen alte Urkunden im Zusammenhang mit den Gütern im heutigen Freitaler Raum diese Familie, zu der auch solch einflussreiche Persönlichkeiten wie der Meißner Bischof Johann von Eisenberg (um 1300–1370) oder der Hochmeister des Deutschen Ordens, Michael Kuchmeister (um 1360–1423) zählen.

Die Mehrzahl der heute noch erhaltenen Döhlemer Grabsteine überliefert uns den gesellschaftlichen Rang sowie das prächtige Aussehen der zum Kirchsprengel gehörigen Rittergutsbesitzer von Burgk, Potschappel, Zuckerode und Döhlen während des 16. und 17. Jahrhunderts. Für Döhlen waren es die von Grensing, für Potschappel die von Tauschwitz, später die von Theler und für Burgk die von Zeutsch, die innerhalb eines engen Zeitfensters um 1500, wohlwissend um den Steinkohlenreichtum der Region, Grundbesitz im Weißeritztal akquirierten.

Die Familie von Zeutsch repräsentierte dabei ein einflussreiches und vermögendes Dresdner Ratsherrengeschlecht mit kaufmännischen Ambitionen. Das ursprünglich aus Thüringen stammende Adelsgeschlecht erlangte aber ebenso im ge-

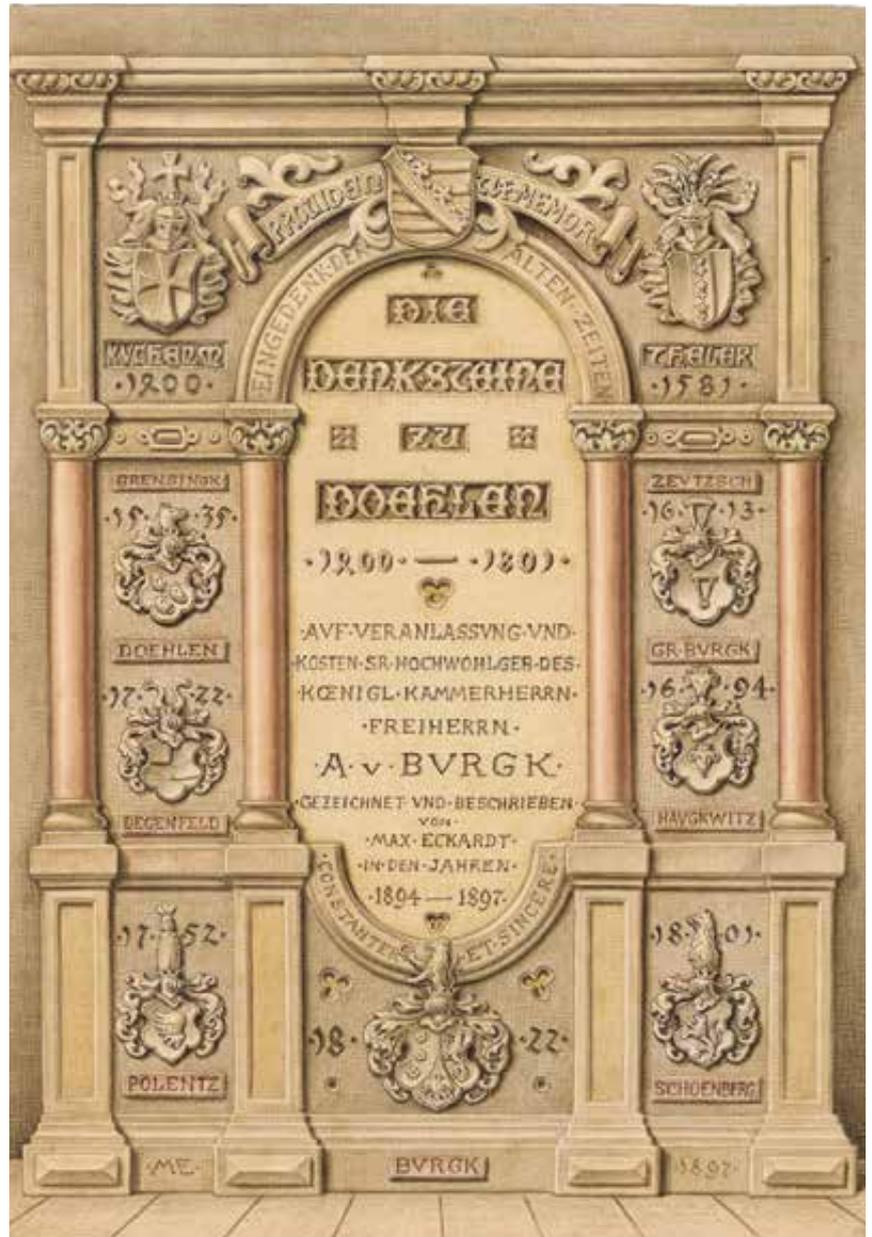


Grabplatte für Christoph von Zeutsch, Zeichnung, 1894
© Städtische Sammlungen Freital

nealogischen Zusammenhang mit der russischen Zarin Katharina II. (1729–1796) Bedeutung. Der mit dem Burgker Rittergut belehnte, 1603 verstorbene Christoph von Zeutsch war ein direkter Vorfahre von Christiane Eleonore von Zeutsch (1666–1699), der Großmutter der späteren Zarin. Als Prinzessin Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst geboren, stieg diese als Gemahlin des russischen Großfürsten Peter Fjodorowitsch an dessen Seite zur Herrscherin Russlands auf und regierte, nach dem Tod ihres Gemahls, ab 1762 bis zu ihrem eigenen Lebensende als Zarin Katharina die Große das mächtige Land.

Die von Grensing, Tauschwitz und Theler waren dagegen seit alters her maßgeblich und erfolgreich am sächsischen Erzbergbau beteiligt. Lagen deren Aktivitäten in den frühen Jahrhunderten in den Silbererzgruben des östlichen Erzgebirgsraumes wie dem Tal der Wilden Weißeritz, verlagerten sie nach dem Abklingen des ersten großen Bergeschreis das Montaninteresse in das weite Tal der vereinigten Weißeritz, um Steinkohle zu fördern. Diese Bergherren widmeten ihre merkantile Aufmerksamkeit aber nicht ausschließlich dem an Bedeutung zunehmenden alternativen Feuerungsmaterial Kohle. Vor allem das aus den stark schwefelhaltigen und, wie wir heute wissen, Schwermetall enthaltenden Steinkohlen von Burgk und Potschappel herstellbare Salz der Schwefelsäure, Aluminium-Ammonium-Alaun, galt als kostbarer Exportartikel. Es lockte frühneuzeitliche Unternehmer, zu denen zeitweise die sächsischen Kurfürsten selbst bzw. Strohmänner aus deren unmittelbarem Umfeld zählten, in das Döhlener Becken. Die nach heutigem Stand erste urkundliche Erwähnung des regionalen Steinkohlenbergbaues verweist 1542 auf diese frühen Bergbauaktivitäten und deren zusätzliches chemisches Bestreben zur Produktion von Alaun als wichtigem Beiz- und Gerbmittel. Bis heute klingen im Freitaler Stadtteil Zschiedge, 1580 wegen der dortigen Alaunsiederei als „Siedige“ bezeichnet, bedeutsame frühindustrielle Unternehmungen nach. In der Döhlener Denkmalhalle sind das Aussehen und die Namen einiger Protagonisten dieses wirtschaftlichen Wettlaufs verewigt.

Der Dreißigjährige Krieg mit seinen Plünderungen, Seuchen und militärischen Handlungen brachte den Steinkohlenbergbau im Weißeritztal fast zum Erliegen. Erst vor der Wende zum 19. Jahrhundert fand sich wieder eine Unternehmer-Allianz der Gutsbesitzer von Potschappel, Burgk und Döhlen zusammen, deren gemeinsames Interesse der Vermarktung und dem Export der Steinkohle galt, die Preußen und Sachsen zum Anshub der industriellen Revolution dringend benötigte. Christoph von Schönberg, einer der Männer dieser Allianz, die u. a. für das Feuerungsmaterial der ersten deutschen Dampfmaschine von 1785 im preußischen Hettstedt bei Halle sorgten, beschließt die Reihe der Grabsteine der Denkmalhalle mit seiner außerhalb auf einer Stele in einem kleinen Tempel befindlichen Büste.



Jahrzehnte nach dessen Tod, zum Ende des 19. Jahrhunderts, überprägten Kohlegruben mit Fördertürmen und Fabrikbauten mit Schornsteinen den Landschaftsraum des einst wildromantischen Weißeritztales und beendeten radikal dessen Weltabgeschiedenheit. Innerhalb nur eines halben Jahrhunderts wandelten sich kleine Dorfanger zu pulsierenden Bergbau- und Industriegemeinden, in denen der Steinkohlenabbau die energetische Grundlage der Industrialisierung bot. Den in Bergwerken und Fabriken arbeitenden Menschen folgte mit Mietskasernen, Schul- und Sakralbauten rasch die Urbanisierung. Vom heutigen Freitaler Stadtteil Deuben, um 1910 mit über 10.000 Einwohnern als bevölkerungsreichstes Dorf Sachsens geltend, gingen schließlich seit 1895 erste Bestrebungen nach städtischer Vereinigung mit den angrenzenden Ortschaften Potschappel und Döhlen aus, welche 1921 in Freitals Stadtwerdung mündeten.

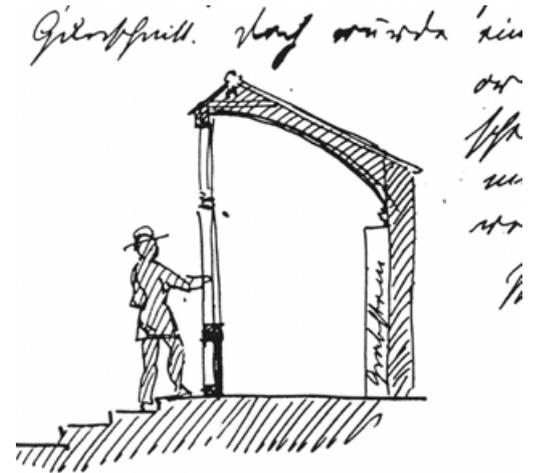
Titelblatt der Dokumentation der Grabdenkmäler von Friedrich Oskar Maximilian Eckhardt, 1894
© Städtische Sammlungen Freital

Schnitt durch die Denkmalhalle,
Skizze von Cornelius Gurlitt
aus einem Brief an Maximilian
Freiherr Dathe von Burgk, 1898
© Städtische Sammlungen Freital

Auch vor der über Jahrhunderte hinweg einzigen Kirche des Weißeritztals machte diese Entwicklung nicht Halt. Im Jahre 1880 begann man die altherwürdige Döhlener Dorfkirche abzureißen, um Platz für einen der wachsenden Zahl an Gemeindegliedern entsprechend großen Kirchenbau zu schaffen. Weitsichtig versetzte man die im Kircheninnern geborgenen historischen Grabmale, auf deren Erhaltung bedacht, an die Friedhofsmauer. Allerdings sorgte ihr schlechter äußerer Zustand sowie der zum damaligen Zeitpunkt durch Auswaschung und Umweltverschmutzung sicher erscheinende Untergang der Sandsteinplatten für Besorgnis. Diese Umstände veranlassten den damaligen Döhlener Kirchpatronatsinhaber Freiherrn Arthur Dathe von Burgk im Jahre 1894 eine Dokumentation in Auftrag zu geben. In Friedrich Oscar Maximilian Eckhardt, einem Dresdner Kunstmaler und Herausgeber einer Altertums-Zeitschrift, fand Dathe von Burgk den Mann, der gegen entsprechende Bezahlung geeignet schien, den Döhlener Grabsteinen ein zeichnerisches Denkmal zu setzen. Die damals als steinerne Urkunden bezeichneten Grabplatten sollten außerdem auf Wunsch des Freiherrn und durch dessen Finanzierung zum Schutz vor weiterem Verfall mit einem Schutzüberbau versehen werden – der Gedanke einer Denkmalhalle war geboren.

Der Montanunternehmer Dathe von Burgk fühlte sich als Bergbautreibender mit langer Familientradition und als Döhlener Kirchenpatron im doppelten Sinne dem Erhalt der Grabsteine sowie der montanhistorischen Traditionspflege verpflichtet. Seine Vorfahren hatten 1742 von der Familie von Zeutsch das Burgker Rittergut erworben, um es wirtschaftlich geschickt und technisch weitschauend zu modernisieren. Carl Friedrich August Freiherr Dathe von Burgk (1791–1872), der Gründer der Freiherrlich von Burgkschen Steinkohlen- und Eisenhüttenwerke, brachte mit fähigen Bergbeamten und geschickten Bergleuten aus dem Mansfelder Land innerhalb weniger Jahre sein 1819 ererbtes Unternehmen in technischer und struktureller Hinsicht mit modernen Schachtanlagen, ausgedehnten Grubenfeldern und angegliedertem Eisenhüttenwerken an die Spitze des sächsischen Montanwesens.

Die Burgker Werke bewegten sich unter Arthur Freiherr Dathe von Burgk (1823–1897), dem einzigen Sohn des Werksgründers und lange Zeit im väterlichen Schatten stehend, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Zenit ihrer Unternehmensgeschichte. Unternehmen und Familie standen in höchstem wirtschaftlichen sowie gesellschaftlichen Ansehen. Den Ambitionen seiner Vorfahren und der eigenen gesellschaftlichen Verpflichtung folgend, erschien das Engagement für den Erhalt und die Dokumentation der Döhlener Grabsteine für Arthur von Burgk naheliegend. Eine kurze, heftige Krankheit führte 1897, inmitten der Festvorbereitungen zu dessen 25-jährigem Besitzjubiläum, unerwartet zu seinem Tode und verhinderte damit zugleich die geplante Umsetzung des Denkmalhallen-Bauprojektes.



Der einzige Sohn des Verstorbenen, Maximilian Freiherr Dathe von Burgk (1853–1931), sowie die Familie einer seiner Schwestern übernahmen die weitere Baukoordination sowie die Finanzierung der Döhlener Denkmalhalle. Da man mit den Grabplatten der Familie von Zeutsch auch die Ahnen der russischen Zarin Katharina II. ehrte, wurde über die russische Gesandtschaft die Bitte um Kofinanzierung geäußert. Der damals regierende Zar Nikolaus II. (1868–1918) bewilligte 3.000 Mark. Insgesamt 5.000 Mark flossen aus der Burgker Familienschatulle für den Bau der Denkmalhalle. Von kunsthistorischer Seite betreute der Dresdner Hofrat Prof. Cornelius Gurlitt (1850–1938) das Vorhaben und lieferte Entwürfe, die – in Reminiszenz an das Zarenhaus – den russischen Landhausstil in sich aufnahmen. Gurlitt engagierte sich zugleich für Kostenvorschläge und sorgte für befähigte Baufirmen. Den zur Ausführung kommenden Entwurf setzte der Dresdner Architekt Arthur Fritzsche, ein ehemaliger Schüler Gurlitts, um. Die Ausführung der Bauleistungen übernahm der Dresdner Baumeister Fichtner. Wand- und Sockelbauten aus heimischem Sandstein sowie eine hölzerne Dach- und Säulenkonstruktion mit reichem Schnitzwerk gaben dem länderübergreifenden Gemeinschaftswerk ein typisch russisches Gepräge und der wettergeschützten Präsentation der Grabplatten einen würdigen Rahmen. An der Rückseite des mit einem Giebel betonten Mittelbereichs wurde ein Stammbaum aufgemalt, der die Abstammung des russischen Zarenhauses von der Familie von Zeutsch mithilfe von Wappen illustrierte.

Nach Abschluss der Bauarbeiten an Überbau und Grabsteinen weihte man am 17. November 1899 die Döhlener Denkmalhalle in Anwesenheit gesellschaftlicher und kirchlicher Würdenträger unter den Klängen der Freiherrlich von Burgkschen Knappschaftskapelle ein.

Einhundert Jahre nach Errichtung der Denkmalhalle, um die Wende zum 21. Jahrhundert, erschien der Erhalt der zwischenzeitlich weiter verwitterten Grabplatten einmal mehr als fragwürdig. Auch der Zustand des hölzernen Überbaus galt als gefährdet. Im Zuge der Umgestaltung der histori-



Denkmalhalle, um 1915
 © SLUB Dresden,
 Deutsche Fotothek,
 Foto: Verlag A. und R. Adam

schen Döhlener Ortsmitte um Dorfkern und Kirche gelang es der Großen Kreisstadt Freital, für die Denkmalhalle finanzielle Mittel aus dem Bundesländer-Programm „Stadtumbau Ost“ zu generieren. Mit rund 100.000 Euro Fördermitteln und rund 35.000 Euro aus dem städtischen Haushalt konnte man 2012/13 die markante, im russischen Holzbaustil errichtete Dachkonstruktion sichern und instand setzen. Damit gelang ein wesentlicher Beitrag zur Erhaltung des kulturhistorisch wertvollen Gesamtdenkmals, welches sich bis heute im Eigentum der Ev.-Luth. Kirchgemeinde Freital-Döhlen befindet.

Auch für die Restaurierung und Konservierung der Grabplatten, welche zu den ältesten Freitaler Denkmälern zählen, benötigt die Kirchgemeinde finanzielle Unterstützung. Um die stark verwitterten Grabmale auch zukünftig für Einheimische wie Touristen zu bewahren, ergriffen die städtischen Gesellschaften der Großen Kreisstadt Freital, die Kirchgemeinde und die Untere Denkmalschutzbehörde die Initiative und riefen eine Spendensammlung ins Leben. Eine gemeinsame Spende der Technischen Werke Freital GmbH, der Freitaler Strom- und Gas GmbH sowie der Freitaler Projektentwicklungsgesellschaft mbH in Höhe von 1.500 Euro ermöglichte im Jahr 2018 symbolisch den Beginn der Restaurierungsarbeiten an den Steinplatten.

Bei der Wahl der ersten zu restaurierenden Grabmale entschied man sich für das des 1603 verstor-

benen Christoph von Zeutsch, welcher als direkter Vorfahre jener Anhalt-Zerbster Prinzessin gilt, die als Zarin Katharina II. von Russland bekannt wurde. Die Grabplatte der 1581 verstorbenen Elisabeth von Gresing steht dagegen stellvertretend für die Döhlener Rittergutsherrschaft und deren maßgebliches Engagement für den einheimischen Steinkohlenbergbau sowie für den repräsentativen Neubau der Döhlener Kirche im Jahre 1588. Die Kosten für die Arbeiten an den beiden Steinplatten beliefen sich auf rund 8.700 Euro, von denen etwa 7.000 Euro durch Fördermittel abgedeckt werden konnten. Drei weitere Platten konnten zwischenzeitlich unter Aufsicht des Regionalkirchenamtes Dresden und mit einem Gesamtaufwand von etwa 12.000 Euro zur Restaurierung und Konservierung von einem Restaurator übernommen werden. Die Behandlung weiterer Grabmale soll erneut mittels Förder- und Spendenmitteln 2019/20 realisiert werden. Bis zum 100-jährigen Stadtjubiläum von Freital im Oktober 2021 hoffen sowohl die Kirchgemeinde als auch die Kommune auf zahlreiche finanzielle Beiträge, vor allem von Freitaler Bürgern, um der Döhlener Denkmalhalle langfristig einen gesicherten Erhalt zu ermöglichen. Dann wird es auch noch nachgeborenen Generationen möglich sein, den Stimmen dieser Steine bei geheimnisvollen Geschichten aus sechs Jahrhunderten Wirtschafts- und Familiengeschichte zuhören zu können.

Quellen

Dokumentation zu den Döhlener Grabsteinen von Friedrich Oscar Maximilian Eckhardt, 1894–1899 im Archiv der Städtischen Sammlungen Freital.

Archivalien Grundherrschaft Burgk und von Burgksche Besitzungen im Sächsischen Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, Bestand 10168, Nr. 615.

Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, Bestand 10001 Ältere Urkunden, Nr. 01621 und 02515.

Friedrich August Lefke: Beiträge zur Geschichte und Beschreibung des Plauenschen Grundes. Dresden 1903.

Cornelius Gurlitt: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Bd. 24. Amtshauptmannschaft Dresden-Altstadt (Land). Dresden 1904.

Autoren

Juliane Puls und
 Matthias Eichler
 Städtische Sammlungen
 Freital
 Altburgk 61,
 01705 Freital
 juliane.puls@freital.de



Wladimir Putin in Dresden

Jürgen Helfricht

Der 2018 aufgefundene Stasi-Dienstaussweis Wladimir Putins
 © BStU, Archiv der Außenstelle Dresden, MfS BV Dresden, Abt. KuSch, Nr. 7216

Beim „Ball der Waffenbrüderschaft“ in der Bezirksverwaltung des Ministeriums für Staatssicherheit in Dresden am 21. November 1987 erhält Putin die „Ehrendadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft“ in Gold
 © BStU

Der Präsident der Russischen Föderation Wladimir Wladimirowitsch Putin (geb. 1952) lebte und arbeitete nahezu fünf Jahre in Dresden. Es müssen – glaubt man Zeitzeugen und den spärlichen Nachrichten aus der Familie – für ihn persönlich glückliche Jahre gewesen sein. In Dresden erlebte er allerdings auch aus der Ferne die Erosion des alten kommunistischen Systems der Sowjetunion und aus nächster Nähe den Zusammenbruch der DDR. Man darf davon ausgehen, dass sich ihm die dabei gewonnenen Erkenntnisse tief im Gedächtnis einprägten. Was Putin von August 1985 bis 1990 als Mitarbeiter des sowjetischen In- und Auslandsgeheimdienstes in der damaligen Bezirksstadt dienstlich erledigte, ist bis heute nicht einmal in Ansätzen bekannt. Denn im Gegensatz zum ehemaligen Ministerium für Staatssicherheit der DDR, welches am 31. März 1990 aufgelöst wurde und deren auf die Bundesrepublik Deutschland überkommene Akten – soweit noch vorhanden – der wis-

senschaftlichen Auswertung zugänglich sind, bleiben die russischen Quellen wie die fast jedes weltweit intakten Geheimdienstes einer Nachforschung verschlossen. Aufgaben des 1954 gegründeten Komitees für Staatssicherheit beim Ministerrat der UdSSR (KGB SSSR), seit 1978 KGB der UdSSR, wurden nach der Reorganisation am 3. Dezember 1991 u. a. vom FSB (Föderaler Sicherheitsdienst) und dem Auslandsnachrichtendienst SWR übernommen.

Die Adresse von Putins Dresdner Arbeitsplatz hieß Angelikastraße 4 in der Radeberger Vorstadt. In der grauen zweigeschossigen Villa bestand nur ein winziger Außenposten des weltumspannenden Geheimdienstnetzwerkes der Sowjetunion, dem 1991 etwa 480.000 Mitarbeiter angehört haben sollen. Sechs bis acht Agenten, für gewöhnlich fünf Jahre lang ins Ausland kommandiert, verrichteten hier u. a. unter Leitung des KGB-Oberst Lasar Matwejew (geb. 1927) ihren Dienst. Seinem alten Dresdner Chef Matwejew gratulierte Wladimir Putin 2017 in dessen Moskauer Wohnung zum 90. Geburtstag. Auf dem freigegebenen Foto dieses Besuchs fiel ein Kunstdruck ins Auge, der über dem Sofa des alten Herren hing: „Der Dresdner Altmarkt von der Schloßstraße“, gemalt 1752 von Bernardo Bellotto, genannt Canaletto (1722–1780).

Laut Putins US-Biograph Steven Lee Myers, der mit „Putin. Der neue Zar“ die bislang umfangreichste Darstellung des Präsidenten aus dem Blickwinkel eines Ausländers veröffentlichte, überwachte der KGB von der Angelikastraße 4 aus vier südlichen DDR-Bezirke Dresden, Leipzig, Karl-Marx-Stadt und Gera. Myers: „Major Putin und seine Kollegen beteiligten sich an Geheimdienstoperationen, Gegenspionage, Analysen.“ Außer Zweifel steht, dass auch die Anwerbung von Informanten zu diesem Programm zählte. In der von einem Garten mit Blumen und Bäumen umgebenen KGB-Villa hatte in den Jahren 1934 bis



1943 Generalmusikdirektor Karl Böhm (1894–1981), der Fritz Busch (1890–1951) am Pult der Sächsischen Staatskapelle ablöste, mit seiner Familie gewohnt. Hier wuchs auch der als Schauspieler und Entwicklungshelfer bekannte Sohn Karlheinz Böhm (1928–2014) auf. Heute beherbergt das Gebäude u. a. das Rudolf-Steiner-Haus Dresden der Anthroposophischen Gesellschaft und eine Naturheilpraxis. Die benachbarte, wesentlich größere Villa an der Ecke Angelikastraße/Charlottenstraße bewohnte zu Putins Zeiten der Kommandeur der 1. Gardepanzerarmee der Sowjetarmee im Range eines Garde-Generalleutnants.

Nach den Mitteilungen von Wladimir Usolzew (geb. 1947), der bis zu seiner Abkommandierung im Oktober 1987 mit Putin das Dienstzimmer teilte, verfügte die Angelikastraße 4 über eine besondere Annehmlichkeit. Die „Waffenbrüder“ des Ministeriums für Staatssicherheit bauten den „tschekistischen Genossen“ im Jahre 1985 im Keller eine Banja (russische Sauna) ein. Ex-KGB-Agent Usolzew hat sich mit dem Buch „Mein Kollege Putin. Als KGB-Agent in Dresden 1985–1990“ verewigt. Auf 184 Seiten zeichnet er ein sympathisches Bild des Porträtierten: Putin, der liebevolle Ehemann und treusorgende Vater, der Optimist mit der kritischen Sicht auf das damalige russische Rechtssystem, der Verfechter eines gut ausbalancierten Gleichgewichts der Weltmächte, welcher Hochachtung vor Deutschland und dem deutschen Fleiß hat, sich jedoch über die Tradition der DDR-Bürger wunderte, bei Besuchen die Schuhe vor der Wohnungstür auszuziehen. Sehr belesen, hatte er Freude an Satirikern wie Michail Saltykow-Schtschedrin (1826–1889) und Nikolai Gogol (1809–1852), dessen „Die toten Seelen“ er sogar mehrfach las, auswendig daraus zitierte. Gleichsam liebte Putin das Kino, genoss in der gerade wieder eröffneten Semperoper fasziniert klassische Musik. Er hörte, so Zeitzeuge Usolzew, gern Petra Zieger (geb. 1959) und Band, sang sogar die ersten zwei Strophen von Wolfgang Lipperts (geb. 1952) Schlager „Erna kommt“ nach, obwohl ihm kein Talent zum Singen in die Wiege gelegt war. Auffallend sei seine Sympathie für jüdische Mitbürger und von der tschekistischen Norm abweichendes Mitgefühl, ja Bewunderung für Dissidenten wie Andrej Dmitrijewitsch Sacharow (1921–1989) oder Alexander Issajewitsch Soltschenizyn (1918–2008). Putin sei durch und durch Zivilist gewesen. Die Schießübungen mit seiner Dienst-Pistole Marke Makarow langweilten ihn. Notgedrungen habe er den Posten des Parteisekretärs übernommen und war laut den Schilderungen des Ex-KGB-Mannes im Herzen eher ein Antikommunist und heimlich der getaufte, an Gott glaubende Mensch.

Der Autor charakterisiert Putin, den zweifachen Sportmeister, welchen er Wolodja nennt, als lustigen Burschen und guten Autofahrer, hebt zudem seine Reaktionsfähigkeit und Wendigkeit hervor. Usolzews besonderen Respekt errang Putin, weil der fünf Jahre jüngere Genosse über keine ein-



flussreichen Verwandten wie andere verfügte. Lediglich konnte er darauf verweisen, dass ein Onkel Koch im Kreml bei Wladimir Iljitsch Lenin (1870–1924) gewesen war. Er soll viel auf Deutsch gelesen und sofort im Wörterbuch nachgeschlagen haben, wenn ihm ein Wort unverständlich erschien. Allerdings hatte der Major Schwierigkeiten, den sächsischen Dialekt zu verstehen.

Nur marginal deutet Usolzew Putins Arbeit an: „Er suchte talentierte und von der Richtigkeit der sozialistischen Ideale überzeugte junge Menschen.“ Ein Auftrag führte beide bis ins tschechische Karlsbad (Karlovy Vary). Der Alltag in der Angelikastraße soll vor allem aus Schreibarbeiten an der „Optima“ mit russischen Buchstaben oder der Reiseschreibmaschine mit deutschen Buchstaben bestanden haben. Im Zimmer gab es auch zwei Telefone, aber nur eine Amtsleitung. Alle geheimen Papiere wurden in Metallschränken gelagert, die man zu Dienstschluss per Petschaft versiegelte.

Die Versetzung nach Dresden galt nicht unbedingt als Karrieresprung. Immerhin wurde die Arbeit in den sozialistischen Staaten seit 1. April 1984 für

Angelikastraße 4 in Dresden, Putins frühere Arbeitsstätte, Zustand heute
Foto: Eckhard Huth

Gruppenbild von Geheimdienst-, Polizei- und Militärangehörigen anlässlich des Besuchs im Museum der 1. Gardepanzerarmee in Dresden, Anfang 1989. Putin ist der Dritte von links.
© BStU





KGB-Agent Putin bei einem Empfang in der Bezirksverwaltung Dresden des Ministeriums für Staatssicherheit, undatiert © BStU

Botschafts-Mitarbeiter und Mitarbeiter der KGB-Vertretungen als Auslandseinsatz anerkannt. Damit verbunden war die monatliche Gratifikation in harter Währung. Mit diesen 100 Dollar konnte man im steuerfreien Diplomatengeschäft „Wersina“ in Berlin-Marzahn einkaufen.

Das einst rare Radeberger Bier allerdings besorgten sich die KGB-Leute damals direkt in einem Restaurant neben der Brauerei in Radeberg, indem sie sich vier Liter fassende Syphons füllen ließen. Durch den regelmäßigen Biergenuss hatte Putin mit einem Gewichtsproblem zu kämpfen. Irgendwann zeigte die Waage bei 1,70 Meter Körpergröße 85 Kilo, vertraute seine Frau einem Biographen an. Ganz schnell erreichte er aber wieder sein Idealgewicht. Russlands Präsident erzählte unlängst in einem Interview, dass ihm die deutsche Bundeskanzlerin gelegentlich einige Flaschen dieser Marke schenke. In der Gaststätte „Zum Thor“ an der Hauptstraße 35 – zu seiner Zeit hieß die Straße in

Der Wohnblock Radeberger Straße 101 in Dresden, in dem sich Putins ehemalige Wohnung befand, Zustand heute nach der Sanierung Foto: Eckhard Huth



Erinnerung an den 8. Mai 1945 noch Straße der Befreiung – gab es bis zur Schließung 2018 eine Putin-Gedenkecke, denn hier kehrte er in den letzten Jahren seines Dresdens-Einsatzes mehrfach ein.

Als im Herbst 1985 Ehefrau Ljudmila Alexandrowna (geb. 1958) mit der in Leningrad geborenen Tochter Marija Wladimirowna (geb. 1985) in Dresden eintraf, verfügte Familie Putin im sechsstöckigen DDR-Plattenbau Radeberger Straße 101 über eine etwa 63 Quadratmeter große Wohnung im dritten Stock. Im Haus wohnten vorwiegend Mitarbeiter der Staatssicherheit. Daran grenzte der etwas verwilderte Jägerpark mit Sportstätten und einem Munitionsdepot. Bis zum KGB-Objekt waren es nur fünf Minuten zu Fuß. Vom Dienstzimmer im ersten Stock konnte er sogar seine Sprösslinge – die zweite Tochter Katerina kam 1986 in Dresden zur Welt – auf dem Spielplatz des benachbarten Kindergartens sehen. Familienausflüge im Lada-Schiguli an Wochenenden führten in Dresdens Umgebung oder in ein Ferienhaus nahe Niesky. Laut Usolzew hatte die Bezirksverwaltung der Staatssicherheit bei Niesky ein Ferienlager mit einem halben Dutzend Bungalows. Einer war für die KGB-Mitarbeiter reserviert, die am Wochenende abwechselnd zur Entspannung dorthin fuhren. Unter der Kamenzer Jägerschaft kursiert, dass Putin hier zur Jagd gesichtet wurde.

Keine 500 Meter von der Angelikastraße 4 entfernt, befand sich im Gebäudekomplex Bautzner Straße 111-116 die Bezirksverwaltung des Ministeriums für Staatssicherheit. 1989 beschäftigte diese insgesamt 3.591 hauptamtliche und 13.564 Inoffizielle Mitarbeiter (IM). Zwischen der KGB-Dienststelle und der Stasi-Bezirksverwaltung bestanden dienstliche Kontakte, die jedoch durch Animositäten, Misstrauen und behördliche Reglementierungen eingeschränkt waren. Wie Ende 2018 mit einem Archivfund in der Außenstelle Dresden vom BStU – der Behörde des Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen – bekannt wurde, hatte der „befreundete Dienst“ am 31. Dezember 1985 dem in Leningrad geborenen Major Wladimir Putin einen Dienstausweis „Ministerrat der Deutschen Demokratischen Republik, Ministerium für Staatssicherheit, Bezirksverwaltung“ mit der Nummer „B 217590“ ausgestellt und bis Ende 1989 quartalsweise verlängert. Das außen schwarze Dokument im Scheckkartenformat unterschrieb der Inhaber persönlich in lateinischer Schrift. Die Ausgabe solcher Ausweise, welche Verbindungsoffiziere des sowjetischen Geheimdienstes KGB das Betreten der Diensträume des MfS ermöglichen sollten, beruhte auf einem Vertrag beider Geheimdienstchefs vom 29. März 1978. Es liegt nahe, dass dieser Ausweis als Legende genutzt werden konnte, wenn Putin Personen in der DDR kontaktieren wollte oder sich – z. B. bei einer Verkehrskontrolle – legitimieren musste. Zumindest konnte Putin damit auch regelmäßiger Gast in der Stasi-Kantine sein. Nicht allein seiner Unauffälligkeit ist es zuzuschreiben, dass er kaum Spuren hinterließ.

Die bei der Bezirksverwaltung Staatssicherheit lagernden Dokumente über die rege Zusammenar-

beit beider Dienste wurden vor der Erstürmung – so berichtet Usolzew – rechtzeitig an Putin übergeben und innerhalb weniger Stunden verbrannt. Der damalige SED-Bezirkschef und vortzuletzt DDR-Ministerpräsident Hans Modrow (geb. 1928) hat in dem Buch „Ich will meine Akte“ jüngst enthüllt, dass auch der SED-Parteisekretär der Stasi, Oberst Winfried Linke (geb. 1937), während der Besetzung der Bezirksverwaltung der Staatssicherheit an der Bautzner Straße am 5. Dezember 1989 durch aufgebrachte Demonstranten unter dem Pullover drei Akten in die KGB-Villa schmuggelte. Auf uns überkommen ist lediglich das Schreiben Putins an den Leiter der Bezirksverwaltung Staatssicherheit, Generalmajor Horst Böhm (1937–1990), vom 7. September 1989. Darin wird die Bitte geäußert, einem für den KGB tätigen früheren Angehörigen der Deutschen Volkspolizei, dem im März 1989 irrtümlich der Telefonanschluss abgeschaltet wurde, wieder zu diesem zu verhelfen.

Darüber hinaus blieben nur eine Geburtstagsliste sowjetischer Geheimdienstler, Glückwunschschriften und Mitteilungen zu Festveranstaltungen sowie Auszeichnungen von der „Aktenübergabe“ zur Vernichtung verschont:

- Ein maschinenschriftliches Blatt vom 22. Dezember 1988, welches Geburtstage des damaligen Dresdner KGB-Chefs Generalmajor Wladimir Alexandrowitsch Schirokow (geb. 1933), von Oberstleutnant Viktor Viktorowitsch Tschebelukow (geb. 1951), von Oberstleutnant Wladimir Wladimirowitsch Putin, Parteisekretär (geb. 1952), Major Wladimir Michailowitsch Solowjow (geb. 1954), Major Jewgeni Michailowitsch Schkolow (geb. 1955) und Major Wladimir Ignatjewitsch Bragin (geb. 1953) u. a. neben denen von Kollegen der sowjetischen Militärabwehr bei der 1. Gardepanzerarmee aufführt.
- Ausformulierte Geburtstagsglückwünsche Böhms an Putin von 1986, 1987, 1988.
- Eine Akte gibt Auskunft, dass Putin am 14. April 1986 Teilnehmer der Veranstaltung anlässlich des 100. Geburtstages von Ernst Thälmann in der Bezirksverwaltung für Staatssicherheit war.
- Mitteilung zur Auszeichnung Major Putins mit der „Ehrennadel der DSF [Deutsch-Sowjetische Freundschaft] in Gold“ beim „Ball der Waffenbrüderschaft“ in der Bezirksverwaltung anlässlich des 70. Jahrestages der Oktoberrevolution am 21. November 1987. Vom Verleihungsakt existiert auch ein Farbfoto.
- Von Armeegeneral Heinz Mielke (1907–2000) unterzeichneter Befehl Nr. K 114/88 vom 8. Februar 1988, nach welchem Major Putin aus Anlass des 38. Jahrestages der Bildung des Ministeriums für Staatssicherheit die „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee“ in Bronze erhielt.
- Das am 24. Januar 1989 von Böhm übersandte Gruppenfoto zur Erinnerung an den gemeinsamen Besuch des Museums der 1. Gardepanzerarmee (Putin steht links am Rand).

- Weiterhin existieren Fotos mit Putin, Böhm und anderen von einem Empfang unbekanntem Datums in der Bezirksverwaltung Staatssicherheit. Kein Biograf vergisst, jenes Geschehen zu erwähnen, das mit der Erstürmung der Bezirksverwaltung der Staatssicherheit zusammenhängt. Von einigen Tausend Demonstranten vor der bis dahin streng gesicherten DDR-Geheimdienstzentrale schockiert, hatte Stasi-Bezirkschef Generalmajor Horst Böhm die Nerven verloren, das Tor öffnen lassen. Während Menschenmassen die Diensträume durchwühlten und das beim Volk verhasste Objekt auf den Kopf stellten, versammelte sich nachts eine Gruppe euphorischer Demonstranten auch vor der Angelikastraße 4. Putin als ranghöchster anwesender Offizier erbat zum Gebäudeschutz Verstärkung vom sowjetischen Militärkommando in Dresden – Vergeblich! „Moskau schweigt“, war die einsilbige Antwort. Da muss es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen sein, dass von seinem dahinsiechenden, durch die Ereignisse paralysierten Staat keine Hilfe zu erwarten war. Und so trat er gegen Mitternacht allein in Uniform – ohne Mütze, ohne Waffe, ohne Befehle – vor das Tor, sagte langsam und besonnen: „Dieses Haus ist streng bewacht. Meine Soldaten sind bewaffnet, und ich habe ihnen einen Befehl gegeben: Wenn jemand das Gelände betritt, ist das Feuer zu eröffnen.“ Die Gruppe zerstreute sich. Stasi-General Horst Böhm beging am 21. Februar 1990 in seiner Wohnung Selbstmord mit Gas. Putins traten einige Zeit danach die Heimreise per Zug Richtung Moskau an. Die Wohnungseinrichtung – darunter eine 20 Jahre alte Waschmaschine, welche weitere fünf Jahre funktionierte – wurde per Frachtcontainer separat verschickt. Während der Fahrt soll ein Dieb Ljudmilla Putins Mantel samt darin befindlichen Rubel und Mark gestohlen haben.

Archivalien

BStU, Archiv der Zentralstelle, MfS HA KuSch, Nr. 186
 BStU, Archiv der Außenstelle Dresden, MfS BV Dresden 1. Stellvertreter d. Leiter, Nr. 3 Teil 1 von 2
 BStU, Archiv der Außenstelle Dresden, MfS BV Dresden Abt. II, Nr. 10448
 BStU, Archiv der Außenstelle Dresden, MfS BV Dresden AGK Nr. 10852
 BStU, Archiv der Außenstelle Dresden MfS BV Dresden BdL Nr. 6527 Teil 2 von 2
 BStU, Archiv der Außenstelle Dresden MfS BV Dresden Leiter der BV Nr. 10533
 BStU, Archiv der Außenstelle Dresden MfS BV Dresden ZPL Nr. 75
 BStU, Archiv der Außenstelle Dresden MfS BV Dresden ZPL Nr. 1120

Ministerpräsident Kurt Biedenkopf empfängt am 27. September 2001 den russischen Präsidenten Wladimir Putin im Dresdner Zwinger
 Foto: Jürgen Männel



Präsident Wladimir Putin und Sachsens Ministerpräsident Georg Milbradt nach der Einweihung des Dostojewski-Denkmals am Dresdner Kongresszentrum am 10. Oktober 2006

Foto: Dmitry Astakhov
The Kremlin Photo

Weiterführende Literatur

Robert Allertz: „Ich will meine Akte“. Wie westdeutsche Geheimdienste Ostdeutsche bespitzelten. Berlin 2018.

Hans-Joachim Frey/Jürgen Helfricht: Russland lieben lernen. Einblicke in eine Welt-Kulturnation. 2. Auflage Husum 2019.

Jürgen Helfricht: Der Dresdner SemperOpernball. Dresden 2014.

Steven Lee Myers: Putin. Der neue Zar. Seine Politik – sein Russland. Zürich 2016.

Wladimir Usolzew: Mein Kollege Putin. Als KGB-Agent in Dresden 1985–1990. Berlin 2014.

Rede Putins anlässlich der Verleihung des Sächsischen Dankordens auf dem Opernball in der Dresdner Semperoper am 30. Januar 2009
© Semper Opernball e.V.



Autor
Dr. Jürgen Helfricht
Radebeul

Seit Mai 2000 bekleidet Präsident Wladimir Putin mit einer Unterbrechung – von 2008 bis 2012 war er Ministerpräsident Russlands – das höchste Staatsamt des größten Flächenlandes der Erde. Offiziell hat er Dresden in dieser Zeit drei Mal als Staatsgast besucht:

Am 27. September 2001 traf er – begleitet von Ehefrau Ljudmila – zum Abschluss seiner dreitägigen Deutschland-Visite zu einem längeren Abstecher in der ihm vertrauten Stadt ein, sprach von der „Rückkehr nach Hause“ und lobte beim Empfang durch Sachsens Ministerpräsident Kurt Biedenkopf (geb. 1930) im Zwinger: „Hier hat sich vieles verändert, nur eins nicht, die herzliche Einstellung der Menschen.“ In diesem Zusammenhang kehrten drei seit 1945 verschollene und in Russland wieder aufgetauchte Gemälde in die Staatlichen Kunstsammlungen zurück: „Vorlesung in einer Moschee zu Kairo“ von Max Slevogt (1868–1932), „Ein Mädchen auf den Knien eines Mannes“ von Gerrit Lundens (1622–1683) und „Am Seestrand“ von Pieter Mulier dem Älteren (um 1615–1659). Mit Bundeskanzler Gerhard Schröder (geb. 1944) und dessen damaliger Gattin Doris (geb. 1963) besuchten Putins auch die Baustelle der Frauenkirche und unternahmen eine Dampferfahrt auf der Elbe.

Innerhalb eines zweitägigen Deutschlands-Besuches kam Russlands Präsident am 10. Oktober 2006 wiederum nach Dresden, wo er am 6. St. Petersburger Dialog teilnahm. Zwischen Sächsischem Landtag und Internationalem Congress Center (ICC) weihte Russlands erster Mann mit Bundeskanzlerin Angela Merkel (geb. 1954) und Sachsens Ministerpräsident Georg Milbradt (geb. 1945) das von Bildhauer Alexander Rukawischnikow (geb. 1950) geschaffene und vom Deutsch-



Kempinski so privat wie möglich über den Neumarkt und die Brühlsche Terrasse, trank beim Bäcker neben der Frauenkirche Kaffee.

Der dritte Besuch Putins folgte einer Einladung zum 4. SemperOpernball im Jahre 2009, welcher die alte Tradition der Dresdner Opernbälle zwischen 1925 bis 1939 fortsetzt und 2006 durch Impresario Prof. Hans-Joachim Frey (geb. 1965) und den von ihm geleiteten Verein neu etabliert wurde. Zwischen Show und Debütanten-Walzer verlieh Sachsens Ministerpräsident Stanislaw Tillich (geb. 1959) Wladimir Putin auf diesem Ball den „Sächsischen Dankorden des Semper Opernball e. V.“ für seine Verdienste um den sächsisch-russischen Kulturaustausch. Diesen an ein uraltes Schmuckstück aus dem Grünen Gewölbe angelehnten Orden hat man wegen der politischen Diskussion um den Verleihungsakt des Jahres 2009 fortan in „Dresdner St. Georgs Orden des SemperOpernballs“ umbenannt – man wollte nicht weiterhin den Eindruck erwecken, es handle sich um eine offizielle Staatsauszeichnung. Fremdenverkehrs-Experten gehen davon aus, dass Putins fünfjähriges Wirken in Dresden und die landesweit im russischen TV übertragene Ehrung vom 30. Januar 2009 zu einem verstärkten touristischen Interesse aus der Russischen Föderation an Dresden beiträgt.

Diese Abbildung kann aus rechtlichen Gründen nicht gezeigt werden

Kunstraub mit Folgen

Die Kriegsbeute der Sieger

Birgit Finger

Die Geschichte begann in Deutschland. Am 1. September 1939 überfiel die deutsche Wehrmacht ohne Kriegserklärung Polen – der Anfang des Zweiten Weltkrieges, in dem in sechs Jahren über 60 Millionen Menschen starben, zahlreiche Städte zerstört und tausende Kunstwerke geraubt oder vernichtet wurden.

Kunstraub als Mittel der Kriegsführung ist so alt wie das Führen von Kriegen selbst. Wer Kunst raubt, stiehlt nicht nur materielles Gut, sondern demütigt den Gegner und nimmt ihm seine kulturelle Identität. Die Haager Landkriegsordnung verbot 1907 das Entwenden und Zerstören von Kunst- und Kulturgütern erstmals international – doch bereits im Ersten Weltkrieg fand es dennoch statt. Im Zweiten Weltkrieg nahm der Kunstraub neue

Dimensionen an. Die Deutschen raubten und zerstörten in den von ihnen besetzten Gebieten unzählige Kunstwerke. Nach Kriegsende waren es die Siegermächte, die Kunst- und Kulturgüter in Deutschland beschlagnahmten.¹

Vernichtung der Kunst

Vor allem brutale Luftangriffe der Bomber auf polnische Städte machten deutlich, dass weder Zivilisten noch Denkmäler oder Kunstgüter von den Deutschen verschont bleiben sollten. In bewusster Symbolwirkung zerstörten sie bei der Belagerung Warschaws das polnische Königsschloss, sprengten nach dem Einmarsch dessen Ruinen und plünderten die Kunstschatze. Dieser Krieg war im Os-

Trophäenbrigade der Roten Armee im Lustgarten von Schloss Pillnitz, 1945

© Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Archiv

¹ Vgl. Dörthe Schimke: Kunst als Kriegsbeute. Eine kurze Geschichte des Kunstraubs in Kriegszeiten. In: Bombensicher! Kunstversteck Weesenstein 1945. Dresden 2018, S. 19-31.

- 2 Vgl. Irina Alter: Erbeutete Kunstschatze. Theorie und Praxis der sowjetischen Trophäenkommission. In: Bombensicher! (wie Anm. 1), S. 83-91.
- 3 Grigorij Kozlov: Die sowjetischen „Trophäenbrigaden“ – Systematik und Anarchie des Kunstraubes einer Siegermacht. In: Kulturgüter im Zweiten Weltkrieg. Verlagerung – Auffindung – Rückführung. Magdeburg 2007, S. 79-102, hier S. 82 f.
- 4 Vgl. André Thieme: Leonid Rabinowitsch und die Dresdner Kunstschatze. In: Bombensicher! (wie Anm. 1), S. 115-129.
- 5 Gilbert Lupfer/Christine Nagel: Die Staatlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft Dresden im Zweiten Weltkrieg. In: Pia Schönberger/Sabine Loitfeller (Hrsg.): Bergung von Kulturgut im Nationalsozialismus. Mythen – Hintergründe – Auswirkungen. Wien/Weimar/Köln 2016, S. 272-286, hier S. 277.
- 6 Vgl. Alexander Hänel: Die Auslagerung von Kunst und Kulturgütern in die Burgen und Schlösser Sachsens. In: Bombensicher! (wie Anm. 1), S. 33-43.

Das zerstörte Zaren Schloss Peterhof an der Küste des Finnischen Meerbusens
© bpk, Foto: Hanns Hubmann

ten ein bedingungsloser Vernichtungskrieg, der die systematische Vernichtung „slawischer“ Kultur umfasste. Bis heute sind unzählige damals entwendete Objekte verschollen.

Entsprechend besorgt zeigten sich die Nationalsozialisten wenige Tage vor dem Überfall auf Polen Ende August 1939 um die Kulturgüter und Kunstwerke der deutschen Museen. Auch in der Dresdner Gemäldegalerie wurden nach einem Erlass des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung Gemälde abgehängt und in den Kellern deponiert. Während des schnellen Vormarsches der Deutschen in der Sowjetunion 1941 registrierten die Verantwortlichen mit wachsendem Entsetzen die unersetzlichen Verluste an Kulturgütern – vom Schloss Peterhof bei Leningrad, das deutsche Truppen 1941 weitgehend zerstört und geplündert hatten, sowie die abgebrannte Nowgoroder Kirche Spas-Nereditza mit ihren hochmittelalterlichen Fresken und die Zaren Schlösser von Puschkin, Gattschina und Pawlowsk.

Auf der Jalta-Konferenz im Februar 1945 entstand für den Wunsch nach Kompensation der Alliierten eine rechtliche Grundlage. In den Protokollen der Konferenz erscheinen die Kunstschatze aber nicht separat. Aufgelistet werden die Industrieausrüstung, die Arbeitskräfte und die finanziellen Reserven Deutschlands. Außer den Museumsobjekten, die während des Krieges aus der Sowjetunion abtransportiert wurden und die bedingungslos zurückgeführt werden sollten, sah man vor, alle wertvollen Kunstgegenstände russischer Geschichte und Provenienz zurückzuerlangen. Darüber hinaus forderte man auch die Kunstschatze, die durch dynastischen oder diplomatischen Tausch nach Deutschland gekommen waren, zurück.²

Das im Mai 1942 eingerichtete sowjetische Kunstkomitee und die Sonderkommission für Kunstfragen gingen zunächst davon aus, für die erlittenen Verluste konkreten Ersatz zu wählen, was sich wegen der enormen Zerstörungen als nicht durchführbar erwies. Die in der Folge erstellten Äquivalenlisten mit Objekten aus deutschen Kunstsammlungen und Museen zielten schon bald direkt auf bedeutende

Kunstwerke. Die zur Beute ausersehenen Schätze wurden in ihrem Wert bestimmt und in der Summe als Gesamtentschädigung verstanden. Sie sollten die Sammlungen der betroffenen Museen in der Sowjetunion ergänzen und bereichern. Die sowjetische Liste umfasste 1944 schließlich 2.000 Kunstobjekte. Entsprechend einer geänderten Planung der Kulturbehörden sollte nach dem Krieg in Moskau ein neues Supermuseum der Weltkunst entstehen.³ Diese Absicht eines systematischen Beutezugs durch Deutschlands Schlösser, Museen und Sammlungen wurde allerdings von der willkürlichen Praxis der Plünderungen der Soldaten beim Einmarsch in Deutschland schnell überholt und in seinen Dimensionen weit übertroffen.⁴

Kunstverstecke

Bei den Luftangriffen auf Dresden am 13. und 14. Februar 1945 wurden fast alle historischen Bauwerke der Altstadt zerstört, darunter auch das Residenzschloss und der Zwinger, in denen vor dem Krieg die berühmten Kunstwerke ausgestellt waren. Doch anders als die Gebäude überstanden viele Kunstschatze die Zerstörung Dresdens relativ unbeschadet. Rechtzeitig waren sie aus der Stadt gebracht und auf Rittergütern, in Herrenhäusern, Schlössern, Burgen, Bergwerken und Eisenbahntunneln verborgen worden, wo sie zumindest vor den Bomben geschützt waren. In Sachsen gab es über 100 Verstecke, in denen Kunstgegenstände, Bücher, Akten, Möbel, wissenschaftliche Geräte, Musikinstrumente, historische Waffen und Rüstungen, Kostüme, Mineralien und Gesteine, Tierpräparate und Insekten sowie viele weitere Objekte aus den sächsischen Museen, Bibliotheken, Universitäten und Privatsammlungen, aber auch NS-Raubkunst während des Krieges untergebracht waren. Die Auslagerungen der Kunstwerke begannen schon in den ersten Tagen des Krieges. Als einer der ersten Bergungsorte wurde die Albrechtsburg Meißen ausgewählt. Das erste Dresdener Kunstwerk, das am 7. November 1939 die Albrechtsburg erreichte, war zugleich das berühmteste. In einer eigens angefertigten Kiste wurde die „Sixtinische Madonna“ auf einem Lastwagen nach Meißen transportiert.

Nach der vorläufigen Schließung öffneten die Dresdner Museen ab dem Jahreswechsel 1940/41 wieder mit den in den Ausstellungsräumen verbliebenen Kunstwerken. Während des Krieges sollte der Anschein der Normalität für die Menschen gewahrt bleiben, auch im Kunst- und Kulturbetrieb.⁵

Das änderte sich erst ab 1942, als die Luftangriffe auf deutsche Städte zunahmen und immer vernichtendere Folgen hatten. Ziel war eine auf unterschiedliche Bergungsorte verteilte Unterbringung der Sammlungsbestände, um eine vollständige Vernichtung bei einem Angriff auszuschließen. Die Suche nach geeigneten Auslagerungsräumen beschäftigte die Museumsmitarbeiter bis in die letzten Kriegstage.⁶

Eines dieser Depots war Schloss Weesenstein. Neben der Albrechtsburg und der Festung Königstein diente es als eines der Hauptbergungsorte Dresdner und an-

Diese Abbildung kann aus rechtlichen Gründen nicht gezeigt werden

derer Museen sowie privater Sammlungen. Hinter wuchtigen Burgmauern fanden unglaublich viele Kunstwerke ein (fast) bombensicheres Versteck, bis sie die Trophäenkommission der Roten Armee nach Kriegsende in die Sowjetunion abtransportieren ließen.

Der Stempel „GEHEIM“ prangt auf fast allen Unterlagen, die das Depot Weesenstein betreffen. Ab Juli 1942 überließ der Eigentümer des Schlosses, der Landesverein Sächsischer Heimatschutz, dem Land Sachsen auf Fotokopien kenntlich gemachte Räume zur Einlagerung von Kunst- und Kulturgut. In einem Nachtrag wird die Mietung des Gerichtssaales mit Vorraum vermerkt, der natürlich den wahren Grund verschweigt: die Auslagerung der Akten und Karteien des von Adolf Hitler geplanten „Führermuseum Linz“. Im Juni und Juli 1942 gelangten die ersten Gemälde Transporte der Dresdner Galerie nach Weesenstein. Die Gemälde wurden in den Knappensaal und 74 Pastelle in das Erkerzimmer gebracht. Im gleichen Sommer kam auch fast der gesamte Bestand des Kupferstich-Kabinetts in das Schloss. Die Museen für Tierkunde und Vorgeschichte sowie das Mineralogisch-Geologische Museum brachten ebenfalls zahlreiche Objekte in das Versteck im Müglitztal. Auch 60 Bände Inventare der Kunstkammer und des Grünen Gewölbes wurden bis Kriegsende in Weesenstein verwahrt. Noch 1945 gelangten 36 Kisten der Porzellansammlung aus Pulsnitz nach Weesenstein. Der in den letzten Kriegstagen durch einen Wasserschaden im Tiefkeller des Japanischen Palais stark beschädigte „Maya Codex“ der Landesbibliothek wurde mit anderen wertvollen Handschriften, wie dem Sachsenspiegel, im Ritter- und Jagdsaal des Schlosses getrocknet. Die ersten russischen Panzer rollten in der Nacht vom 8. auf den 9. Mai 1945 durch das Dorf. Das Schloss wurde einen Tag später von der Trophäenkommission der Sowjetischen Armee besetzt. Von hier aus fuhren Mitarbeiter der Kunstsammlungen mit Leutnant Leonid Rabinowitsch zum nahe gelegenen Cottaer Tunnel, um die wertvollen Bilder der Galerie, vor allem aber die „Sixtinische Madonna“ zu finden. Die meisten Kunstwerke wurden in das Sammellager im Schloss Pillnitz gebracht und von dort in die Sowjetunion transportiert. Ab dem 20. August 1945 gab die Trophäenkommission die in zahlreichen Orten Ost- und Westsachsens gelegenen Bergungsdepots frei. In Weesenstein fanden jedoch bis in die nächsten Jahre Rücktransporte statt. Ein Jahr später eröffnete im Schloss Pillnitz das Zentralmuseum in Sachsen mit den zurückgelassenen Beständen der Gemäldegalerie. Andere Museen wie das Grüne Gewölbe und das Historische Museum (heute wieder Rüstkammer) hörten vorübergehend ganz auf zu existieren, weil ihre Bestände fast komplett in die Sowjetunion abtransportiert worden waren.⁷

Die Rückgaben

Als am 5. März 1953 Josef Stalin starb, begann in der Sowjetunion eine neue politische und kulturelle Ära. Für die hier seit dem Kriegsende verborgenen deutschen Kunstgüter zeichnete sich eine unerwartete



- 7 Christine Nagel: Die Rückkehr der Bestände des Grünen Gewölbes und des Historischen Museums 1958 aus der Sowjetunion. In: Dresdner Kunstblätter 4/2018, S. 7–17, hier S. 7.
- 8 Vgl. Thieme (wie Anm. 4).
- 9 Vgl. Gilbert Lupfer: „Auferstehung einzigartiger Kunst durch edle Freundschaft“. Die Erzählung von der Rettung der Dresdner Gemälde. In: Kulturgüter im Zweiten Weltkrieg. Verlagerung – Auffindung – Rückführung. Magdeburg 2007, S. 267–285.
- 10 Vgl. Christiane Kaps: Rückkehr der Kunst 1955 und 1958. Erinnerungen von Zeitzeugen. In: Dresdner Hefte 87, 3/2006, S. 19–29.

Grundriss des Schlosses Weesenstein mit Einzeichnung der Bergungsorte für Kunstgut, 1942
© Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden

Diese Abbildung kann aus rechtlichen Gründen nicht gezeigt werden

**Rückkehr der Gemälde aus
Moskau am 27. April 1956 in die
Staatlichen Kunstsammlungen
Dresden**
© Staatliche Kunstsammlungen
Dresden, Gemäldegalerie Alte
Meister, Erich Höhne/Erich Pohl

- 11 Die Zahl nach Wolfgang Eichwede/Elena Zubkova: Zur Anatomie des Kunst- raubs. Die Kunst als Opfer deutscher und sowjetischer Politik im Zweiten Weltkrieg, siehe <http://www.kulturstiftung.de/ns-raub-in-der-sowjetunion/>. 2,6 Millionen Einzelobjekten sollen nach Kriegsende in die Sowjetunion verlagert worden sein.
- 12 Vgl. Lupfer (wie Anm. 9).
- 13 Vgl. Schimke (wie Anm. 1).
- 14 Vgl. Carina Merseburger/Claudia Maria Müller: Kriegsverluste der Dresdener Gemäldegalerie. Eine aktuelle Bestandsaufnahme. In: *Dresdner Kunstblätter* 4/2018, S. 27-37; Vgl. Anne Kuhlmann-Smirnov: Rückkehr mit Ausnahmen. Abtransport und Rückführung von Werken der Staatlichen Kunstsammlungen durch das sowjetische Kunstkomitee. In: *Ebd.*, S. 39-45.

Autorin

Dr. Birgit Finger
Staatliche Schlösser, Burgen
und Gärten Sachsen gGmbH
Schloss Weesenstein
Am Schlossberg 1,
01809 Müglitztal
birgit.finger@schloesserland-sachsen.de

Wende ab. Die Pläne für das Moskauer Supermuseum waren nicht verwirklicht worden. Am 10. Mai 1954 unterzeichnete die Sowjetunion die Genfer Konvention und erkannte im gleichen Jahr die Souveränität der DDR an. In der überraschenden Rückgabe bedeutender Teile der Beutekunst verdeutlichte Moskau die neue Stellung der DDR öffentlichkeitswirksam. Außerdem sollte sich nach dem in der DDR gescheiterten antisowjetischen Aufstand von 1953 die Akzeptanz des moskautreuen Regimes der deutschen Kommunisten bei der ostdeutschen Bevölkerung verbessern. Die Rückführung der Kunstgüter machte Augenhöhe und Gleichberechtigung zwischen Moskau und Berlin weis.⁸

Im März 1955 erklärte der sowjetische Ministerrat, die Dresdner Gemälde zurückzugeben. Nach Ausstellungen im Moskauer Puschkin-Museum und im Berliner Nationalmuseum wurden sie in die nun zügig fertig restaurierte Dresdner Gemäldegalerie überführt, darunter die „Sixtinische Madonna“.⁹ Der Film „Die Heimkehr der Madonna“ von dem Kameramann Ernst Hirsch aus dem Jahr 1981 dokumentierte später diese Ereignisse. Direkt aus Kiew gelangten weitere Kunstwerke zurück nach Dresden.

Die deutsch-sowjetische Inszenierung der Rückgabe erstreckte sich über mehrere Etappen und erregte internationales Aufsehen.¹⁰ 1958 kehrten große Teile der Sammlungsbestände des Grünen Gewölbes, der Porzellansammlung, des Mathematisch-Physikalischen Salons, des Münzkabinetts, der Skulpturensammlung und der Rüstkammer zurück nach Dresden. Insgesamt wurden fast 1,6 Millionen Kulturgüter in die DDR zurück gebracht – darunter auch zahlreiche, die im Schloss Weesenstein ausgelagert gewesen waren.¹¹

Der 1945/46 als Raub empfundene Abtransport der Kunst in die Sowjetunion wurde in eine schlüssige Erzählung eingebunden. Es ging dabei um die Rechtfertigung des Beutezuges am Ende des Krieges und eine nachvollziehbare Erklärung dafür, weshalb die Kunstgüter in die Sowjetunion gebracht und dort seitdem verborgen geblieben waren.¹² Die nun erschaffene, von sowjetischen und ostdeutschen Politikern beschworene Legende machte aus den Trophä-

en und der Beute „gerettete Kunst“: Eine wichtige Rolle spielte dabei der ehemalige Kunstleutnant Leonid Rabinowitsch mit seinen Memoiren, dem Roman „Sieben Tage“ und dem danach gedrehten Film „Fünf Tage, fünf Nächte“, einer zwar aufwendigen, aber rein propagandistischen Co-Produktion der DEFA und der sowjetischen Filmgesellschaft Mosfilm. Der populäre Film trug erheblich dazu bei, das offizielle Geschichtsbild von der Rettung der Dresdner Gemälde im kollektiven Gedächtnis der Zuschauer in der DDR und Sowjetunion zu verankern. Vor der geplanten Zerstörung durch die Faschisten gesichert, aus unhaltbaren konservatorischen Bedingungen gerettet und unter höchstem Aufwand durch Moskauer Spezialisten in mühevoller, langjähriger Arbeit restauriert – so sollten die Kunstwerke jetzt in die DDR zurückkehren.

Zusammenfassung

So alt wie der Raub von Kunst in Kriegszeiten sind auch die Bemühungen, die geraubten Schätze in Friedenszeiten wieder zu erlangen. Die außergewöhnliche Bedeutung der Beschlagnahmung von Kunst als immer wiederkehrendes Moment der Kriegsführung erklärt sich nicht allein durch den materiellen Wert der geraubten Objekte, sondern auch aus einer hohen geschichtlichen Bedeutung. Kunst wirkt für eine Gesellschaft identitätsstiftend. Auch deshalb ist, abgesehen von juristischen Konsequenzen, die lange Dauer der Emotionen verständlich, die sich mit dem Thema verbinden – im Falle des Zweiten Weltkrieges bis heute.¹³

Die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Nach den umfangreichen Rückgaben von 1956 und 1958 wurde diese von sowjetischer Seite als beendet erklärt. Von den Deutschen im Krieg entwendete russische oder ukrainische Kunstwerke hatte die DDR im Austausch nicht wieder geben können. 1957 hatten dazu Verhandlungen zwischen der Sowjetunion und der DDR stattgefunden. Und wie auch die genauen Umstände des plötzlichen Rücktransports der verborgenen Kulturgüter aus der Sowjetunion nicht vollständig geklärt sind, so herrschen heute noch viele Unklarheiten über die noch fehlenden Bestände. Vor kurzem überreichte jedoch der georgische Ministerpräsident Mamuka Bachtadse der Bundeskanzlerin Angela Merkel bei einem Staatsbesuch in Georgien überraschend ein bis dahin verschollenes Gemälde der Dresdner Gemäldegalerie Alte Meister: „Stilleben mit einem Hasen“ von Francesco Cittadini. Noch immer lagern zahlreiche Kunstwerke aus deutschen Museen in russischen und ukrainischen Museen und Depots.¹⁴ Einige Schritte geben dennoch Hoffnung auf Zusammenarbeit und Forschungsaustausch zwischen den beiden Ländern: Die Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden führt mit Moskauer Archiven ein gemeinsames Projekt zu Prinzessin Amalie von Sachsen, die unter dem Pseudonym Amalie Heiter ein umfangreiches, qualitätsvolles musikalisches Werk schuf, durch. Schloss Weesenstein widmet der zu Unrecht vergessenen Komponistin im nächsten Jahr eine Ausstellung.



Verlagerung, Verlust – und Versöhnung?

Dresdner Bibliotheksbestände zwischen Sachsen und Russland

Martin Munke

Unterzeichnung des Vertrages zwischen der Russischen Staatsbibliothek Moskau und der SLUB Dresden, November 2018
© International Cultural Forum

Im November 2018 unterzeichneten die Generaldirektoren der Russischen Staatsbibliothek Moskau und der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB), Vadim V. Duda und Achim Bonte, im Rahmen des International Cultural Forum in St. Petersburg einen wegweisenden Vertrag. Er sieht die Digitalisierung von 250, vor allem aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert stammenden Musikhandschriften des Dresdner Hofes vor, die in der damaligen Sächsischen Landesbibliothek (SLB) aufbewahrt und am 6./7. Mai 1946 in die Sowjetunion verbracht wurden. Diese sogenannten kriegsbedingt verlagerten Bestände werden damit als virtuelles Abbild allgemein zugänglich

– eine wichtige Geste, nachdem im April 1998 die russische Duma die im und nach dem Zweiten Weltkrieg beschlagnahmten Kulturgüter zum Staatseigentum erklärt hatte. Vorangegangen war dem jetzigen Vertragsabschluss ein mehrjähriger Austausch im Rahmen des deutsch-russischen Bibliotheksdialoges, der sich u. a. mit der Lokalisierung und Erschließung solcher Bestände befasst. Fast 75 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs bedeutet die Vereinbarung einen wichtigen Fortschritt im Bemühen, in den deutsch-russischen Beziehungen nach den Verwerfungen des 20. Jahrhunderts wieder zu einem vertieften wissenschaftlichen und kulturellen Austausch zu gelangen.¹

- 1 Vgl. Barbara Wierman: Von Dresden nach Moskau und zurück – kriegsbedingt verlagerte Werke aus der SLUB werden digitalisiert. In: SLUBlog, 18.11.2018, <https://blog.slub-dresden.de/beitrag/2018/11/18/von-dresden-nach-moskau-und-zurueck-kriegsbedingt-verlagerte-werke-aus-der-slub-werden-digitalisiert/> (zuletzt gesehen am 9.3.2019).
- 2 Vgl. Alexander Hänel: Die Auslagerung von Kunst- und Kulturgütern in die Burgen und Schlösser Sachsens. In: Birgit Finger/Alexander Hänel (Hrsg.): Bombensicher! Kunstversteck Weesenstein 1945. Dresden 2018, S. 33-44, hier S. 33.
- 3 Vgl. Frank Aurich: Kriegsverluste und Verlagerungen der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden. In: Uwe Hartmann (Hrsg.): Kulturgüter im Zweiten Weltkrieg. Verlagerung – Auffindung – Rückführung. Magdeburg 2007, S. 131-141, hier: 131-132.
- 4 Vgl. jetzt grundlegend Hendrik Thoß/Mario H. Müller (Hrsg.): Das Kriegsende in Sachsen 1945. Berlin 2018.
- 5 Vgl. Aurich 2007 (wie Anm. 3), S. 132-133 und die zeitgenössischen Aufzeichnungen des SLB-Direktors Hermann Neubert: Bericht über die Ereignisse in der Sächsischen Landesbibliothek bei den Fliegerangriffen in der Nacht vom 13./14. Februar und 2. März 1945 und über deren Folgen [25. April 1945]. In: SLUB-Kurier 19 (2005), H. 1, S. 8-10. Zur teilweisen Kompensation der Verluste erhielt die SLB umfangreiche Buchbestände aus den sogenannten Schlossbergungen nach der Bodenreform in der damaligen Sowjetischen Besatzungszone. Vgl. Jana Koucourek: „Offene Vermögensfragen“. Von der Suche nach sogenannten Schlossbergungsbeständen in der SLUB Dresden. In: Olivia Kaiser/Christina Köstner/Markus Stumpf (Hrsg.): Treuhänderische Übernahme und Verwahrung, international und interdisziplinär betrachtet. Göttingen 2018, S. 115-128, hier S. 119-123. DOI: 14220/9783737007832.115.
- 6 Vgl. die einschlägigen Bestände im Sächsischen Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10701 Staatskanzlei, Nr. 320/07 und 11401 Landesregierung Sachsen, Ministerium für Volksbildung, Nr. 2420.

Die Bearbeitung der 250 Musikhandschriften soll nur den Auftakt für weitere Projekte bilden. Aufgrund des Kriegsgeschehens wurden aus Dresden viel mehr Unterlagen verlagert – teilweise blieben sie erhalten, teilweise wurden sie zerstört, teilweise beschlagnahmt und abtransportiert. Und nicht nur Bibliotheksgut sollte vor den zunehmenden Luftangriffen geschützt werden. Weit bekannter ist die Auslagerung von Kunstgütern aus den reichen Dresdner Sammlungen – Gemälde, Plastiken, Möbel, Instrumente usw. Insgesamt gab es auf dem Gebiet des heutigen Freistaates über 100 Verstecke, in die diese Gegenstände verbracht wurden. Einerseits wurden dazu Keller, Tresore oder stillgelegte Bergwerkstollen verwendet. Andererseits waren es vor allem die zahlreichen Schlösser, Burgen und Herrenhäuser in ganz Sachsen, die man für solche Zwecke nutzte.²

Bereits ab Kriegsbeginn im August 1939 kam es zu ersten Auslagerungen, koordiniert durch das Sächsische Ministerium für Volksbildung. Ab Mai 1942 intensivierte man die entsprechenden Bemühungen. Dabei folgten die Akteure wie der Leiter des Porzellanmuseums und des Kunstgewerbemuseums Fritz Fichtner dem Prinzip einer verteilten Unterbringung von Beständen. So sollte vermieden werden, dass durch einen Angriff ganze Sammlungen auf einmal zerstört würden. Für die Landesbibliothek waren 18 Ausweichlager vorgesehen, drei weitere für Bestände aus der Bibliothek der Technischen Hochschule. Zwischen 1942 und 1945 wurde aus der SLB Bibliotheksgut in über 2.000 Behältnissen aus Dresden ausgelagert – z. B. in die Schlösser Gröditz, Naunhof, Pillnitz, Schönfeld, Seerhausen und Taubenheim, aber auch in Schulen in Grumbach und Struppen oder in die Amtsgerichte und Archive von Dippoldiswalde und Frauenstein. Dazu kamen Bankfilialen in Bautzen, Schirgiswalde und Zittau, bei denen die Geheimhaltung noch höher war.³

Der Großteil der verlagerten Bestände überstand die letzten Kriegsmomente in Sachsen mit dem Einmarsch US-amerikanischer und sowjetischer Truppen und den folgenden Kampfhandlungen⁴ zunächst weitgehend unbeschadet – anderes als viele der Unterlagen und Kunstgegenstände, die in Dresden zurückgeblieben waren. Allein die Landesbibliothek verlor aufgrund von Bombentreffern am Japanischen Palais am 13./14. Februar und 2. März 1945 etwa 200.000 Bücher, vier Bibliotheksmitarbeiter kamen beim ersten Angriff ums Leben, Teile der im Tiefkeller gelagerten Sondersammlungen wurden durch eingebrungenes Wasser teilweise irreparabel beschädigt. Auch das Hauptgebäude der TH-Bibliothek wurde am 13. Februar mit großen Verlusten von etwa 70 Prozent des Buchbestands zerstört.⁵ Auslagerungsorte, die eigentlich den Kunstsammlungen vorbehalten bleiben sollten, wurden nun kurzfristig für Bibliotheksgut mitgenutzt. Zum Kriegsende lagerten auf Schloss Weesenstein 110

Kisten mit Beständen aus der SLB, bei denen bisher nicht eindeutig festzustellen ist, wann sie dorthin gelangten, und die 1946 nach Russland verbracht wurden.⁶

Bereits in den letzten Kriegswochen begannen die sowjetischen Trophäenkommissionen ihre Arbeit. Systematisch suchten sie nach Kunstwerken, die als Kompensation für die von den deutschen Truppen in der Sowjetunion zerstörten oder abtransportierten Kunstgegenstände außer Landes gebracht werden konnten. Die Vorbereitungen dazu waren bereits seit der Kriegswende von 1943 erfolgt, indem Listen von in Frage kommenden deutschen Museumsgütern erstellt wurden. Schon 1942 waren zudem Kommissionen eingerichtet worden, die sich mit dem Schutz der erhaltenen und der Erfassung der zerstörten Kunstgüter befassten. Für Sachsen wurde Leonid Rabinowitsch zum bekanntesten Protagonisten der Kunstbeschlagnahmung – erst als Teil des Trophäendienstes der Roten Armee (der ursprünglich für die Weiternutzung von durch die Wehrmacht zurückgelassenen Ausrüstungsgegenständen zuständig war), ab 17. Mai 1945 für die Kunst-Trophäenbrigaden, die als Teil der „Staatlichen Sonderkommission zur Registrierung und Untersuchung von Gräueltaten und Zerstörungen durch deutsch-faschistischen Eindringlinge und ihre Komplizen“ direkt der Regierung (und nicht dem Militär) unterstellt waren. Auf Schloss Pillnitz richtete man ein zentrales Sammellager für die ausgewählten Kunstgegenstände ein. Die Beschlagnahmungen aus den verlagerten Bibliotheksbeständen wurden aus den Kommandanturen Bautzen, Meißen, Oschatz, Großenhain, Pillnitz und Dippoldiswalde am Güterbahnhof Radeberg zusammengetragen.⁷

Nach Kriegsende kam es nun vermehrt auch zu Plünderungen und Zerstörungen der bisher weitgehend intakt gebliebenen Sammlungen, deren Reste nur nach und nach an die heimischen Institutionen zurückkehren konnten: Transportmöglichkeiten waren kaum vorhanden, zudem war die SLB durch die starken Schäden am Japanischen Palais zunächst ohne festes Domizil. Die Musterungen durch die Trophäenkommissionen zogen sich in die Länge, aus manchen Ausweichlagern trafen die Bestände erst ab Frühjahr 1946 in Radeberg ein. Angesichts der Wohnungsnot durch die Kriegszerstörungen und die Ankunft der Vertriebenen aus dem Osten waren bei der Belegung von Räumen andere Fragen wichtiger, als sich um dort zwischengelagerte Bücher zu kümmern. So erhielt die SLB nur die Bestände aus den Ausweichlagern in Grumbach und Frauenstein vollständig bzw. weitgehend vollständig zurück. Das Lager in Taschendorf war als einziges durch Kriegseinwirkungen zerstört worden. Die an den anderen Orten lagernden Bücher und Sonderbestände wurden dagegen vollständig bzw. überwiegend beschlagnahmt. Das betraf insgesamt ebenfalls etwa 200.000 Titel – Drucke,



Handschriften, ca. 9.000 historische Karten – aus der Landesbibliothek und knapp 60.000 Bände aus der Bibliothek der Technischen Hochschule. Der Großteil war am 7. Mai 1946 in Richtung Sowjetunion abgegangen. Ein bei der Sowjetischen Militäradministration kurz zuvor erwirkter Befehl zur Rückgabe der Bücher blieb wirkungslos. Eine weitere Beschlagnahmung ausgewählter Handschriften – insgesamt 30 Stück – erfolgte zwischen Mai und September 1947. Zu den Verlusten zählen viele kulturhistorisch sehr bedeutende Bestände, z. B. mehr als 1.500 frühe Drucke (sogenannte Inkunabeln) und fast 1.000 Bände der Einbandsammlung aus der Werkstatt des Renaissance-Buchbinders Jakob Krause – jeweils etwa 80 Prozent des ursprünglichen Bestandes. Betroffen waren aber auch für die sächsische Beziehungsgeschichte der Frühen Neuzeit wichtige Sammlungen: 18.500 Bände zu den sächsisch-französischen Beziehungen vom 16. bis ins 19. Jahrhundert, über 10.000 Bände zu den sächsisch-italienischen Beziehungen vom 15. bis ins 19. Jahrhundert, eine Sammlung zur sächsisch-polnischen Geschichte vom 16. bis ins 18. Jahrhundert mit etwa 3.000 Bänden. Eingangs erwähnt wurden die beschlagnahmten Musikalien, insgesamt ca. 2.000 Musikhandschriften.⁸ Der überwiegende Teil dieser Bestände befindet sich wohl bis heute in russischen Einrichtungen bzw. Institutionen in anderen Nachfolgestaaten der Sowjetunion, wobei der Verbleib nicht durchweg geklärt ist. Ein Teil dagegen ist bereits vor langer Zeit nach Sachsen zurückgekehrt. Angesichts der politischen Entwicklungen im sogenannten Kalten Krieg hatte die Sowjetunion bereits in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre ca. 1,5 Millionen Kunstwerke an den verbündeten deutschen Staat, die DDR, zurückgegeben – darunter viele Dresdner Bestände.⁹ Auch die Landesbibliothek in ihrem Interimsquartier in der Marienallee, die als einzige der vormaligen Lan-

desbibliotheken auf dem Territorium der DDR diesen Namen behalten durfte, erhielt 5.697 der zehn Jahre zuvor verbrachten Handschriften zurück. Der erste konkrete Hinweis ging zum Jahreswechsel 1956/57 auf einer im Archiv der SLUB erhaltenen Ansichtskarte des Delegierten vom Staatssekretariat für Hochschulwesen Dr. Müller in Dresden ein. Am 15. Oktober 1957 überreichte Müller den Dresdner Bibliotheksmitarbeitern eine 527 Seite umfassende, zweibändige Aufstellung über die betroffenen Bestände. Im Dezember 1957 und Januar 1958 trafen die Bände dann zunächst in Berlin ein. Am 21./22. März 1958 wurden die Handschriften schließlich nach Dresden transportiert – u. a. 51 Bände der Kurfürstenbibliothek, 69 der Jakob-Krause-Sammlung und 67 Musikhandschriften.¹⁰ Ein für die Landesgeschichte besonders interessantes Stück darunter war, neben mehreren Ortschroniken, die Reiserolle des Kurfürsten August mit den Stationen seiner Reise von Mühlberg zum Kurfürstentag nach Regensburg 1575.¹¹

Bis zum Ende der DDR konnten keine weiteren Fortschritte in der Frage des Umgangs mit den verbrachten Beständen erzielt werden, ihr neuer Standort blieb vielfach unbekannt. 1986 konnte der Osnabrücker Germanist Klaus Garber während seiner Arbeit in Moskauer Bibliotheken zahlreiche aus Dresden stammende Stücke identifizieren. Nach 1990 schließlich wurden in begrenztem Umfang eigene Arbeitsbesuche möglich. Im März 2010 etwa recherchierte der damalige Leiter der Abteilung Sammlungen der SLUB, Frank Aurich, in der Moskauer Bibliothek für fremdsprachige Literatur und erfasste dabei über 3.000 Bücher aus verschiedenen Dresdner Sammlungen, nachdem im September 2009 ein weitergehender Informationsaustausch vereinbart worden war.¹²

Insgesamt sind so in den vergangenen Jahren in einer Politik der kleinen Schritte viele Fortschritte erzielt worden und ist ein intensivierter Austausch möglich, in dessen Verlauf die Verfügbarkeit der Bestände für die wissenschaftliche Nutzung erreicht werden soll – bei aller Emotionalität, die dem Thema teilweise noch immer innewohnt. Die SLUB bietet im Internet eine Datenbank an, die die eigenen Kriegsverluste verzeichnet.¹³ Die aus Dresden stammenden Inkunabeln sind im Katalog der Russischen Staatsbibliothek entsprechend verzeichnet, auch die Rudomino-Bibliothek für fremdsprachige Literatur hat Dresdner Provenienzen erfasst. 2006 wurde eine Bestandsliste von 380 Bänden der Jakob-Krause-Sammlung veröffentlicht.¹⁴ Die aktuell konkreter werdenden gemeinsamen Digitalisierungsvorhaben zeigen, dass der digitale Wandel auf dem Feld der internationalen Zusammenarbeit neue Möglichkeiten eröffnet. Er kann dazu beitragen, auch auf dem Gebiet der sächsisch-russischen Beziehungen ein neues Kapitel aufzuschlagen.

Willy Thamm, Restaurator der Landesbibliothek, im März 1958 inmitten der aus der Sowjetunion zurückgekehrten Handschriften. Reproduktion aus der „Sächsischen Zeitung“ vom 29. März 1958 © SLUB Dresden

- 7 Vgl. Irina Alter: Erbeutete Kunstschatze. Theorie und Praxis der sowjetischen Trophäenkommission. In: Bombensicher (wie Anm. 2), S. 83-91; ausführlich Grigorij Kozlov: Die sowjetischen „Trophäenbrigaden“. Systematik und Anarchie des Kunstraubes einer Siegermacht. In: Hartmann 2007 (wie Anm. 3), S. 79-104.
- 8 Vgl. Aurich 2007 (wie Anm. 3), S. 133-135.
- 9 Vgl. die entsprechenden Themenausgaben der Dresdner Hefte (Rückkehr der Kunst. Dresden 1956/1958 = 24 2006], H. 3/Nr. 87) – und der Dresdner Kunstblätter (Rückkehr 1958 = 62 [2018], H. 4).
- 10 Vgl. Frank Aurich: Ende eines Exils. Vor 50 Jahren erhielt die SLUB 5.697 Handschriften aus Moskau zurück. In: BIS - Das Magazin der Bibliotheken in Sachsen 1 (2008), H. 4, S. 244-247, hier: 246-247. URN: urn:nbn:de:bsz:14-ds-1228924199911-36977.
- 11 Mscr.Dresd.L.451. Vgl. <http://www.deutscheфотоthek.de/documents/obj/90011127>.
- 12 Vgl. Ina Haack: Beutekunst in Sicht. Interview mit Frank Aurich. In: BIS 3 (2010), H. 2, S. 114-115. URN: urn:nbn:de:bsz:14-qucosa-39157.
- 13 Vgl. <https://kriegsverluste.slub-dresden.de/nachweiskatalog> und <https://kriegsverlagerungen.slub-dresden.de>. Nicht alle dieser Kriegsverluste sind nach Russland verbracht worden, sondern nach den teilweisen Plünderungen der Ausweichlager in Privatbesitz bzw. bei der Rückführung in andere öffentliche Einrichtungen gelangt.
- 14 Vgl. Frank Aurich/Tatjana Dolgodrova: Les reliures de Jakob Krause. In: Bulletin du Bibliophile (2006), H. 1, S. 41-66.

Autor

Dr. Martin Munke
Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek
Dresden (SLUB)
01054 Dresden
martin.munke@slub-dresden.de



Der Sowjetische Pavillon auf der Alten Messe in Leipzig

Peter Leonhardt

Sowjetischer Pavillon auf dem Leipziger Messegelände, Zustand Frühjahr 1951
Foto: Stadtarchiv Leipzig

1 Hartmut Zwahr: Die erste deutsche Nachkriegsmesse 1946. Wiedererweckung oder Neubelebung? In: Hartmut Zwahr/Thomas Topfstedt/Günter Bentele (Hrsg.): Leipzigs Messen 1497–1997. Gestaltwandel – Umbrüche – Neubeginn., Teilband 2: 1914–1997. Köln/Weimar/Wien 1999, S. 583–627, hier S. 595.

Der sowjetische Pavillon ist neben der Betonhalle aus dem Jahre 1913 das bekannteste Bauwerk auf dem Gelände der Technischen Messe in Leipzig. Seine 60 Meter hohe, vergoldete und mit einem roten Stern bekrönte Spitze bildet einen weithin sichtbaren Blickpunkt und zeigt die besondere Stellung der Halle auf dem Ausstellungsgelände an.

Im Frühjahr 1950 nahm die Sowjetunion zum ersten Mal seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges mit einer eigenen Ausstellung an der Leipziger Messe teil. Schon im März 1946 hatte die Messe auf Befehl der Sowjetischen Militäradministration den Betrieb wieder aufgenommen, wobei zunächst das „Reparations- und Versorgungsinteresse“¹ der sowjetischen Besatzungsmacht im Vordergrund stand.

Die seit 1918 veranstaltete Technische Messe fand seit dem Frühjahr 1920 in den Hallen der Interna-

tionalen Baufach-Ausstellung Leipzig 1913 (IBA) am Völkerschlachtdenkmal statt. Als sich ein wirtschaftlicher Erfolg einstellte, begann die Messe- und Ausstellungs-AG, die provisorischen Hallen der IBA durch Neubauten zu ersetzen. In zwei Bauabschnitten entstanden auf dem Gelände zwischen 1923 und 1929 und in den Jahren 1937/38 elf größere und einige kleinere Hallen mit einem breiten Spektrum architektonischer Lösungen.² Während des Zweiten Weltkrieges hatten die Ausstellungshallen der Rüstungsproduktion gedient. Nach Kriegsbeschädigungen sind sie bis 1950 schrittweise wiederaufgebaut worden. Der endgültige Ausbau des Geländes war für den Zeitraum des ersten Fünfjahresplanes 1951 bis 1955 auf der Grundlage der Ergebnisse eines im Mai 1950 ausgeschriebenem gesamtdeutschen städtebaulichen Wettbewerbs vorgesehen.³ Zunächst verfolgte die Sowjetunion das Ziel, eine eigene Ausstellungshal-

le auf dem Gelände zu errichten. Für die erste Meseteilnahme sollte deshalb die 1923/24 für den Verein Deutscher Werkzeugmaschinen-Fabrikanten errichtete Messehalle 12 nur provisorisch hergerichtet werden.

Letztere galt bei ihrer Eröffnung zur Frühjahrsmesse 1925 als größter Hallenbau Deutschlands und symbolisierte den wirtschaftlichen Erfolg der erst wenige Jahre zuvor neu gegründeten Technischen Messe. ⁴ Im Unterschied zu den übrigen Ausstellungsbauten auf dem Gelände hatte sie im Zweiten Weltkrieg kaum Beschädigungen erlitten. Der Entwurf stammte von Carl Krämer und dem Baubüro der Leipziger Messe- und Ausstellungs-AG. Die Konstruktion der basilikal gestuften Halle besteht in den drei gleich breiten mittleren Schiffen aus Stahl und zweigeschossigen äußeren Anbauten aus Stahlbeton. Diese Raumform war im Industriebau weit verbreitet; außergewöhnlich waren ihre Dimensionen. ⁵ Für das Eingangsbauwerk mit den Repräsentationsräumen des Vereins Deutscher Werkzeugmaschinenfabrikanten und den Büros der Messe- und Ausstellungs-AG hatte die Messeleitung den Architekten der benachbarten Deutschen Bücherei, Oskar Pusch, beauftragt. Sein Entwurf folgte einer bereits vor dem Ersten Weltkrieg einsetzenden Tendenz zur monumentalen Selbstdarstellung deutscher Industrieunternehmen.

Für ihre neue Funktion als sichtbares Zeugnis der siegreichen Sowjetmacht und ihrer Leistungsfähigkeit auf wirtschaftlichem und künstlerischem Gebiet erhielt dieses Eingangsbauwerk für die Dauer einer Messe eine neue Gestalt. ⁶ Die Arbeiten begannen unter hohem Zeitdruck im Januar 1950. Auftraggeber und Bauherr war die „Allrussische Handelskammer, vertreten durch das Leipziger Messeamt“. Von dort kamen die künstlerischen Entwürfe, die von den bauleitenden Leipziger Architekten Paul Grafe und Rudolf Hager zu ausführungsfähigen Plänen weiterentwickelt wurden. Leipziger Firmen führten auch die Arbeiten aus. ⁷ In den drei mittleren Hallenschiffen wurde die natürliche Belichtung aufgegeben und die gesamte Stahlkonstruktion der Stützen und Dachbinder hinter abgehängten Decken- und Wandverkleidungen aus Wabenwellpappe verhüllt. Ebenso auffällig waren die Veränderungen der Hauptfassade. Die acht mittleren, paarweise zusammengefassten Pfeiler und der Schriftzug „СССР“, der fast die gesamte Gebäudehöhe einnahm, betonten den Eingang. Flaggen der 16 Sowjetrepubliken säumten die Dachkante, an der sich ein Spruchband mit Stalins Grußtelegramm zur Gründung der DDR: „Es lebe und gedeihe das einheitliche, unabhängige, demokratische, friedliebende Deutschland“ über die gesamte Gebäudelänge erstreckte. Der im Krieg beschädigte Saalufbau über der Mitte erhielt eine Turmspitze aus Stahlfachwerk mit bekrönendem roten Stern. Das ikonographische Programm mit dem Allunionswappen, den Wappen der Sowjetrepubliken, der Länderbezeichnung sowie der Stalinnote und dem roten Stern ist bei den



Umbauten in den folgenden Jahren stets beibehalten und nur noch formal verändert worden. Auffällig ist das Fehlen skulpturalen Schmucks.

Abweichend vom Konzept der Leipziger Messe präsentierte die Sowjetunion ihre Erzeugnisse nicht nach Branchen aufgeteilt, sondern in einer nationalen Gesamtschau. Land- und Werkzeugmaschinen bestimmten das Bild. Die Wandflächen waren mit Fotos und Gemäldereproduktionen de-

oben: Technische Messe Leipzig, Messehalle 9 (später 12), 1925
Foto: Stadtarchiv Leipzig

Mitte: Messehalle 12 nach dem ersten Umbau zum Sowjetischen Pavillon, Blick in die Ausstellungshalle, Zustand 1950
Foto: Staatsarchiv Leipzig



Sowjetischer Pavillon, Zustand Frühjahr 1950
Foto: Staatsarchiv Leipzig

Sowjetischer Pavillon, Ansicht bei Nacht, Zustand Frühjahr 1951
Foto: Staatsarchiv Leipzig



Sowjetischer Pavillon, Zustand Herbst 1952
Foto: Stadtgeschichtliches Museum Leipzig



koriert, die den sozialistischen Aufbau und das Zusammenleben der verschiedenen Völker der Sowjetunion illustrierten. Nach Abschluss der Messe musste die gesamte Dekoration an der Fassade und in der Halle abgebrochen werden. Zur Frühjahrsmesse 1951 wurde die Hallendecke dann in unveränderter Ausführung wieder eingebaut, die Fassade allerdings nach einem modifizierten Entwurf neugestaltet.⁸ Wie schon im Jahr zuvor waren die Arkaden bis auf die fünf Eingangsöffnungen in der Mitte geschlossen. Die Front trug die Länderbezeichnung – jetzt in kyrillischen und lateinischen Buchstaben. Ein breiter Bogen mit den Wappen der Sowjetrepubliken rahmte das erwähnte Stalinmotto.

Im Laufe des Jahres 1951 gab die Allunions-Handelskammer den Plan eines eigenständigen Hallenneubaus, der noch ein Jahr zuvor im Wettbewerb gefordert worden war, auf. Stattdessen begannen im Oktober die Arbeiten für einen grundlegenden Umbau der Halle 12 noch „ehe das Projekt in seinem Gesamtumfang und seinen Einzelheiten feststand“, wie der neue leitende Architekt Anfang März 1952 der Bauaufsicht mitteilte.⁹ Laufende Änderungen hätten es unmöglich gemacht, abgeschlossene Pläne einzureichen, weshalb man vorerst nur um eine „grundsätzliche Genehmigung“ bat. Da nach einem Regierungsbeschluss der DDR vom Dezember 1951 die Leipziger Messe zunächst nur noch im Herbst stattfinden sollte, musste der Umbau bis zur Herbstmesse 1952 fertiggestellt werden.

Das markante Eingangsbauwerk ließ man mit einer aufwendig dekorierten Fassade in den historisierenden Bauformen der Sowjetarchitektur der 1930er Jahre versehen. Typologische Vorbilder lieferten die Bauten der 1939 eröffneten Allunions-Landwirtschaftsausstellung in Moskau, die zur selben Zeit erweitert und in ihrem repräsentativen Charakter gesteigert wurde.¹⁰

Die zeitgenössische Baubeschreibung erläutert den Umfang des Umbaus: „Die an der Vorderseite und den Stirnseiten des Kopfbauwerks umlaufende Pfeilerstellung wird durch Anlegen von Zwischenmauerwerk paarweise zu größeren Pfeilern zusammengefasst. Die 2 mittleren Pfeiler der Hauptfront werden herausgebrochen und durch ein großes bogenförmiges Portalmotiv ersetzt, das in Stahlkonstruktion mit farbigem und geätztem Glas und mit Bronzeblech belegten Eingangstüren ausgestattet wird. Beiderseits dieses Portals werden je 2 obeliskartige Pfeiler vorgezogen und mit den 16 Emblemen der Sozialistischen Sowjetrepubliken in Halbr relief geschmückt. Sämtliche Pfeiler, das Portal und die Abschlußgesimse der Hauptfront und der Seitenfronten werden in weißer Meißner Keramik verkleidet. Über der Mitte des Kopfbauwerks erhebt sich in zwei Stufen ein Turmunterbau, der ebenfalls in weißer Keramik verkleidet ist und an der Mittelfront das große Allunions-Wappen als Relief trägt. Beide Stufen laufen nach oben in zinnenförmiger Bekrönung in Keramik aus. Über der obersten Stufe beginnt die pyramidenförmig zu-

laufende Turmspitze. Sie besteht aus Stahlkonstruktion, ist mit Goldmosaik auf Monierunterlage belegt und läuft in einer goldenen Kugel mit Stern aus rotem Glas aus, der von innen beleuchtet ist.“¹¹ Die neue Fassade des sowjetischen Ausstellungsbaus aus dauerhaftem keramischen Material und dem auf 60 Meter Höhe gesteigerten Turm mit vergoldetem Schaft verlieh dem Sowjetischen Pavillon eine herausgehobene Stellung im Ensemble der übrigen Hallen auf der Technischen Messe. Entwurf und Ausführung erfolgten „nach sowjetischen Vorgaben“ durch das staatliche Planungsbüro VEB (Z) Projektierung Sachsen. Projektierung und Oberbauleitung lagen in den Händen von Walter Lucas. Der hatte sich in der Zeit des Nationalsozialismus als Architekt im Siedlungsbau und als Publizist für die NS-Architektur hervorgetan. Nach dem Umbau des Sowjetischen Pavillons war er endgültig entnazifiziert und begann eine zweite Karriere in der DDR. Seine Biographie steht beispielhaft für Kontinuitäten zwischen Weimarer Republik, Nationalsozialismus und DDR.¹² Lucas stammte aus einfachen Verhältnissen, wurde früh gefördert und verließ im Jahre 1928 die Technische Hochschule in Dresden als Bester der Hochbauabteilung seines Jahrgangs. Im gleichen Jahr trat er in die NSDAP ein. Seiner Parteimitgliedschaft verdankte er umfangreiche Aufträge während der NS-Diktatur, darunter das HJ-Heim am Rosental in Leipzig, das größte seiner Art in Sachsen. Vom Kriegsdienst freigestellt, organisierte er noch im April 1945 einen primitiven Barrikadenbau gegen die einmarschierenden Amerikaner. Gleichzeitig betätigte er sich in allerlei Ehrenämtern und stellte sein schriftstellerisches Talent in den Dienst des Systems. Im Sommer 1945 wurde er festgenommen und knapp fünf Jahre lang in Bautzen interniert. Hier wechselte er die Fronten, leitete nach eigenem Bekunden die Baugruppe des Lagers und die kulturelle Betreuung der Lagerinsassen. Im Sommer 1950 bewarb er sich erfolgreich um eine Anstellung in einem volkseigenen Planungsbüro – „in der Erkenntnis, daß das Schwergewicht aller Aufbauaktivität der DDR bei der volkseigenen Wirtschaft“ liege.¹³ Schon zwei Jahre später war er für den gesamten Wohnungsbau im Bezirk Leipzig mit mehr als 100 Projekten an 96 Standorten verantwortlich. Der Umbau der Messehalle 12 zum Sowjetischen Pavillon gelang Lucas binnen weniger Monate bis zur Herbstmesse 1952 termingemäß und zur Zufriedenheit der russischen Auftraggeber. Danach standen ihm alle Türen offen. Das Aufbauministerium gewährte eine großzügige Prämie, Ministerpräsident Otto Grotewohl ein Sondergehalt. Der Präsident der Bauakademie Kurt Liebknecht lud ihn ein, an der Planung für den Wiederaufbau der Deutschen Staatsoper mitzuwirken. Anfang Dezember 1954 trat Lucas auf Wunsch Walter Ulbrichts das Amt als erster Stadtarchitekt von Leipzig an. Trotz seiner nationalsozialistischen Vergangenheit war Lucas ein idealer Kandidat: eloquent, anpassungsbereit, organisationserfahren und – wie er von sich



Sowjetischer Pavillon, Glasdecke im Foyer, 1952

Foto: Staatsarchiv Leipzig

selbst meinte – „befähigt, anzuleiten, zu begeistern, mitzureißen“.¹⁴

Durch das hohe Portal des Dresdner Kunstschmieds Alfred Schmidt¹⁵ an der Straße des 18. Oktober gelangten die Besucher zunächst in das neu dekorierte Foyer. Bei seiner „durchgreifenden architektonischen Umgestaltung“ hatten die schlanken Pfeiler der 1920er Jahre, um sie kräftiger wirken zu lassen, eine Ummantelung erhalten. Die transparenten Stahlgeländer der Galerie waren in eine massive Brüstung verwandelt worden, und die bemalten Kassetten mit der expressiven Farbigkeit verbarg jetzt eine „aus 3 Feldern bestehende Glasdecke in geschliffenen und runden Gläsern“, die die Wappen der Sowjetrepubliken trug.¹⁶ An der Galerie waren nach zeitgenössischen Beschreibungen große Fotos der Stadt Moskau zu sehen.¹⁷

Vom Foyer führte der Weg in eine Ruhmeshalle von geradezu sakraler Wirkung. Für Ihre Errichtung war ein Viertel der Ausstellungshalle von 1923/24 abgebrochen worden. Den Mittelpunkt bildete eine Rotunde mit Umgang aus Stahlbetonsäulen mit Kunstmarmorverkleidung, die eine Glaskuppel überwölbte. Hier war zunächst eine Figurengruppe mit Lenin und Stalin aufgestellt worden, ehe im Dezember 1952 ein monumentales Stalindenkmäl deren Platz einnahm. Neben dem Kuppelbau lagen auf beiden Seiten breite, um ein

2 Vgl. Anette Hellmuth: Die Planungs- und Baugeschichte der Alten Technischen Messe Leipzig 1913–1993. Leipzig 1997, S. 154–262; Dies.: Achsenkreuz und Hallenbau. Die Entwicklung des Geländes der Alten Technischen Messe in Leipzig (1913–1938). In: Zwahr/Topfstedt/Bentele 1999 (wie Anm. 1), S. 537–552; Peter Leonhardt: Bauten und Projekte für die „Reichsmessestadt“ Leipzig. In: Zwahr/Topfstedt/Bentele 1999 (wie Anm. 1), S. 563–579; Ders.: Moderne in Leipzig. Architektur und Städtebau 1918–1933. Leipzig 2007, S. 74–97; Ders.: Totalitär. Leipzig 1933–1945. Architektur und Städtebau im Nationalsozialismus. Leipzig 2008, S. 68–71, Kulturstiftung Leipzig (Hrsg.): Hundert Jahre Alte Messe. Leipzig 2013.

3 Vgl. Hellmuth 1997 (wie Anm. 2), S. 336–343.

4 Vgl. Fritz Eiselen: Neubauten der Leipziger Messe. In: Deutsche Bauzeitung 59 (1925), S. 121.

5 Die Halle ist fast 200 Meter lang, knapp 60 Meter breit und besitzt eine Grundfläche von 16.700 Quadratmetern.

Sowjetischer Pavillon, Ruhmeshalle mit Stalindenkmäl, 1952

Foto: Staatsarchiv Leipzig



Sowjetischer Pavillon, Mosaik auf der Nordseite, Roter Platz mit Leninmausoleum in Moskau, 2016
Foto: Fokus GmbH Leipzig



- 6 Zum Sowjetischen Pavillon vgl. Hellmuth 1997 (wie Anm. 2), S. 358-365; Thomas Topfstedt: Architektur der Verheißung. Der Ausstellungspavillon der UdSSR auf der Leipziger Technischen Messe. In: Zwahr/Topfstedt/Bentele 1999 (wie Anm. 1), S. 643-654. Beiden Autoren standen wichtige Quellen wie die Fotografien aus dem Bestand des Leipziger Messeamtes, die sich heute im Staatsarchiv Leipzig befinden, und die Akten des Amtes für Bauordnung und Denkmalpflege der Stadt Leipzig noch nicht zur Verfügung.
- 7 Archiv des Amtes für Bauordnung und Denkmalpflege der Stadt Leipzig (Archiv ABD Leipzig), Straße des 18. Oktober 42, (Bauakte Halle 12), Bd. VII, Bl. 15f., Schreiben des Architekten Paul Grafe an das Bauaufsichtsammt vom 3. Februar 1950.
- 8 Vgl. Archiv ABD Leipzig, Straße des 18. Oktober 42, (Bauakte Halle 12), Bd. VII, Bl. 74. Die ersten beiden Veränderungszustände an der Fassade sind nur fotografisch belegt.
- 9 Archiv ABD Leipzig, Straße des 18. Oktober 42, (Bauakte Halle 12), Bd. VII, Bl. 81.
- 10 Vgl. Topfstedt 1999 (wie Anm. 6), S. 649 f.
- 11 Archiv ABD Leipzig, Straße des 18. Oktober 42, (Bauakte Halle 12), Bd. VII, Bl. 82.
- 12 Vgl. Peter Leonhardt: „... ein gediegener Mann von solidem Können“. Über den umstrittenen Architekten Walter Lucas (1902–1968). In: Leipziger Blätter, Heft 56, 2010, S. 16-19.
- 13 Stadtarchiv Leipzig, Nachlass Walter Lucas, eigenhändiger Lebenslauf vom 15. September 1950.
- 14 Stadtarchiv Leipzig, Nachlass Walter Lucas, Schreiben von Walter Lucas an Oberbürgermeister Walter Kresse (August 1964).

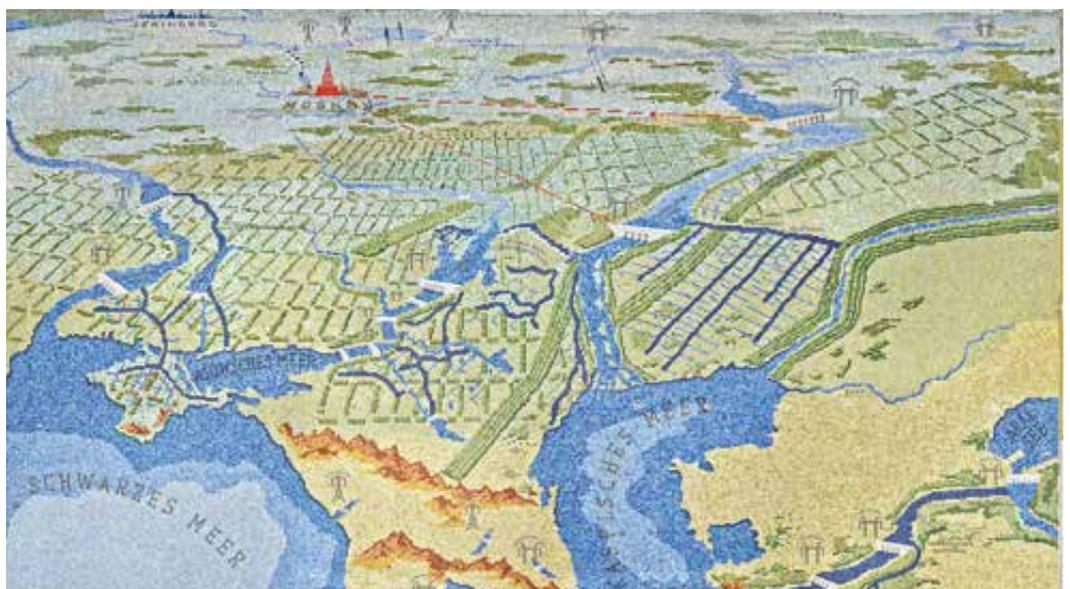
halbes Geschoss versetzte Durchgänge zur Ausstellungshalle. Die Wandflächen über den Arkaden des Umgangs schmückten Leinwandgemälde, die die Industrialisierung, den Bergbau, die kollektivierte Landwirtschaft, und die Völkerfreundschaft verherrlichten.¹⁸ Als Entsprechung zur Rotunde waren die Wände der Durchgänge zum Ausstellungsbe- reich leicht gekrümmt und trugen zwei Mosaik- e. Sie zeigten auf der nördlichen Seite den Roten Platz mit dem Leninmausoleum in Moskau und gegenüber eine Karte mit wichtigen Bauprojekten des Sowjet- staates. Landkarten und Stadtansichten gehörten seit der Renaissance zum Motivbereich der Herr- schaftrepräsentation.

Auch die Ausstellungshalle wurde umfassend neu- gestaltet. Die drei Hauptschiffe erhielten Glasde- cken mit mattierten Scheiben und einer Belichtung durch Neonröhren wie die Glaskuppel in der Ruh- meshalle. Zuvor mussten die Dachbinder verstärkt und die Stahlstützen zur Aufnahme der zusätzli- chen Lasten mit Beton ummantelt werden. Verklei-

dungen aus getriebenem Blech verdeckten in den die Kranbahnen. Die Wände zu den äußeren Schif- fen wurden bis auf schmale Durchgänge geschlos- sen. Damit war die Hallenkonstruktion dauerhaft hinter einer neuen Innenarchitektur verborgen. In der traditionellen Hierarchie der Bauaufgaben hatte sich die Architektur vom Fabrikbau zum Monu- mentalbau gewandelt. Die langen Außenfronten der Ausstellungshalle blieben dagegen nahezu unver- ändert und erhielten lediglich einen Attikaufsatz.

Die Eröffnung des Pavillons, seine pompöse Archi- tektur, die Ausstellungsobjekte und der Besucher- andrang wurden von der staatlich diktierten Presse groß gefeiert.¹⁹ Wegen der begrenzten Öff- nungszeiten von nur wenigen Wochen im Jahr blieb die Wirksamkeit des Pavillons für die politische In- doktrinierung dennoch beschränkt.

Während die verschiedenen Etappen des Umbaus gut dokumentiert sind, schweigen die Quellen bis- lang über die schrittweise Entstalinisierung. Zuerst wurde das Stalindenkmal beseitigt. Über seinen



Sowjetischer Pavillon, Mosaik auf der Südseite, Große Bauprojekte des Sowjetstaates, 2016
Foto: Fokus GmbH Leipzig

Verbleib ist nichts bekannt.²⁰ Seinen Platz nahmen zeitweilig Nachbildungen sowjetischer Weltraumsatelliten ein. Im Winter 1977/78 ließ die Sowjetunion die inzwischen aus der Zeit gefallene Halle nach einem Projekt der Bauakademie der DDR modernisieren. Die reich dekorierte Verkleidung der Fassade wurde abgebrochen und durch eine neue, wiederum mit keramischen Verblendziegeln, aber deutlich reduzierter Formgebung ersetzt. Das Portal wurde verschrottet und seine große Öffnung mit dem Schriftzug „UdSSR“ in einer zeitgemäßen Schrifttype über dem niedrigen Eingang versehen. Wie beim ersten Umbau waren die schlanken Stützen der 1920er Jahre immer paarweise zu massigen Pfeilern verschmolzen worden. Die Planung lag in den Händen des Muster- und Experimentalbüros der Bauakademie der DDR. Im Inneren wurde das Vestibül als eigenständiger Raum aufgegeben und mit einer abgehängten Decke über dem Erdgeschoss versehen. Gleichzeitig wurde auch der Kuppelraum abgebrochen. Lampen und Deckenstück der ersten Ausstattung sowie schmale Streifen der großen Leinwandgemälde, die man einfach horizontal durchtrennte, blieben unter einer abgehängten Decke erhalten. Die beiden Mosaiken verschwanden hinter großformatigen Fotografien mit Industriemotiven. Um jede Erinnerung an den Rundraum zu tilgen, verwandelte man auch die kannelierten Säulen in schlichte Rundpfeiler. In Jahre 1981 kam ein in der UdSSR geschaffenes Lenindenkmal auf der Terrasse vor dem Eingang zur Aufstellung. Es befindet sich nach mehreren Eigentümerwechseln heute im DDR-Museum in Burg (Spreewald).²¹

Schon 1986 wurden die meisten der Ausstellungshallen auf dem Messegelände als „Denkmale der Produktions- und Verkehrsgeschichte“ unter Schutz gestellt. Trotz schwerer Kriegsschäden von größeren Umbauten verschont, besaßen die Hallen der 1920er und 1930er Jahre noch die charakteristische Form ihrer Entstehungszeit, der Sowjetische Pavillon stand in dieser veränderten Gestalt unter Schutz. Mit der Eröffnung der Neuen Messe im Jahre 1996 verloren die Hallen wie zahlreiche andere Denkmäler des Industriezeitalters in der Stadt Leipzig ihre Funktion. Da vorgesehen war, den Bau der Neuen Messe unter anderem mit Erlösen aus dem Verkauf von Grundstücken des alten Messegeländes zu finanzieren, und weil für die Neubebauung nur möglichst wenige Bindungen bestehen sollten, waren mit Zustimmung der Denkmalbehörden in einem inzwischen mehrfach modifizierten Rahmenplan aus dem Jahre 1993 lediglich die Betonhalle der IBA von Wilhelm Kreis, die Halle 11 und das Eingangsbauwerk der Halle 12 als zu erhaltende Bauten festgesetzt.²² Nach dem Abbruch der denkmalgeschützten Hallen 1, 2 und 3 für den Neubau eines Möbelhauses im Jahre 2012 und dem Stadtratsbeschluss zu einer veränderten Vermarktungsstrategie eröffneten sich jedoch neue Perspektiven für die verbliebenen Hallen. Die Halle 15 wird augenblicklich zu einem Fahrradmarkt umgebaut, von der Halle 17 sollen



Sowjetischer Pavillon, Ausstellungshalle, 1952
Foto: Staatsarchiv Leipzig

nach dem Umbau zum Baumarkt wesentliche Teile erhalten bleiben, ebenso soll von der Halle 12 Seitenschiffe zu Büros umgebaut werden.

Mit Mitteln eines Sofortprogramms im Zusammenhang mit der Olympiabewerbung der Stadt Leipzig konnte in den Jahren 2003/04 zunächst das Dach des mittlerweile stark sanierungsbedürftigen Gebäudes instandgesetzt werden. Vorgesehen war darüber hinaus auch die Reparatur der Fassade des Eingangsbauwerks, wo sich Verblendziegel vom Untergrund gelöst hatten und herabzustürzen drohten. Sie sollten geborgen, wieder angebracht und nötigenfalls ergänzt werden. Die Schadenanalyse ergab jedoch, dass die seinerzeit verwendeten Lochziegel als Träger der schweren

Sowjetischer Pavillon, Ansicht, Zustand nach 1981
Reproduktion aus: Klaus Metscher/Walter Fellmann: Lipsia und Merkur. Leipzig und seine Messen, Leipzig 1990, S. 80





Sowjetischer Pavillon, Zustand nach 2004

Foto: Peter Leonhardt

keramischen Platten ungeeignet waren und eine Wiederherstellung der Fassade im Zustand des letzten Umbaus von 1977/78 die vollständige Erneuerung sowohl dieses Trägermauerwerks als auch der keramischen Verkleidung erfordert hätten. Beim

Abbruch zeigte der rund fünfzig Jahre lang verborgene Bau Oskar Puschs unter den jüngeren Überformungen einen überraschend guten Zustand, so dass es nahelag, auf eine Rekonstruktion des Zustands von 1977/78 zu verzichten und den Zustand der 1920er Jahre wiederherzustellen. Die Freilegung der schlanken Pfeiler sollte zugleich die Belichtung der dahinterliegenden Räume verbessern und eine variabelere Nutzung erlauben. Die vergoldete Turmspitze galt allerdings als unverzichtbar, die Gestaltung des mittleren Fassadenabschnitts mit der großen Portalöffnung und die Frage nach dem Umgang mit dem rund sechs Meter hohen Buchstaben des Schriftzuges „UdSSR“ aus Stahlblech wurden verschoben. Bei der Demontage der Buchstaben waren die Reste des Portals und die Schmuckreliefs der Portalleibung aus dem Jahre 1952 zum Vorschein gekommen. Da zunächst keine Nutzung in Aussicht stand, blieben die Arbeiten nach dem Abbruch der Keramikverkleidung wieder für mehr als zehn Jahre liegen. Im Jahre 2014 entschied der Leipziger Stadtrat, das Eingangsbauwerk der Halle 12 für das Stadtarchiv zu nutzen und für das erforderliche Magazin einen Neubau zu errichten. Diese Nutzung ist für das Gebäude, das selbst in besonderem Maße dokumenta-

15 Alfred Schmidt (1914–2009) war in Dresden und nach seiner Flucht aus der DDR im Jahre 1955 in Trappenkamp in Schleswig Holstein tätig. Trotz seines umfangreichen Werkes blieb das Portal des sowjetischen Pavillons nach eigener Darstellung seine wichtigste Arbeit. Nach 1990 bemühte er sich intensiv um eine Rekonstruktion des verlorenen Werkes.

16 Archiv ABD Leipzig, Straße des 18. Oktober 42 (Bauakte Halle 12), Bd. VII, Bl. 83.

17 Topfstedt 1999 (wie Anm. 6), S. 646.

18 Ebd., S. 651.

19 Ebd., S. 651 f.

20 Die Vermutung, es könnte im Zuge eines späteren Umbaus im angehobenen Fußboden vergraben worden sein, bestätigte sich beim Abbruch der Reste der Ruhmeshalle nicht.

21 Vgl. <http://ddr-museum-burg.de/> (Zugriff am 3. Juli 2018).

22 Vgl. Dezernat Stadtentwicklung und Raumplanung (Hrsg.): Rahmenplanung Alte Messe. Leipzig 1993.



Sowjetischer Pavillon, 2018

Foto: Peter Leonhardt

rischen Charakter besitzt, ideal. Für die Planung wurde ein sogenanntes VOF-Verfahren²³ mit fünf Architekturbüros durchgeführt. Das siegreiche Projekt der ARGE Pfau Architekten/F29 Architekten GmbH aus Dresden sah die vollständige Rekonstruktion des Zustands der 1920er Jahre vor, aus der jüngeren Baugeschichte wäre lediglich der Turm erhalten geblieben.

In mehreren Diskussionsrunden erreichte die kommunale Denkmalschutzbehörde einen Planwechsel. Danach werden die freigelegten Pfeiler der Erbauungszeit restauratorisch behandelt, die beiden fehlenden im mittleren Abschnitt nicht rekonstruiert, hier bleibt der triumphbogenartig ausgebildete Risalit mit der großen Portalöffnung und den Fragmenten der Reliefs in der Leibung erhalten. Die vier kräftigen Pfeiler werden nur verputzt; eine Rekonstruktion der keramischen Verkleidung ist nicht vorgesehen, ebenso wenig die Wiederherstellung des Schmuckportals. Stattdessen soll wieder ein großes Rundbogenportal mit moderner Gestaltung eingebaut werden. Die Buchstaben des Schriftzuges „UdSSR“ aus den Jahren 1977/78 sollen weiterhin in der Nähe der Halle gelagert werden, solange, bis ein endgültiger Aufstellungsort gefunden ist. Die Erhaltung möglichst aller überkommenen Spuren der Baugeschichte erzeugt allerdings ein neues Bild des Denkmals, das so keinem historischen Zustand entspricht.

Das Vestibül dient zukünftig als Lesesaal. Die Planung sieht die Restaurierung des jetzigen Zustandes aus dem Jahre 1952 vor. Da die Glasdecke durch Vandalismus weitgehend zerstört ist, wird nur der mittlere Abschnitt, in dem sich früher Scheiben mit den Wappen der Sowjetrepubliken befanden, erhalten. Hinter den leeren Scheibenfassungen ist die Kassettendecke der Jahre 1923/24 mit ihrer farbigen Fassung noch sichtbar.

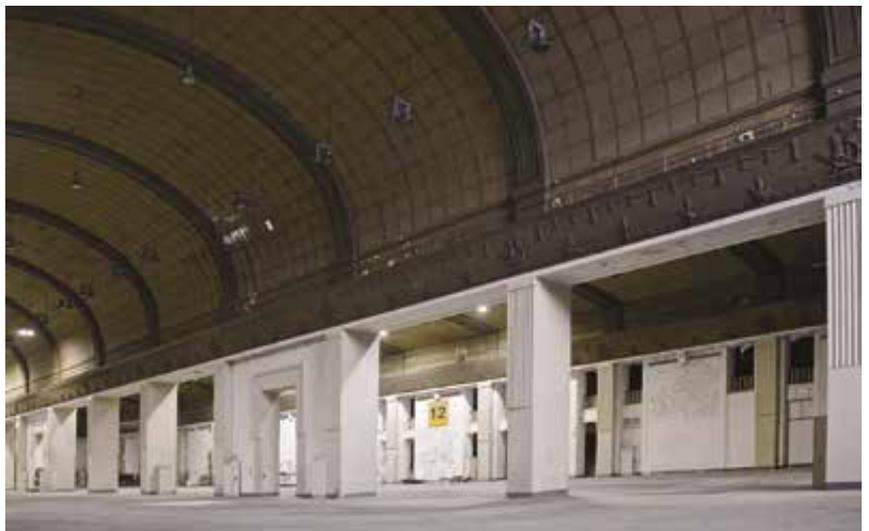
Der Magazinneubau muss unmittelbar an die Büros und den Benutzerbereich im Kopfbau anschließen. Das erforderte jedoch einen weitreichenden Eingriff in die Substanz. Hierfür bot sich der stark veränderte schmucklose Hallenabschnitt der einstigen Ruhmeshalle an, von dessen früherer Ausstattung nichts mehr erhalten schien, über dessen Baugeschichte im Jahre 2014 allerdings noch nicht alle Details bekannt waren. Erst bei den Vorbereitungsarbeiten für den Teilabbruch kamen im Herbst 2015 hinter abgehängten Decken, Wandverkleidungen und zahlreichen Anstrichen die Reste der Ruhmeshalle mit den beiden Mosaiken aus dem Jahr 1951 zum Vorschein. Nach der Freilegung und Reinigung zeigten sie wieder ihre ursprüngliche Farbenpracht. Sie hatten die letzten fünf Jahrzehnte unbeschadet überstanden. Da eine Erhaltung am Ort innerhalb des Magazingebäudes nicht möglich war, mussten die Mosaiken geborgen werden. Dazu wurden sie fotogrammetrisch dokumentiert, danach an den Vorderseiten kaschiert, um die einzelnen Mosaiksteine zu fixieren. Jetzt konnten die Mosaiken in etwa quadratmetergroßen Einzeltafeln fast beschädigungsfrei vom Putzgrund gelöst werden. In diesem Zustand könnten die Mosaiken bis zur ihrer Wiederaufstellung gelagert werden. Eine besondere Herausforderung



Sowjetischer Pavillon, Zustand nach 2004
Foto: Peter Leonhardt

23 Russland oder den Nachfolgestaaten der früheren Sowjetunion stammen.

24 Vgl. Arnulf Dähne: Leipzig. Alte Messe: Halle 12, ehemaliger Sowjetischer Pavillon. Bericht über die durchgeführte Notbergung von zwei Wandmosaiken, Mai/Juni 2016 (Exemplar im Archiv des Amtes für Bauordnung und Denkmalpflege Leipzig).



Sowjetischer Pavillon, Ausstellungshalle, 2017
Foto: Peter Leonhardt

stellte dabei die Festlegung der Schnittlinien dar, um die aus sehr kleinformatischen Mosaiksteinen gebildeten Motive auf der Landkarte nicht zu durchtrennen. An der Ausführung arbeitete über einen Zeitraum von rund acht Wochen ein Team von Restauratoren unter der Leitung von Arnulf Dähne aus Altenburg.²⁴ In Zukunft sollen die geborgenen Einzeltafeln einen neuen Träger erhalten. Dann kann die Kaschierung entfernt werden, so dass die Vorderseiten wieder sichtbar werden. Ein geeigneter Ort ist bislang noch nicht gefunden worden.

Der anschließende Ausstellungsbereich des Sowjetischen Pavillons zeigt bis heute den Zustand des Jahres 1952. Nach einer ersten Studie sind in der Halle Erweiterungsflächen für die Stadtverwaltung mit Büroarbeitsplätzen, Depotflächen für die städtischen Museen und Mietbereiche für die angrenzenden wissenschaftlichen Institutionen vorgesehen. Dazu muss die Halle weitgehend abgebrochen werden. Erhalten blieben nach diesem Konzept die äußeren Umfassungswände, der westliche Abschlussbau und der größere Teil des mittleren der fünf Hallenschiffe.²⁵

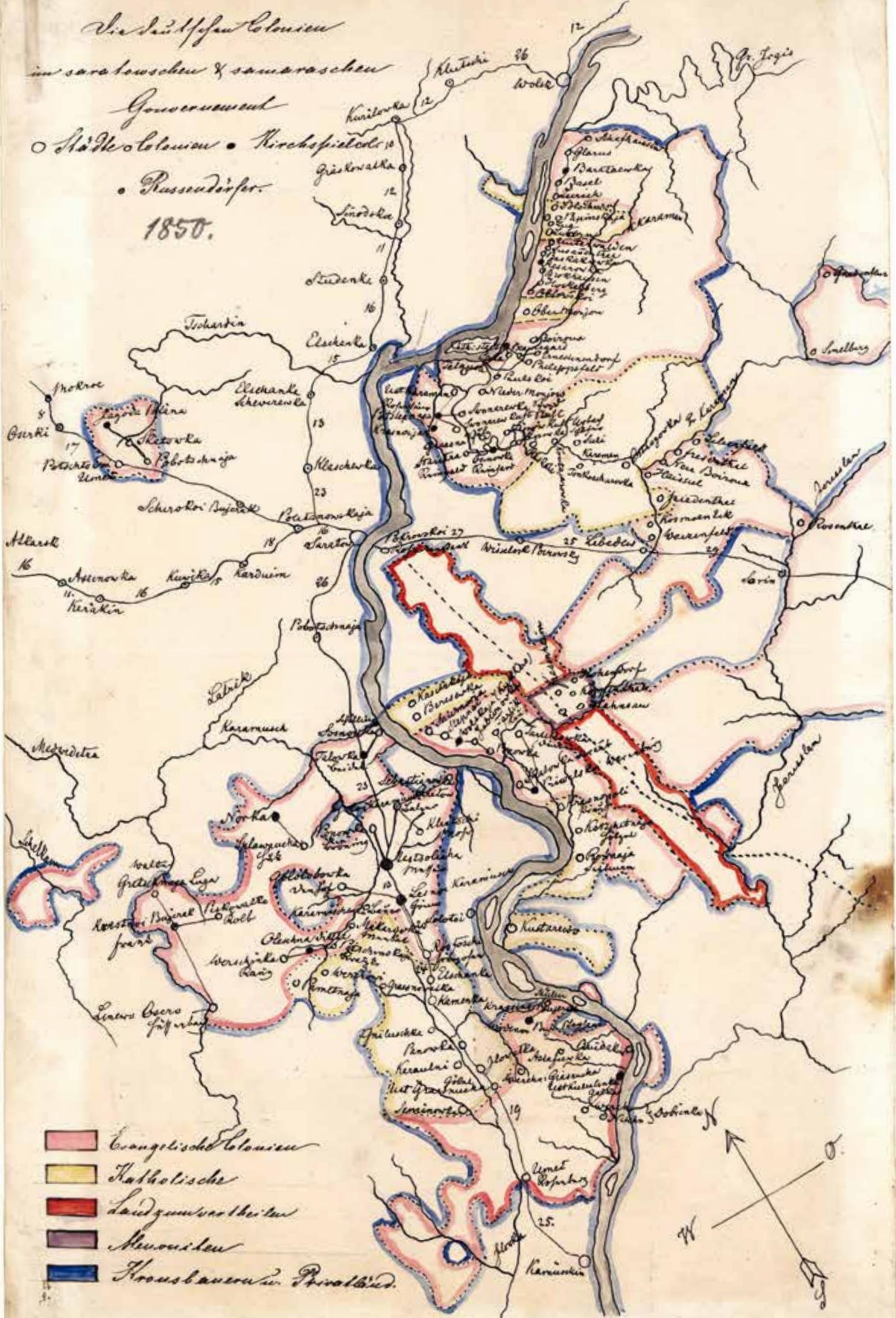
25 Vgl. Jens Rometsch: Alte Messe in Leipzig soll neues Verwaltungszentrum werden. In: Leipziger Volkszeitung vom 8. März 2018.

Autor

Dr. Peter Leonhardt
Stadt Leipzig, Amt für Bauordnung und Denkmalpflege, Abteilung Denkmalpflege, 04092 Leipzig,
peter.leonhardt@leipzig.de

Vie hütigen Colonien
im sara towschen & samaraschen
Gouvernement

Städte Colonien • Kirchspielorte
• Russendörfer.
1850.



Deutsche in Russland – Deutsche aus Russland in Sachsen

Lars-Arne Dannenberg und Matthias Donath

Russlanddeutsche, Deutsche in Russland, Deutsche aus Russland, Spätaussiedler – mehrere Begriffe für dasselbe Phänomen. Aber was ist denn nun richtig? Während ersterer der Überbegriff für die deutschstämmige Bevölkerung Russlands bzw. der späteren Sowjetunion mit Ausnahme der baltischen Sowjetrepubliken ist und sich die in Russland verbliebene deutsche Minderheit bis heute so bezeichnet, hören die nach Deutschland ausgesiedelten Betroffenen ihn nicht so gern. Sie selbst bezeichnen sich als Deutsche aus Russland. Als Interessenvertretung besteht seit 1950 die Landsmannschaft der Deutschen aus Russland. Die Betonung liegt vor allem auf „Deutsche“, denn die deutschstämmigen Bewohner Russlands und der Sowjetunion hielten trotz aller Repressalien an ihrer deutschen Identität fest. So gab es im Pass des Vielvölkerstaates Sowjetunion eine Spalte „Nationalität“, in der man selbstverständlich „deutsch“ eintrug. Von amtlicher Seite wird der Begriff „Spätaussiedler“ gebraucht. Er bezeichnet alle Zuwanderer deutscher Abstammung, die seit dem 1. Januar 1993 in die Heimat ihrer Vorfahren eingereist sind und die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten haben.¹

„Heimat der Vorfahren“ bezieht sich dabei auf Deutschland in seiner Gesamtheit – obwohl die Vorfahren der Russlanddeutschen nur aus einzelnen Gebieten des deutschen Sprachraums kamen, vorwiegend aus Südwestdeutschland, dem Elsass oder der Schweiz. Sachsen gehörte nicht zu den Herkunftsregionen. Dennoch leben im Freistaat Sachsen heute zahlreiche Menschen deutscher Abstammung mit Heimatorten in Russland bzw. in der früheren Sowjetunion. Diese anfangs recht kleine Gruppe der Deutschen aus Russland wuchs in den 1990er Jahren durch den Zuzug Tausender Spätaussiedler, die gemäß einem Verteilungsschlüssel auf die einzelnen Bundesländer verteilt wurden. Schätzungen gehen davon aus, dass rund 50.000 Einwohner des Freistaates Sachsen einen russlanddeutschen Hintergrund haben. Eine statistische Erfassung gibt es nicht, weil die Deutschen aus Russland die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen und nicht eigens gezählt werden.

Deutsche in Russland

Das Zusammenleben von Russen und Deutschen begann schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, als hansische Kaufleute in Nowgorod ein Kontor eröffneten und den Ostseehandel nach Russland ausweiteten. 1478 wurde das Fürstentum Nowgorod dem Großfürstentum Moskau einverleibt, aus dem 1547 das Russische Zarenreich hervorging. Zar Iwan

der Schreckliche (1530–1584) warb seit der Mitte des 16. Jahrhunderts „nützliche Ausländer“ an, die sich in einer Vorstadt Moskaus niederließen, und gestattete sogar den Bau einer lutherischen Kirche. Moskaus Deutsche Vorstadt war ein europäischer Mikrokosmos. Hier lebten Ärzte, Apotheker, Spezialisten für die Waffenherstellung, Baumeister, Gold- und Silberschmiede und Uhrmacher – viele davon mit deutscher Muttersprache. Kaufleute deutscher Herkunft betrieben Außenhandel und errichteten Manufakturen. Auch die 1703 gegründete Hauptstadt St. Petersburg zog deutsche Handwerker und Akademiker an, von denen viele für den Zarenhof arbeiteten. 1897 lebten rund 18.000 Deutsche in Moskau und etwa 46.000 Deutsche in St. Petersburg. Diese sogenannten „Städtedeutschen“ hatten aber nur wenig Kontakt zur bäuerlichen Bevölkerung deutscher Herkunft, die seit dem 18. Jahrhundert in den Weiten des Russischen Reiches angesiedelt worden war.

Die Deutschbalten sollen in diesem Beitrag nicht behandelt werden, obwohl auch sie zu den Untertanen des russischen Zaren gehörten. In Estland, Livland und Kurland bildeten die Deutschen seit dem 13. Jahrhundert die wirtschaftliche und kulturelle Elite. Die adligen Grundbesitzer und die Bewohner der Städte waren mehrheitlich Deutsche, während sich die einfache Landbevölkerung der estnischen und lettischen Sprache bediente. 1721 gliederte Zar Peter I. (1672–1725) die zuvor schwedischen Ostseeprovinzen in das Russische Kaiserreich ein. Zahlreiche Offiziere und Beamte Russlands stammten seitdem aus deutschbaltischen Adelsfamilien, die auf ihre deutsche Sprache und ihren evangelisch-lutherischen Glauben Wert legten, aber sich als loyale Staatsbürger des Zarenreiches verstanden. Nach der sowjetischen Besetzung der drei baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen, die sich infolge des Ersten Weltkriegs zu eigenständigen Republiken erklärt hatten, wurden die Deutschbalten gemäß dem Hitler-Stalin-Pakt 1940/41 ins Deutsche Reich umgesiedelt. Auch die Wolhynien- und Bessarabiendeutschen kehrten damals „heim ins Reich“.

Auswanderung nach Russland im 18. und 19. Jahrhundert

Entscheidend für die Herausbildung einer starken russlanddeutschen Minderheit war die Ansiedlung deutscher Zuwanderer in der Wolgaregion und am Schwarzen Meer seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts.² Katharina die Große (1729–1796) erließ am 4. Dezember 1762 und am 22. Juli 1763 Manifes-

links: Karte der deutschen Kolonien im saratovschen und samaraschen Gouvernement in Russland, 1850

© Unitätsarchiv Herrnhut, TS Mp.284.5

Katharina die Große,
Gemälde, 1770
© Wikimedia



Manifest Katharinas II. vom
22. Juli 1763 zur Anwerbung
ausländischer Siedler
© Stadtarchiv Ulm



te, mit dem sie Ausländer einlud, nach Russland zu kommen und in bisher unbesiedelten Gebieten ihres Reiches landwirtschaftliche Kolonien zu gründen. Die Zarin folgte damit einer Bevölkerungspolitik, die damals auch von anderen europäischen Staaten, etwa Preußen, betrieben wurde. Dabei ging man von der Erwartung aus, dass die „Peuplierung“, also die Vermehrung der Bevölkerung durch Zuwanderung, zur Vergrößerung des Reichtums des Staates und zur Anregung des Wirtschaftskreislaufes führe. Für Katharina waren aber auch militärstrategische Gründe ausschlaggebend, hoffte sie doch, dass die Besiedlung zu einer Beruhigung der Grenzregionen im Süden Russlands beitrage.

Um Siedler anzulocken, versprach die russische Regierung den Einwanderungswilligen die Verteilung von Land, die Auszahlung von Vorschüssen zum Bau von Häusern und zum Kauf von Vieh und Geräten, eine für dreißig Jahre geltende Steuerfreiheit, innere Selbstverwaltung, die Befreiung vom Militärdienst und die freie Religionsausübung. Die Anwerbung wurde privaten Agenturen übertragen, die in großangelegten Kampagnen die Ausreise nach Russland anpriesen. Mehrere Staaten verboten jedoch die Auswanderung, darunter Frankreich, Spanien, Preußen, Österreich und Sachsen, weil sie selbst Zuwanderer bzw. Arbeitskräfte benötigten.

Die „Leipziger Zeitung“ hatte am 21. Februar 1763 das Einwanderungsmanifest Katharinas der Großen abgedruckt. Jedoch ermahnte sie der Zensor Peter Freiherr von Hohenthal (1730–1806) im Auftrag der Dresdner Regierung, eine solche Veröffentlichung zukünftig zu unterlassen, weil sie dem Entschluss der Untertanen, „ihr Vaterland zu verlassen“, förderlich sei. Prinz Xaver von Sachsen (1726–1794), der für den minderjährigen Friedrich August III. (1750–1828) die Regierung führte, verbot in einem kursächsischen Mandat das „Wegziehen außer Landes“. In Sachsen war gerade der Siebenjährige Krieg zu Ende

gegangen. Der Wiederaufbau nach 1763, der als Rétablissement bezeichnet wird, setzte wirtschaftliche Potentiale frei. Man brauchte alle Arbeitskräfte auf dem Land und in den Städten und wollte diese nicht an ausländische Mächte abgeben. Das Verbot und der wachsende Wohlstand bewirkten, dass nur wenige sächsische Untertanen ihre Heimat verließen und sich zur Auswanderung nach Russland meldeten.³

Weitgehend ungehindert konnten die Werber nur in den Reichsstädten, in den süd- und westdeutschen Staaten sowie in Anhalt-Zerbst auftreten. Das hatte zur Folge, dass die Einwanderungswilligen vorwiegend aus Württemberg, Bayern, Hessen, der Pfalz und dem Elsass kamen. Sammelstellen befanden sich in Roßlau, Büdingen, Hamburg und Amsterdam. Die Ausreise erfolgte mit dem Schiff über Lübeck. Die erste Gruppe erreichte im Mai 1764 Saratow an der Wolga. Bis 1775 folgten 30.623 Personen der Einladung der russischen Zarin. Für die Belange der Kolonisten wurde 1763 eine Sonderbehörde gegründet, die „Tutelkanzlei“ oder „Vormundschafskanzlei für Ausländer“, die Katharina II. ihrem Vertrauten Graf Grigori Orlov (1734–1783) unterstellte. Die Angeworbenen erhielten Siedlungsland an der Wolga südlich von Saratow. Sie gründeten dort neue Dörfer – in Siedlungsbezirken, die sich nach der Konfession unterschieden. Es gab evangelisch-lutherische, evangelisch-reformierte und römisch-katholische Dörfer. Als vierte Gruppe kamen die mennonitischen Kolonien dazu, die von Siedlern aus Danzig und Umgebung gegründet wurden. Diese gehörten einer evangelischen Freikirche an, die die Erwachsenen taufe praktizierte und jeglichen Militärdienst ablehnte. Nach dem Anschluss Danzigs an das Königreich Preußen fürchteten zahlreiche Mennoniten, dem Militärdienst unterworfen zu werden, weshalb sie in mehreren Gruppen ab 1789 nach Russland auswanderten. Die Bewohner der Wolgakolonien wurden als „Wolgadeutsche“ bezeichnet.

1 Der Stichtag wurde willkürlich gewählt und hat keine inhaltlich-historische Begründung.
2 Weiterführende Literatur zur Geschichte der Deutschen in Russland: Michael Schippan/Sonja Striegnitz: Wolgadeutsche Geschichte und Gegenwart. Berlin 1992; Gerd Stricker (Hrsg.): Deutsche Geschichte im Osten Europas. Rußland. Berlin 1997 (mit zahlreichen Einzelbeiträgen); Alfred Eisfeld: „Die Russlanddeutschen. 2. Auflage München 1999; Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e.V. (Hrsg.): Deutsche aus „Russland gestern und heute. 9. Auflage Stuttgart 2013; Deutsche aus Russland. Geschichte und Gegenwart. Eine Ausstellung der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e.V. Stuttgart 2013; György Dalos: Geschichte der Russlanddeutschen. Von Katharina der Großen bis zur Gegenwart. 2. Auflage München 2015



Das zweite Siedlungsgebiet nach dem Wolgareum war das in den Türkenkriegen dem Osmanischen Reich entrissene Land zwischen den Flüssen Dnepr und Don, das als „Gouvernement Taurien“ und „Gouvernement Neurussland“ dem Zarenreich angegliedert worden war. In diesem neugewonnenen Territorium wurden mehrere räumlich voneinander getrennte deutsche Siedlungsbezirke angelegt. Die Bewohner dieses Gebiets wurden später als „Schwarzmeerdeutsche“ bezeichnet – auch wenn ihre Siedlungen im Landesinneren und nicht unmittelbar am Schwarzen Meer lagen.

Katharinas Enkel Zar Alexander I. (1777–1825) warb ab 1803 erneut Kolonisten an. Die Auswanderer kamen überwiegend aus der Schweiz und dem deutschen Südwesten. Auf dem Seeweg wurden sie nach Odessa gebracht und von dort im Schwarzmeergebiet verteilt. Weitere Kolonisten wurden im zuvor osmanischen Bessarabien sowie in Wolhynien angesiedelt. Wolhynien lag im Osten des Königreiches Polen und war bei den Teilungen Polens an Russland gefallen. Eine weitere Siedlungsregion war das Kaukasusgebiet, das bis 1810 zu Russland gekommen war. Hierhin wanderten zwischen 1817 und 1819 radikale evangelische Pietisten aus Württemberg aus, die sich von ihrer Landeskirche getrennt hatten und eine nahes Ende der Welt erwarteten. Etwa 500 Großfamilien gründeten in Georgien, nahe Tiflis, acht Kolonien. Weitere Kolonien entstanden in Aserbaidschan und im Nordkaukasus. 1819

wurde die Ansiedlung von Ausländern grundsätzlich eingestellt, doch kamen auch danach noch einzelne Kolonistengruppen, etwa Mennoniten aus Preußen, nach Russland.

Die deutschen Kolonisten unterschieden sich durch Herkunft, Sprache, Konfession und Schulbildung von ihren russisch-orthodoxen Nachbarn. Sie lebten als Bauern und Handwerker in eigenen Dörfern und Siedlungsverbänden. Die Kolonien, die deutsche Ortsnamen trugen, verwalteten sich selbst. Kirchen durften erbaut und Pfarrer eingestellt werden, sofern sich die Glaubensangebote an die Kolonisten und nicht an andersgläubige Bewohner des Russischen Reiches richteten. So entstanden seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert teilweise sehr große lutherische und katholische Kirchen im spätbarocken bzw. klassizistischen Stil.⁴ Die Kolonien blühten – nach anfänglichen Schwierigkeiten – auf, und obwohl die Zahl der Einwohner sprunghaft zunahm, konnten Überschüsse erzielt und auf regionalen Märkten verkauft werden. Die zweite und die dritte Generation wurde oft wohlhabend. Gewinn brachte der Verkauf von Weizen und Tabak. Die Bevölkerung der deutschen Kolonien vermehrte sich schneller als die russische oder anderssprachige Bevölkerung des Zarenreichs oder die Bevölkerung Deutschlands im gleichen Zeitraum: Im Wolgareum hatte sie sich bis 1857 verachtfacht. Da der Bauernhof immer nur auf den jüngsten Sohn überging, die Familien oft aber mehr als zehn Kinder hatten, kam es zur Gründung

Auswanderungsströme nach Russland im 18. und 19. Jahrhundert sowie Ansiedlungsgebiete im Zarenreich
 Kartografie: Ingenieurbüro für Kartographie J. Zwick, Gießen
 © Landsmannschaft der Deutschen aus Russland

3 Vgl. dazu Schippan/Striegnitz (wie Anm. 2), S. 27 f.

4 Vgl. Sergej Terjochin: Deutsche Architektur an der Wolga. Bad Münstereifel 1993.

Ansicht einer Kolonie ausländischer Siedler bei Saratow, Aquarell von J. Oboldujew, 1767 aus: Terjochin 1993 (wie Anm. 3), S. 15



Bauernhof mennonitischer Kolonisten in Chortitza im Dnjepr-Gebiet, Zeichnung von Waldemar Neufeld, 1982



von Tochterkolonien. Andere pachteten oder kauften Land oder zogen in die umliegenden Städte. In Saratow zählte man 1915 bereits 19.000 Deutsche. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts gründeten deutsche Unternehmer Manufakturen und Fabriken. Hervorzuheben ist etwa die 1856 entstandene Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen von Johann Höhn (russische Namensform Iwan Gen) in Odessa, die Pflüge, Eggen, Drill-, Mäh- und Dreschmaschinen fertigte. Trotz der wirtschaftlichen Kontakte zu den russischen Absatzmärkten blieben die deutschen Kolonisten weitgehend unter sich. Man heiratete nur innerhalb der eigenen Konfession. Die Mehrheit der Siedler sprach nur deutsch und konnte sich nicht auf Russisch verständigen – weil es im Alltag nicht notwendig war. Die Reformen in Russland im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts brachten spürbare Veränderungen. So wurde 1871 die Selbstverwaltung der Kolonien aufgehoben. Seit 1874 galt eine allgemeine Wehr-

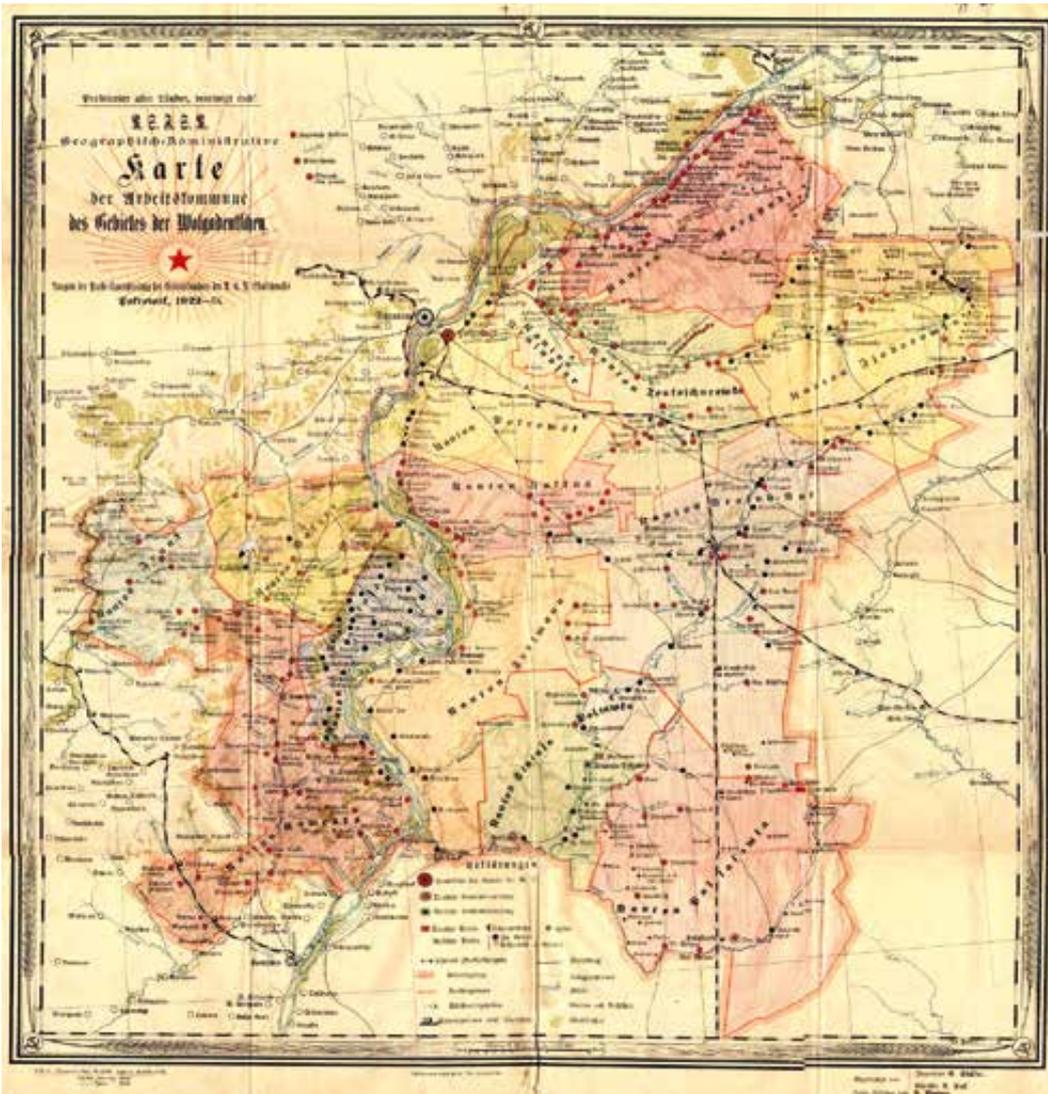
und Dienstpflicht, was dazu führte, dass Teile der Mennoniten nach Nordamerika auswanderten. Schrittweise hielt die russische Sprache Einzug, zumal die Lehrer russische Prüfungen abzulegen hatten. Der Bau von Eisenbahnlinien und die beginnende Industrialisierung förderten den Absatz landwirtschaftlicher Produkte, so dass im Wolgagebiet große Mühlenwerke und Brauereien gebaut wurden. Während die Deutschen des Wolga- und Schwarzmeergebiets immer stärker in die russische Gesellschaft hineinwuchsen, verbreitete sich in Russland ein zunehmender Deutschenhass. Radikale Nationalisten warfen den Kolonisten vor, Russland von innen zerstören zu wollen. Als der Erste Weltkrieg begann, kam es zu antideutschen Ausschreitungen – in Moskau sogar am 27. Mai 1915 zu einem regelrechten Pogrom gegen Deutsche, bei dem Geschäfte geplündert, Häuser zerstört und Menschen ermordet wurden. Trotz der zunehmenden Diskriminierung erfüllten die deut-

schen Staatsbürger Russlands ihre staatsbürgerlichen Pflichten. Etwa 300.000 Deutschen kämpften als Soldaten der russischen Armee gegen die Armeen Deutschlands und Österreich-Ungarns.

Deutsche in der Sowjetunion

Die bürgerliche Revolution im Februar 1917 weckte bei den Russlanddeutschen die Hoffnung auf die Verbesserung ihrer Lage und auf die Ausübung des Selbstbestimmungsrechts. Doch führte die Oktoberrevolution des gleichen Jahres zu einem Bürgerkrieg, in dem Russlanddeutsche auf beiden Seiten kämpften. An der Wolga setzten sich rasch die Bolschewisten durch, während das Schwarzmeergebiet erst 1920 von der Roten Armee besetzt wurde. Nachdem die Etablierung eines selbständigen ukrainischen Staates gescheitert war, wurde die Region in die Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik integriert, die Teil der 1922 gegründeten Sowjetunion wurde. Aufgrund der zerstreuten Siedlungsgebiete war nicht an eine deutsche Autonomie zu denken. Doch wurden in den deutschsprachigen Ortschaften deutsche Dorfsowjets gegründet. 1931 gab es acht deutsche Rayons, die jeweils mehrere überwiegend

deutschsprachige Siedlungsverbände umfassten. Im Wolgagebiet vollzog sich bis Ende 1918 eine sowjetische Machtübernahme. Lenin entschied am 19. Oktober 1918 im „Dekret über die Autonomie des Gebietes der Wolgadeutschen“ über die Gründung einer autonom verwalteten „Arbeitskommune des Gebietes der Wolgadeutschen“. Diese wurde am 6. Januar 1924 zu einer Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik erhoben. Diese Entscheidung hatte auch einen außenpolitischen Hintergrund, denn man wollte an der Wolga ein Beispiel für den Aufbau Sowjetdeutschlands geben. Der „erste sozialistische Staat deutscher Sprache“ umfasste ein 25.447 Quadratkilometer großes Gebiet, in dem 527.876 Menschen lebten. Da man zur Abrundung auch russischsprachige Gebiete hinzugefügt hatte, betrug der Anteil der russlanddeutschen Einwohner 67 Prozent. Der Regierungssitz wurde von Marxstadt (ehemals Katharinenstadt) in das verkehrsmäßig günstiger gelegene Pokrowsk (seit 1931 Engels) verlegt. Mit der Autonomie war vor allem der Aufbau eines deutschsprachigen Schulwesens verbunden. Um 1930 gab es 370 deutsche Grundschulen und zwanzig höhere Schulen. Der „Kriegskommunismus“ in der Zeit des Bürgerkriegs führte 1912/22 zu einer dramatischen Hun-



Karte der Arbeitskommune des Gebietes der Wolgadeutschen, 1922 © Wikimedia

Sammelstelle des Verbands
der landwirtschaftlichen
Kooperation der Wolgadeutschen
mit russischer und deutscher
Beschriftung, 1929
© Landsmannschaft der
Deutschen aus Russland



gersnot. Durch Hungertod und Abwanderung ging die Bevölkerung um ein Viertel zurück. Danach besserte sich die Lage, doch kam es ab 1926/27 infolge der Kollektivierung der Landwirtschaft erneut zu Engpässen und Hunger. Die Bauern wurden gezwungen, Kolchosen beizutreten, und leisteten dabei vielfach passiven Widerstand. Die wohlhabenderen Bauern wurden als „Kulaken“ verfolgt. Die Kollektivierung wurde an der Wolga schneller durchgezogen als in anderen Teilen der Sowjetunion. 1931 waren 95 Prozent der Bauernwirtschaften kollektiviert. Mit dem „Aufbau des Sozialismus“ ging eine Bekämpfung des christlichen Glaubens einher. Kirchen wurden enteignet und in Kulturhäuser umgewandelt, Pfarrer verhaftet, deportiert und erschossen. 1938 wurden die letzten noch bestehenden lutherischen und katholischen Gemeinden aufgelöst. Lutheraner, Katholiken und Mennoniten konnten ihren Glauben seitdem nur noch heimlich ausüben. An den Zwangs- und Verfolgungsmaßnahmen wirkten auch russlanddeutsche Kommunisten mit, doch es fällt auf, dass die Deutschen nur schwach in der kommunistischen Staatspartei vertreten waren. In der Wolgarepublik waren trotz deutscher Bevölkerungsmehrheit 1929 nur 34,7 Prozent der Parteimitglieder deutscher Nationalität. Die russlanddeutsche Bevölkerung wurde in diesen Jahren stark durch die Sowjetideologie geprägt, zumal es aufgrund der politischen Isolierung keine Kontakte ins Deutsche Reich gab.

Seit den 1930er Jahren häuften sich die Repressionen gegen Russlanddeutsche. So wurden 1935 alle deut-

schen Schulen außerhalb der Wolgarepublik geschlossen. Zahlreiche Partei- und Verwaltungsfunktionäre, Lehrer und Journalisten deutscher Muttersprache fielen den Stalinschen Säuberungen zum Opfer.

Deportation nach Sibirien und Mittelasien

Nach dem Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion im Juni 1941 wurden ganze Völker pauschal der „Kollaboration mit dem Feind“ verdächtigt und kollektiv bestraft. Das erste Opfer waren die Russlanddeutschen. Am 30. August 1941 befahl der Oberste Sowjet die Auflösung der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen. Weil die Bevölkerung die Anwesenheit deutscher Spione und „Feinde des Sowjetvolkes und der Sowjetmacht“ zugelassen habe, wurde verfügt, die „gesamte deutsche in den Wolgareyons wohnende Bevölkerung in andere Reysons zu übersiedeln.“ Innerhalb von drei Wochen wurden über 365.000 Deutsche aus der Wolgarepublik deportiert. Die Betroffenen verloren ihren Besitz und wurden in Eisenbahntransporten nach Sibirien, Kasachstan und ins Altaigebiet gebracht, wo man sie unter Aufsicht des sowjetischen Geheimdienstes in „Sondersiedlungen“ unterbrachte. Männer sowie kinderlose Frauen wurden zur „Arbeitsarmee“ eingezogen, sie mussten auf Baustellen, in Bergwerken oder in Rüstungsbetrieben Schwerstarbeit leisten. Hunger, fehlender Wohnraum sowie äußerst harte und gefährliche Arbeitsbedingungen prägten den Alltag in den Siedlungsgebieten, die man

Ausweis für A. Heckmann
(russ. Gekman), Deputierter des
Obersten Sowjets der Autonomen
Sozialistischen Sowjetrepublik der
Wolgadeutschen, 1938
© Landsmannschaft der
Deutschen aus Russland



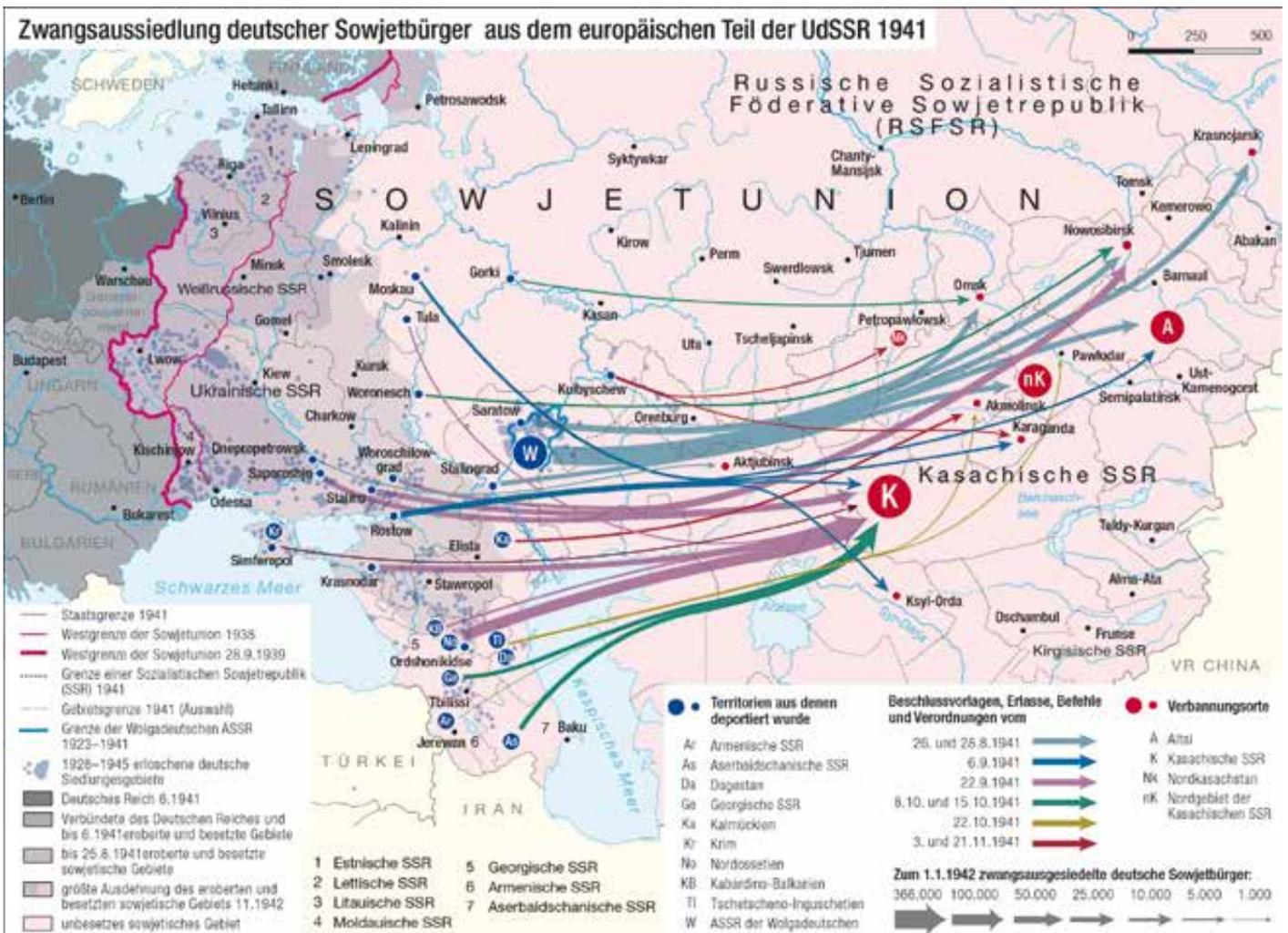
den Deportierten zugewiesen hatte. Von der Zwangs-umsiedlung waren alle Deutschen betroffen, die im unbesetzten Teil der Sowjetunion lebten, darunter rund 80.000 Deutsche aus Gebieten des europäischen Russland und etwa 25.000 Kaukasusdeutsche aus Georgien und Aserbaidschan. Nach amtlichen Unterlagen wurden bis Ende 1941 799.459 Personen in 344 Zügen deportiert. In den Häusern der Deportierten wurden Russen und Angehörige anderer Nationalitäten angesiedelt. Die Orte erhielten russische Ortsnamen, sofern sie nicht schon vorher umbenannt worden waren. Stalin ließ auch andere Völker deportieren, die er als unzuverlässig einstufte: Karatschaier, Kalmücken, Inguschen, Tschetschenen, Balkaren und Krimtataren unterlagen ebenso der „totalen Deportation“.

Das Gebiet der Schwarzmeerdeutschen war 1941 von der Wehrmacht besetzt worden. Unter dem Besatzungsregime wurden die „Volksdeutschen“ bevorzugt. Als sich nach der Niederlage bei Stalingrad abzeichnete, dass man diese Gebiete wieder verlieren würde, wurden 1943 rund 530.000 Deutsche zur Umsiedlung in den Warthegau gezwungen, jenen Teil Polens, den man dem Deutschen Reich angeschlossen hatte und der zur Germanisierung vorgesehen war. Die Deutschen aus dem Schwarzmeergebiet bildeten Trecks, mit denen sie über Wochen und



Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der Sowjetunion zur Deportation der Wolgadeutschen © Landsmannschaft der Deutschen aus Russland

Zwangsassiedlung deutscher Sowjetbürger aus dem europäischen Teil der Sowjetunion Kartografie: mr-kartographie, Gotha © Bundeszentrale für politische Bildung



Monate unterwegs waren, ehe sie das vorgesehene Ansiedlungsgebiet erreichten. Aber auch dort konnten sie nicht lange bleiben. Der Vormarsch der Roten Armee zwang sie, weiter nach Westen zu ziehen. Obwohl die umgesiedelten Russlanddeutschen die Staatsbürgerschaft des Deutschen Reichs erhalten hatten, wurden sie von den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs als Sowjetbürger behandelt und – meist gegen ihren Willen – den sowjetischen Behörden zur „Repatriierung“ übergeben. Die Betroffenen hofften nun, wieder in ihre Heimatorte in der Ukraine zu kommen, doch sie verfielen ebenfalls der 1941 verhängten Kollektivstrafe. Die „Repatriierten“ wurden ins nördliche Russland, nach Kasachstan und Mittelasien gebracht und dort in der Forstwirtschaft, Landwirtschaft und Industrie eingesetzt. Wer nationalsozialistischen Organisationen angehört hatte, wurde zu Haftstrafen zwischen 10 und 25 Jahren verurteilt. Russlanddeutsche Männer, die zur Wehrmacht eingezogen worden waren und erst später aus amerikanischer oder britischer Kriegsgefangenschaft zurückkehrten, wurde nicht mehr in die Sowjetunion gebracht, gebracht. Daher lebten seit Kriegsende rund 5.000 Menschen russlanddeutscher Herkunft in der Sowjetischen Besatzungszone, ein Teil davon in Sachsen. Die Deportierten standen bis 1955 unter der Aufsicht der Kommandantur des Innenministeriums für die Sonderlager (Spezkommandantura). Auch nach Kriegsende galt weiter die Arbeitspflicht. Die Arbeitsnormen waren hoch, die Verpflegungsrationen niedrig, so dass noch bis 1947 viele tausend Menschen den Hungertod starben. Ein Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets vom 26. November 1948 verbot die Rückkehr in die früheren Herkunftsorte. Der eigenmächtige Wegzug galt als Flucht und wurde mit 20 Jahren Zwangsarbeit bestraft.

Normalisierung und Benachteiligung

Erst nach dem Tod Stalins verbesserte sich die Lage der Sowjetbürger deutscher Nationalität. Ein Dekret

des Präsidiums des Obersten Sowjets vom 13. Dezember 1955, das aber nicht veröffentlicht werden durfte, ordnete die „Aufhebung der Beschränkungen der Deutschen und ihrer Familienangehörigen, die sich in Sondersiedlungen befinden“, an. Ausgeschlossen blieb aber weiterhin die Rückkehr in die Heimatgebiete wie auch die Rückgabe des enteigneten Vermögens.

Damit begann ein Prozess der Normalisierung. Die Deutschen konnten, wenn sie anderswo Arbeit fanden, ihre Deportationsgebiete verlassen. Die Mehrheit blieb aber in Sibirien, Kasachstan und Kirgisien. Teils blieben deutsche Nachbarschaften zusammen, teils zogen die Familien in größere Städte, wo es keine Verbindung zu anderen Russlanddeutschen gab. Nur im eigenen Haushalt konnte Deutsch gesprochen werden, sonst wurde Russisch zur dominierenden Sprache. Die zweite und dritte Generation, die nach Kriegsende aufwuchs, sprach dann oftmals nur noch Russisch, die deutsche Sprache – zumindest als Umgangssprache – ging verloren. Da die Deutschen nun nicht mehr in geschlossenen Gemeinschaften lebten, kam es oft zu gemischtnationalen Eheschließungen. Dennoch waren die Deutschen als solche erkennbar, denn in den Personaldokumenten war die Nationalität vermerkt. Viele Aussiedler berichten von Diskriminierungen und Beschimpfungen, die sie in der Sowjetunion erlebten und die ihnen das Zusammenleben schwer machten. So wurden deutsche Sowjetbürger immer wieder als „Faschisten“ verunglimpft.

Durch die hohe Geburtenrate stieg die Zahl der Russlanddeutschen – trotz der Verfolgungsmaßnahmen – weiter an. 1939 wurden in der Sowjetunion 1,4 Millionen, 1959 1,6 Millionen und 1989 mehr als zwei Millionen Deutsche gezählt. Damit gab es mehr Sowjetdeutsche als Letten oder Esten, die über eigene Sowjetrepubliken verfügten. Am 29. August 1964 verfügte das Präsidium des Obersten Sowjets eine Teilrehabilitierung, bei der erklärt wurde, dass die 1941 „erhobenen Anschuldigungen unbegründet



Teilnehmer der zweiten Delegation der Russlanddeutschen, die 1967 in Moskau die Wiederherstellung der Wolgarepublik forderte
© Landsmannschaft der Deutschen aus Russland

und ein Ausdruck der Willkür unter den Bedingungen des Kults der Person Stalins waren“. Dieses nur in der SED-Zeitung „Neues Deutschland“ veröffentlichte Dekret ermutigte Russlanddeutsche, sich zu Initiativgruppen zusammenzuschließen, die die Autonomie und die Wiederherstellung der Wolgarepublik forderten. Am 2. Januar und am 7. Juli 1965 empfing Anastas Mikojan (1895–1978), Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjets, russlanddeutsche Delegationen, die jedoch ihr Ziel, die Wiederherstellung der Autonomie, nicht erreichten. Lediglich Verbesserungen im Kultur- und Schulwesen wurden zugesichert. So konnte der 1957 wieder eingeführte muttersprachliche Schulunterricht ausgeweitet werden. Eine deutsche Tageszeitung („Freundschaft“ in Alma-Ata) und eine deutsche Zeitschrift („Neues Leben“) konnten erscheinen; Verlage durften deutschsprachige Bücher veröffentlichen. 1980 nahm ein deutsches Theater in der kasachischen Industriestadt Temirtau im Gebiet Karaganda seinen Betrieb auf. 1989 wurde es nach Alma-Ata (heute Almaty) verlegt. Zum Ende der 1980er Jahre entwickelte es sich zu einem Zentrum der deutschen Kultur in der Sowjetunion, da es die größte und am stärksten vom Staat geförderte deutsche Kultureinrichtung war. Ein erheblicher Teil der Russlanddeutschen, rund 900.000, lebte damals in der Kasachischen Sozialistischen Sowjetrepublik. Der Versuch, 1979 in Jereimentau im Gebiet Akmolinsk in Nordkasachstan ein Deutsches Autonomes Gebiet zu gründen, scheiterte am Widerstand der einheimischen kasachischen Bevölkerung. Der christliche Glaube hatte im Untergrund überlebt. Da es keine Pfarrer, Priester oder Kirchen gab, traf man sich heimlich in Privaträumen zu Gottesdiensten und Gebetskreisen. Katholische „Kirchenmütter“ spendeten die Eucharistie aus, was nach dem Kirchenrecht eigentlich nur geweihten Priestern vorbehalten war – die es aber nicht gab. Ab den 1960er Jahren war die amtliche Registrierung von Gemeindegruppen möglich. Die registrierten katholischen, lutherischen und mennonitischen Gemeinden konnten kleinere Häuser erwerben, die sie als Bethäuser nutzten. 1980 wurde erstmals wieder ein evangelisch-lutherischer Superintendent für die deutschen lutherischen Gemeinden in der Sowjetunion eingesetzt.

Seit 1972 genehmigten die sowjetischen Behörden unter bestimmten Umständen die Übersiedlung von Sowjetbürgern deutscher Nationalität in die DDR oder in die Bundesrepublik Deutschland. Zunächst betraf das nur wenige Antragsteller. Die Behörden in der Sowjetunion erlaubten die Ausreise nur zu einem Verwandten ersten Grades und das auch nur nach längerer Wartezeit. Da die Ausgereisten ihre nächsten Verwandten nachholten, kam es zu „Kettenausreisen“ ganzer Familienverbände. Eine kleinere Zahl der Ausreisewilligen konnten sich ein Leben im „Kapitalismus“ nicht vorstellen und bat um eine Ausreise in die DDR, im dort „beim Aufbau des Sozialismus mitzuhelfen.“ So kamen zwischen 1975 und 1989/90 mehrere Hundert Russlanddeutsche nach Sachsen. Sie erhielten die DDR-Staatsbürger-



schaft, aber keinerlei Eingliederungshilfe. Die Zahl der Aussiedler in die Bundesrepublik Deutschland war vergleichsweise gering. Nach einem starken Anstieg ab 1970 auf 9.652 Aussiedler im Jahr 1975 sank die Zahl bis 1986 auf 753 ab. Seit 1987 stieg die Aussiedlerzahl rapide an. 1989 waren es bereits 98.000. Mit den Reformen in der Gorbatschow-Ära wuchs die Hoffnung der Russlanddeutschen auf eine Gleichberechtigung und eine mögliche Herstellung der Autonomie, zumal den ebenfalls deportierten Krimtataren 1989 die Rückkehr in ihre Heimat erlaubt wurde. Im März 1989 gründeten sowjetdeutsche Intellektuelle die Gesellschaft „Wiedergeburt“ (Wosroschdenije), die auf eine Wiederherstellung der Wolgarepublik drängte. Am 14. November 1989 nahm der Oberste Sowjet eine Erklärung an, in der die Repressalien gegen die gewaltsam umgesiedelten Völker als „verbrecherisch“ verurteilt und die „bedingungslose Wiederherstellung der Rechte der sowjetischen Völker, die an Repressalien gelitten hatten“, gefordert wurde. Daraufhin kam es im Wolgaregion zu Protestkundgebungen. Die Demonstranten bedienten sich deutschfeindlicher Schlagworte, die an die Feindbilder im Zweiten Weltkrieg erinnerten. Der im Juni 1990 gewählte Präsident Boris Jelzin (1931–2007) lehnte eine Autonomie der Wolgareutschen strikt ab. Damit war die deutsche Autonomiebewegung in Russland gescheitert. Realistische Alternativen gab es nicht oder ließen sich während des Zusammenbruchs der Sowjetunion nicht umsetzen.

Massenausreise und Integration in Sachsen

Das Scheitern der Autonomiebewegung und die Wirtschaftskrise in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion führte zu einer Massenausreise in das wiedervereinigte Deutschland. 1990 wurden 147.950 Aussiedler aus der Sowjetunion registriert. Bis 1994 stieg diese Zahl auf 231.214, um dann wieder abzusinken. 2005, nach ungefähr 15 Jahren, war die Ausreisewelle weitgehend zum Abschluss gekommen. Um den Zustrom zu begrenzen, hatte die Bundesrepublik Deutschland zum 1. Januar 1993 eine Neuregelung eingeführt. Die seit 1993 eingebürgerten Zuwanderer deutscher Nationalität werden als „Spät-

Demonstration gegen die Wiederherstellung der Autonomie der Wolgareutschen, 1989

© Landsmannschaft der Deutschen aus Russland

Denkmal in Engels für die
russlanddeutschen Opfer der
Repression in der Sowjetunion
© Landsmannschaft der
Deutschen aus Russland



- 5 Dazu vgl. auch Klemens H. Schrenk: Russlanddeutsche in Sachsen. In: Klemens H. Schrenk (Hrsg.): Zuwanderung und Integration. Aktuelle Tendenzen und Probleme der Migrationspolitik im Kontext der sächsischen Polizei. Rothenburg/Oberlausitz, 2005, S. 327-354.
- 6 Die folgenden Aussagen sind nicht statistisch abgesichert. Es gibt keine zahlenmäßige Erfassung von deutschen Staatsangehörigen, die aus Russland oder den Nachfolgestaaten der früheren Sowjetunion stammen.

aussiedler“ bezeichnet. Sie mussten ein Antragsverfahren durchlaufen und dabei die deutsche Volkzugehörigkeit und in einem Sprachtest ausreichende Kenntnisse der deutschen Sprache nachweisen. Alle Spätaussiedler kamen zunächst in das Grenzdurchgangslager Friedland. Dort wurden sie registriert und nach dem Königsteiner Schlüssel auf die einzelnen Bundesländer verteilt. Der Freistaat Sachsen musste zwischen 6,5 und 5 Prozent der Spätaussiedler aufnehmen. Rund 110.000 Spätaussiedler, mehrheitlich Deutsche aus den Nachfolgestaaten der früheren Sowjetunion, wurden zwischen 1991 und 2005 dem Freistaat Sachsen zugewiesen. Jedoch blieben nicht alle in Sachsen. Sobald die Regeln der Wohnortzuweisung nicht mehr galten, sind viele zu Verwandten gezogen, die in den westlichen Bundesländern eine neue Heimat gefunden hatten.

Die Integration in Sachsen⁵ war ein längerer Prozess, der inzwischen größtenteils abgeschlossen ist.⁶ Ein Problem waren anfangs die mangelnden Deutschkenntnisse der Elterngeneration, während die Großeltern meist noch Deutsch gelernt hatten und die Kinder die neue Sprache einfach und schnell aufnahmen. Die fehlenden Sprachkenntnisse und kulturelle Unterschiede bewirkten, dass Erwachsene oft nicht in dem Beruf arbeiten konnten, in dem sie ausgebildet worden waren, selbst wenn eine Anerkennung von Abschlüssen erfolgte. Die Kinder aber, die in Deutschland aufwuchsen, konnten alle Vorteile der deutschen Gesellschaft nutzen. Sie erwarben oft sehr gute Schul- und Hochschulabschlüsse. Man kann den Eindruck gewinnen, dass Deutsche mit einem sowjetischen Hintergrund häufiger als andere als selbständige Unternehmer

tätig sind. Ein Teil der Zuwanderer, der sich kaum stark integriert hat, lebt in einem weitgehend abgeschlossenen russischsprachigen Milieu. So gibt es in allen Städten typische Lokale, die von Russlanddeutschen betrieben werden und in denen sich Russlanddeutsche treffen und nur Russisch unterhalten. Dem steht gegenüber, dass sehr viele Jüngere gar nicht mehr Russisch sprechen und die Sprache auch nicht mehr an die nächste Generation weitergeben.

Die Russlanddeutschen wurden in Neubausiedlungen, ehemaligen Kasernen, leerstehenden Ferienlagern usw. untergebracht. Das ging oft nicht anders, denn als die Masseneinwanderung kam, war ausreichend freier Wohnraum oft nur in den von Leerstand betroffenen Plattenbausiedlungen der Groß- und Mittelstädte zu finden. Familien, die sich rasch in die deutsche Gesellschaft integrierten, Arbeit fanden und Geld verdienten, konnten diese „Russenviertel“ bald hinter sich lassen. Andere blieben in diesen Vierteln. Noch heute haben bestimmte Großsiedlungen in Plattenbauweise – etwa Dresden-Prohlis oder das Fritz-Heckert-Viertel in Chemnitz – einen hohen Anteil russlanddeutscher Bewohner.

Für viele Deutsche aus Russland war es demütigend, dass sie als „Russen“ beschimpft wurden, während sie in der Sowjetunion die „Deutschen“ gewesen waren. Diese Diskriminierung ist jedoch durch den Spracherwerb und die zunehmende Integration seltener geworden.

Einen großen Anteil am Integrationsprozess hatten die Kirchen und Vereine. Unter den Zuwanderern befanden sich zahlreiche Anhänger von Pfingst- und Brüdergemeinen sowie Baptisten. Diese schlossen sich bestehenden freikirchlichen Gemeinschaften an oder gründeten neue. Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens organisierte eine eigene Aussiedlerarbeit, um evangelische Christen verschiedener Richtungen anzusprechen. Seit 1993 wird jedes Jahr zu einem Aussiedlertag eingeladen, der als Begegnungstreffen evangelische Deutsche aus Russland zusammenführt. Die mennonitischen Zuwanderer haben sich in der 1993 gegründeten Evangelisch-Mennonitischen Freikirche in Dresden zusammengefunden.

Die Russlanddeutschen in der alten Bundesrepublik hatten 1950 die Landsmannschaft der Deutschen aus Russland gegründet. Nach der Wiedervereinigung bildete sich ein Landesverband in Sachsen. Ortsgruppen bestehen heute in Dresden, Chemnitz und Leipzig. Allerdings ist nur eine kleine Minderheit der Zuwanderer, überwiegend aus der älteren Generation, in der Landsmannschaft organisiert. Sehr aktiv ist die Dresdner Ortsgruppe, die mit dem Chor „Silberklang“ deutsches Liedgut pflegt und über Sportmannschaften auch jüngere Aussiedler zu integrieren versucht. Spätaussiedler, die weiterhin mit Russland verbunden sein wollen, engagieren sich im Deutsch-Russischen Zentrum Sachsen e. V. mit Sitz in Leipzig oder im Deutsch-Russischen Kulturinstitut Dresden e. V.

Autoren
Dr. Lars-Arne Dannenberg
Dr. Matthias Donath
Herausgeber der
„Sächsischen Heimatblätter“

Neuerscheinungen

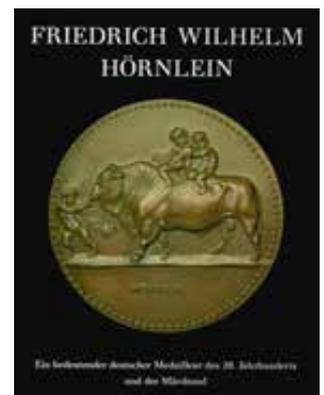
Friedrich Naumann (Hrsg.): Michail Vasil'evič Lomonosov: Schriften zur Geologie und zum Berg- und Hüttenwesen (1742-1765). Verlag De Gruyter/Oldenbourg Berlin/Boston 2018, 356 Seiten, 27 Abbildungen, 79,95 Euro.

1736 war der aus dem hohen Norden Russlands stammende Michail Vasil'evič Lomonosov (1711-1765, deutsche Transkription: Michail Wassiljewitsch Lomonossow) zusammen mit zwei weiteren Absolventen des St. Petersburger Akademischen Gymnasiums zum Studium in Freiberg eingetroffen. Sein Mentor war der Bergbauspezialist und Chemiker Johann Friedrich Henckel (1678-1744), dessen Lehrmethoden Lomonossow jedoch als unfruchtbar ansah, was zu einem Konflikt zwischen ihnen führte. Der an der Bergakademie Freiberg ausgebildete Professor Friedrich Naumann, Emeritus der Technischen Universität Chemnitz und Spezialist für die Technikgeschichte und Informatik, Erforscher der sächsisch-russischen Bergbaubeziehungen im 18. Jahrhundert sowie zuletzt Autor der Biographie eines der Begründer der Montanwissenschaften, Georg Agricola (Chemnitz 2018), gab in diesem Band zehn Arbeiten Lomonossows aus der Zeit nach dessen Rückkehr von seiner Auslandsreise 1742 bis zu seinem Tod 1765 in einer neuen deutschen Übersetzung heraus. Friedrich Naumann würdigt Lomonossow, den „Historiker, Rhetoriker, Physiker, Ingenieur, Chemiker, Geologen, Mineralogen, Künstler, Autor bemerkenswerter Entdeckungen und Schöpfer fundamentaler und origineller Arbeiten“ (Vorwort, S. V), wobei er sich auf die anlässlich seines 250. Geburtstages erschienene umfassende Biographie von Peter Hoffmann (geb. 1924) stützen konnte (M. V. Lomonosov [1711-1765]: Ein Enzyklopädist im Zeitalter der Aufklärung. Frankfurt a. M. u.a. 2011). Einige Texte umfassen nur wenige Zeilen, wie das „Programm einer allgemeinen Mineralogie“ (S. 322) oder „Petrificatio Artificialis“ (S. 323). Vor allem die umfangreichen „Anfangsgründe des Berg- und Hüttenwesens“ (S. 101-208), die Lomonossow am Ende seiner wissenschaftlichen Laufbahn 1763 erscheinen ließ, der Kaiserin Katharina II. widmete, und die den Beamten in verschiedenen russischen Bergbauzentren als Lehrbuch zugeleitet wurden, liefern Beobachtungen und theoretische Verallgemeinerungen. Der Dichter Lomonossow wird poetisch: „Kahl stünden die Felder und Berge, entblößt der Pracht der Bäume und Pflanzen, der Schönheit der Blumen und des Überflusses der Früchte, und die sich gelb färbenden Fluren würden nicht die ländliche Bevölkerung durch ihre wogenden Ähren mit Hoffnung auf volle Speicher erfüllen“ (S. 67) – wenn nicht fruchtbarer Regen fiele. Die Beobachtungen des jungen Russen im Freiburger Bergbaurevier und in anderen sächsischen Gebieten schlugen sich in seinen von Friedrich Naumann herausgegebenen Schriften nieder. Lomonossow hatte Schwierigkeiten mit dem einheimischen Dialekt, was ihn veranlasste, in Sachsen sozusagen „ein zweites Mal Deutsch zu lernen, um zu verstehen, was die Bergleute und Schmelzer reden“ (S. 104). „Bei Freiberg sind in einem alten verlassenen Bergwerk im Gestein eingeschlossene menschliche Gebeine und zudem Bergwerkszeug gefunden worden. Henckel hat dies in seinen Schriften veröffentlicht“ (S. 254), berichtete Lomonossow, der sich auf dessen „Von dem Ursprung der Steine“ (Dresden und Leipzig 1744) und auf mündliche Mitteilungen des Markscheiders Beier bezog. Als er ein Bergwerk in Sachsen besichtigte, musste er „beinahe 40 Fahrten senkrecht in den Berg hinabsteigen, jede vier Saßen lang“ (S. 256), was etwa 340 Metern entsprach. Hilfreich sind für Vergleiche Friedrich Naumanns Übersichten über die historischen Gewichts- und Längenmaße im 18. Jahrhundert (vgl. S. 327 f.) sowie über Lomonossows Biographie und Schriften. Das mutmaßliche Alter der Erde war für den Deisten Michail Lomonossow nicht durch kirchliche Dogmen vorgegeben, wenngleich er ein gläubiger russisch-orthodoxer Christ geblieben war. Seine paläontologischen Beobachtungen über das sibirische Mammut und den bei Burgtonna (Herzogtum Sachsen-Gotha) gefundenen Waldelefanten, beides gleichermaßen ausgestorbene Tiere, regen zu vergleichenden Betrachtungen über die Rolle Lomonossows bei der Begründung der Geowissenschaften in Europa an.

Dr. Michael Schippan

Udo Becker (Hrsg.): Hans-Günther Hartmann: Friedrich Wilhelm Hörnlein. Ein bedeutender deutscher Medailleur des 20. Jahrhunderts und der Märzbund. Freiburger Münzfreunde e. V. Freiberg 2018, 243 Seiten, zahlreiche farbige Abbildungen, 49,90 Euro

Hans-Günther Hartmann (1930–2015), Autor mehrerer kulturhistorischer Publikationen, forschte seit vielen Jahren über den bedeutenden Medaillenkünstler Friedrich Wilhelm Hörnlein, der beim Bombenangriff auf Dresden am 13./14. Februar 1945 ums Leben kam. Seine Gattin Jutta Hartmann, die, damals noch ein Schulkind, Hörnlein als Freund ihres Vaters kennengelernt hatte, konnte die Freiburger Münzfreunde gewinnen, aus dem hinterlassenen Manuskript ihres verstorbenen Mannes ein Buch zu machen. Auszüge aus dem nunmehr im Druck vorliegenden Werk hatte Hans-Günther Hartmann in den Ausgaben 1/2005, 1/2007 und 4/2007 der „Sächsischen Heimatblätter“ veröffentlicht. Nun liegt eine opulente, großformatige Veröffentlichung vor, die Leben und Werk des Medailleurs ausführlich kommentiert – in einer wohlthuenden, gut lesbaren Sprache und illustriert mit



zahlreichen Abbildungen, darunter viele der von Hörnlein entworfenen Münzen und Medaillen. Teil der Publikation ist ein Aufsatz über den Märzbund, einen 1903 gegründeten Bund Dresdner Künstler, dem auch Hörnlein angehörte, mit Biografien der Mitglieder dieser Künstlervereinigung. Außerdem fügte der Herausgeber dem Hauptteil des Buches weitere Aufsätze von Hans-Günther Hartmann zu Hörnleins Medaillenkunst an, die bisher unveröffentlicht geblieben waren. Durch Anmerkungsteil, Literaturverzeichnis und Register sind die Inhalte des Buches vorzüglich erschlossen und nachgewiesen. Somit bietet der Band einen hervorragenden Überblick über Leben und Werk des Künstlers. Ein Werkverzeichnis wurde 1992 von Paul Arnold, Max Fischer und Ulli Arnold veröffentlicht und 2017 durch einen Nachtrag ergänzt.

Dr. Matthias Donath



Matthias Herrmann (Hrsg.): Rudolf Mauersberger. Aus der Werkstatt eines Kreuzkantors. Briefe, Texte, Reden (Schriften des Dresdner Kreuzchores, Bd. 1). Tectum Verlag Marburg 2014, 295 Seiten, Hardcover, 29,95 Euro

Matthias Herrmann (Hrsg.): Dresden Kreuzchor und zeitgenössische Chormusik. Ur- und Erstaufführungen zwischen Richter und Kreile (Schriften des Dresdner Kreuzchores, Bd. 2). Tectum Verlag Marburg 2017, 358 Seiten, Hardcover, 29,95 Euro

Matthias Herrmann (Hrsg.): Martin Flämig. Vom Wirken eines Kreuzkantors. Briefe, Interviews, Reden, Texte (Schriften des Dresdner Kreuzchores, Bd. 3). Tectum Verlag Baden-Baden 2018, 334 Seiten, Hardcover, 29,95 Euro

Matthias Herrmann, selbst Kreuzchorsänger unter Rudolf Mauersberger und Martin Flämig und seit 1993 Professor für Musikgeschichte an der Dresdner Hochschule für Musik Carl Maria von Weber, hat in den letzten Jahren einen Forschungsschwerpunkt auf einen der bekanntesten Knabenchöre Deutschlands gelegt: den Dresdner Kreuzchor. Dieser Chor ist für die Identität der Stadt Dresden wesentlich – besteht er doch, ähnlich wie die Staatskapelle, durchgehend seit mehreren Jahrhunderten und gehört damit zu den ältesten Knabenchören Europas. Unzählige Musiker, Komponisten und Wissenschaftler haben in dieser Institution ihre musikalische und menschlich prägende Kinder- und Jugendzeit erlebt, die sie in jeder Hinsicht auf das Leben vorbereitete. Der enge Bezug zum christlichen Glauben und die Musik bildeten und bilden durchweg das Fundament mehrerer Choristengenerationen.

Band 1 der „Schriften des Dresdner Kreuzchores“ widmet sich den Briefen, Texten und Reden von Rudolf Mauersberger (1889–1971), der den Kreuzchor von 1930 bis zu seinem Tode 1971 leitete und ihn in der Zeit der Weimarer Republik, während der nationalsozialistischen Herrschaft und in der ersten Hälfte des Bestehens der DDR prägte. Damit war er als Leiter des Chores mit drei Gesellschafts-

systemen konfrontiert, die dem Thema Kirche, Glauben und auch dem Kreuzchor selbst unterschiedlich gegenüberstanden. Vor allem die Zerstörung Dresdens und der Tod mehrere Kreuzchorknaben lassen in den wenigen zitierten Briefen erahnen, welche tiefen Spuren der Krieg im Leben des Kreuzkantors hinterlassen hat. Nachvollziehbar erscheint anhand der Dokumente der unbedingte Wille zum Erhalt des Chores, das Festhalten an Christvespern und dem Kreuzchor an sich, der zugleich Aufgabe und Konstante in Mauersbergers Leben war. Einblick erhält man in die Organisation des Choralltags in der DDR, in musikalische Programme und den Umgang Mauersbergers mit den politischen Gegebenheiten. Übersichtlich zusammengefasst und thematisch geordnet, zeigen die Dokumente die Arbeits- und Funktionsweise dieser Institution während der DDR-Zeit auf. Vor allem im Sprachstil und Duktus wird dabei deutlich, wie sich Mauersberger für die Belange des Chores und einzelner Alumnen einsetzte und dabei die Grenzen des politisch Erlaubten ausreizte. Leider fehlen persönliche Dokumente vor 1945, die durch die Zerstörung Dresdens verloren gingen. So liegt der Fokus deutlich auf der Zeit ab 1948/49.

Dies trifft auch auf Mauersbergers Nachfolger Martin Flämig (1913–1998) zu, dem der dritte Band der Reihe gewidmet ist. Auch hier liegt der Schwerpunkt auf Dokumenten, die seine Zeit als Leiter des Kreuzchores betreffen. Flämig lebte förmlich zwischen den Regimen, führte ein absolutes Ausnahmeleben während der DDR-Zeit, pendelte regelmäßig zwischen der Schweiz und der DDR und gastierte mit Chören in der ganzen Welt – wie ihm dies gelingen konnte, bleibt auch dem Herausgeber verborgen. Viele andere Künstler litten in der DDR unter Reiseverboten, doch dem Kreuzkantor Flämig, später auch dem Kreuzchor, wurden diese raren Ausnahmen zuteil. Gegen Widerstände des Kreuzchores eingesetzt und 1990 durch Widerstände aus den Reihen der Kreuzchorsänger zum Rücktritt gezwungen, bleiben viele Fragen zum Leben dieses Kreuzkantors offen. Auch hier überzeugt die übersichtliche Darstellung und Fülle der zusammengetragenen Dokumente, die zum Weiterforschen anregen. Flämigs Biografie soll in den nächsten Jahren erscheinen und kann vielleicht die hier auftauchenden Widersprüche beleuchten.

Der zweite Band der „Schriften des Dresdner Kreuzchores“ widmet sich dokumentarisch den Ur- und Erstaufführungen des Dresdner Kreuzchores im 20. Jahrhundert und versammelt Erinnerungen und Artikel einzelner Kreuzschüler, Musikwissenschaftler und des aktuellen Kreuzkantors Roderich Kreile sowie Rezensionen. Dieser Sammelband verdeutlicht, welch hohen Stellenwert Ur- und Erstaufführungen im Repertoire des Chores hatten und haben, wobei unter jedem Kreuzkantor unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt wurden. Dabei ist bemerkenswert, dass aus den Reihen der Kreuzchorsänger selbst zahlreiche Komponisten hervorgingen und -gehen, die das Repertoire des Chores ständig erweitern.

Diese ersten drei Bände der „Schiften des Dresdner Kreuzchores“ geben einen Eindruck in die komplexe Welt dieses Knabenchores, dessen Geschichte, besonders im 20. Jahrhundert, durch gesellschaftspolitische Veränderungen beeinflusst wurde. Anhand der hier zusammengetragenen Dokumente kann nachvollzogen werden, wie stark die Persönlichkeiten der Kreuzkantoren die Entwicklung des Chores prägten und vielleicht sogar für das Weiterbestehen des Chores entscheidend waren. Die Auseinandersetzung mit Geschichte, Identität, Rolle und Aufgaben des Kreuzchores, der in städtischer Hand liegt, ist bis heute nicht abgeschlossen.

Dr. Romy Petrick

Reformationsatlas. Die Reformation in Mitteldeutschland, hrsg. von Markus Hein und Armin Kohnle in Zusammenarbeit mit Uwe Ulrich Jäschke, Verlag Janos Stekovic Wetttin-Löbejün OT Dösel 2018, 212 Seiten mit 77 Karten und 164 Abbildungen, 39,80 Euro

Mindestens ein Jahr verspätet, gemessen am eigentlichen Jubiläumsjahr 2017, erschien der lang angekündigte (vgl. auch SHB 2/2017 „Reformation in Sachsen“) und sehnsüchtig erwartete „Reformationsatlas“. Was ist in den Jahren der Lutherdekade nicht alles publiziert worden, jeder Winkel und jede noch so kleine Nebensächlichlichkeit scheint beleuchtet, dass man meint, das Thema sei nun erschöpfend behandelt. Aber Karten eröffnen einen ganz eigenen, höchst faszinierenden Blick auf geschichtliche Ereignisse, nicht selten weiten sie die Perspektive und regen zum Nach- und Weiterdenken an. Folgerichtig verfolgt der Reformationsatlas „die Idee, reformationsgeschichtliche Vorgänge durch Visualisierung insbesondere mit Hilfe von neu erarbeiteten Karten verständlicher zu machen und dadurch einen originellen Zugang zu eröffnen, der allein durch Texte oder Abbildungen verschlossen bliebe.“ Der Ostdeutschen Sparkassenstiftung muss man zutiefst danken, dass sie solch ein ambitioniertes Werk finanziell unterstützt hat.

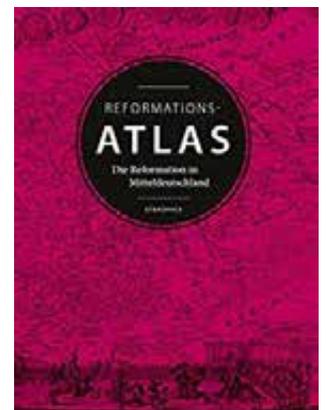
Allerdings handelt es sich dann doch nicht um einen „Reformationsatlas“ im Sinne eines Kartenwerks zu den Ereignissen der Reformation, sondern eher um ein weiteres Überblickswerk zur „Reformation in Mitteldeutschland“, wie der Untertitel lautet, dem Karten lediglich garnierend beigelegt worden sind. Denn anders als in Atlanten üblich, sind nicht lediglich die Karten erläutert worden, sondern es handelt sich gerade umgekehrt um Textbeiträge, die mittels Bildern und (wenigen) Karten illustriert werden. Wie will man auch einen Beitrag „Luther als Junker Jörg auf der Wartburg“ (S. 58/59) mittels Karte illustrieren? Will man die Räumlichkeiten auf der Wartburg in Form eines Aufrisses zeigen? Beigegeben ist in diesem Falle eine recht kleine, sehr schematische Karte „Luthers Weg von

Worms zur Wartburg“, dafür ein mystisch-romantisches Bild „Die Wartburg im Morgengrauen“. Die Karte geht also am Beitragsthema vorbei und über Luthers Versteckspiel ist anderswo mehr und tiefergründiger zu erfahren.

Das ist vielleicht auch ein Grunddilemma, in dem sich die Herausgeber bewegen. Es ist nämlich kein stringent durchkomponiertes Überblickswerk und schon gar nicht ein Atlas. Die insgesamt 87 Themen wurden 8 Kapiteln zugeordnet (1. Mitteldeutschland vor der Reformation, 2. Luthers Heimat und frühe Biografie, 3. Die Wittenberger Reformation bis 1525, 4. Das ernestinische Sachsen im Zeichen von Visitation und Konfession, 5. Das albertinische Sachsen vor und nach 1539, 6. Festigung, äußere Sicherung und Krise der Reformation, 7. Glaube und Welt im Wandel, 8. Wirkungen und Rezeption der Reformation bis zur Gegenwart).

Es ist richtig, zunächst die Strukturen vor der Reformation zu erzählen, aber dann hätte dem luziden Beitrag zu den „Bistümern in Mitteldeutschland um 1500“ unbedingt ein Beitrag zu den weltlichen Strukturen an die Seite gestellt werden müssen. Was soll bspw. ein Beitrag „Wettinische Residenzen im Reformationszeitalter“ im Kapitel „Luthers Heimat und frühe Biografie“, wobei sich die grundsätzliche Frage stellt, was trägt ein solcher Beitrag überhaupt zum Erkenntnisgewinn über die „Reformation in Mitteldeutschland“ bei? Wichtiger wäre ein Einstiegsbeitrag zu den Klöstern in Sachsen oder auch in Mitteldeutschland gewesen, denn erst nach dieser grundlegenden Klärung kann exemplarisch das „Kloster Altzella“ (S. 16) abgehandelt werden. Schon dort hätte auch der Beitrag „Übergriffe auf Klöster“ (S. 76), der erst 60 Seiten später kommt, platziert werden müssen, denn warum ausgerechnet Klöster zur Zielscheibe evangelischer Neuordnung wurden, wird nicht deutlich.

Unverständlich ist auch die Anordnung der Karten „Der Schmalkaldische Bund“ (S. 136/137) und „Der Nürnberger Bund“ (S. 138/139), die man als Antipoden getrost auf einer Karte hätte unterbringen können, zumal beide Karten lediglich die Territorialgrenzen farblich voneinander abheben. Im Anschluss an beide Themen und Karten hätte „Der Schmalkaldische Krieg 1546/47“ (S. 144/145) abgehandelt werden müssen, der freilich erst einige Karten später folgt. Karten bleiben meist schematisch und stellen nur selten die Darstellung einer dynamischen Entwicklung dar. Die Karte zum Schmalkaldischen Krieg wollte diesem Manko abhelfen, ist aber höchst verwirrend und unübersichtlich. Wie es besser geht, zeigen die Karten der eigens zu diesem Ereignis neu gestalteten Ausstellung im Museum in Mühlberg (vgl. dazu den Band „Museum Mühlberg 1547. Essays und Katalog, hrsg. von Lars-Arne Dannenberg und Matthias Donath, Berlin 2016).



Neben diesen nur exemplarisch aufgezeigten Unstimmigkeiten in Aufbau und Struktur haben sich leider auch zahlreiche Flüchtigkeitsfehler in die Karten eingeschlichen, wie bereits ein oberflächlicher Blick erkennen lässt. Offenbar ging den Lektoren trotz der langen Bearbeitungsdauer auf den letzten Metern die Puste aus. Das ist schade und ärgerlich, denn fortan werden viele Nutzer diese Fehler übernehmen. So sind die Orte gemäß ihrer GMS-Koordinaten eingetragen, aber die Länder- bzw. Herrschaftsgrenzen stimmen oftmals nicht, wie auf S. 132/133 bis 138/139. Hier liegt bspw. Lauban stets inmitten der Oberlausitz, obwohl die Stadt doch auf der östlichen Grenzlinie markiert werden muss. Hier sind also die Territorialgrenzen deutlich nach Osten verschoben. Vielleicht kam es den Bearbeitern merkwürdig vor, dass die Oberlausitz bereits unmittelbar vor den Toren Dresdens liegen sollte, aber so ist es nun einmal. Und übrigens, die „Oberlausitz“, nicht die „Lausitz“, wie es in den Karten heißt. Eine Lausitz gab es im herrschaftspolitischen Sinne nicht. Der Flussname Quei (S. 181) lautet korrekt Queis, der Initiator der Herrnhuter Brüdergemeine hieß nicht „Reichsgraf Zinsendorf“ (S. 180), sondern Graf von Zinzendorf. Auch hätte in dieser Karte nicht lediglich Herrnhut eingetragen gehört, denn die Herrnhuter Bewegung erfasste rasch große Teile des Oberlausitzer Adels und darüber hinaus, so

dass noch im 18. Jahrhundert Siedlungen in Niesky, Kleinwelka, Ebersdorf, Neudietendorf oder Gnadau gegründet wurden. Zumindest also für die mittlere Oberlausitz hätte man vielleicht eine Schraffur wählen müssen. Überhaupt hätte die Herrnhuter Brüdergemeine einen eigenen Beitrag verdient, als lediglich in den „Frömmigkeitsbewegungen seit der Reformation“ (S. 180/181) abgehandelt zu werden, denn die evangelische Freikirche hat überall auf der Welt einen eigenständigen Siedlungstypus entwickelt. Christiansfeld in Dänemark hat es sogar auf die Weltkulturerbeliste geschafft.

Auch ist der Ort „Obigau“ unbekannt, es gibt aber den Ort Uebigau (S. 67). Und vielleicht hätte man zum Ort „Lochau“ irgendwo mal die Erklärung als Annaburg geben können, denn Lochau sucht man heute auf Karten vergeblich.

Trotz dieser Schwächen bleibt dem Reformationsatlas eine zahlreiche Leserschaft zu wünschen, denn Karten ermöglichen einen ungewöhnlichen Blick auf die Ereignisse der Reformation. Und vielleicht vermag der Reformationsatlas ja sogar das Interesse an dieser Epoche neu zu befeuern, denn die Reformation endete ja nicht etwa 1517, sondern sie ist ein Prozess, der damals gerade begann und von dem manche meinen, er sei noch längst nicht beendet ...

Dr. Lars-Arne Dannenberg

Verein für Sächsische Landesgeschichte

Jahresbericht des Vorstands für 2018

Der Verein für sächsische Landesgeschichte führte im Berichtsjahr neun Veranstaltungen durch. Dies bedeutete eine Steigerung um zwei Vorträge. Diese neun Referate umfassten eine große Bandbreite an Themen der Landesgeschichte aus allen Epochen: Kunstbergung 1945, Stadtjubiläen in der DDR, das Ende der Wettinerherrschaft 1918, über die Leichen der Dresdner Anatomie, die Hieronymusgesellschaft, über Auswandererschicksale, über das erzählte Städtebild von Chemnitz in Reiseführern, über den Bomberabsturz in der Dippoldiswalder Heide und dem Lynchmord an einem US-amerikanischen Piloten sowie über Heimatfeste. Alle Vorträge waren in den „Sächsischen Heimatblättern“ und der lokalen Presse angekündigt. Leider mussten wir 2018 einen starken Zuhörerrückgang verzeichnen, von 234 (2017) auf 138 (2018). Die Vermutung liegt nahe, dass die Konkurrenz durch andere Veranstaltungen zu stark ist.

Die Mitgliederentwicklung stagniert bzw. verlief leicht negativ. Neben drei Austritten bedauern wir vor allem den Tod zweier langjähriger Mitglieder, darunter den unseres Ehrenmitglieds Dr. Ralf Thomas, der unser langjähriger Schatzmeister war. Am Ende des Berichtsjahres hatte unser Verein 80 persönliche und vier institutionelle Mitglieder.

Bewährt hat sich die Auflösung der Geschäftsstelle, deren Tätigkeiten zum größten Teil Esther Ludwig übernahm. Damit ist unser Verein finanziell deutlich handlungsfähiger geworden. Ebenso bewährt hat sich der Bezug der „Sächsischen Heimatblätter“ als Mitgliederzeitschrift. Eckhart Rehnert kümmerte sich, wie bereits in den vielen Vorjahren, um die Aktualisierung der Internetseite.

Der Vorstand traf sich zu fünf Sitzungen; außerdem zu einer ganztägigen Klausur zur Zukunft des Vereins am 30. November 2018 in Niederjahna. Die Klausursitzung wurde aufgrund der 2020 durchzuführenden Neuwahlen des Vorstands nötig, da ein

großer Teil der Funktionsträger sich nicht wieder um die Ämter bewerben wird. Es wurde daher in der Jahreshauptversammlung am 13. April 2019 aufgerufen, sich für den Vorstand zur Wahl zu stellen. Ebenfalls war ein Thema der Klausursitzung die weitere Strategie des Vereins, der angesichts der starken Mitbewerber auf diesem Feld und der reichen Kultur- und Wissenschaftsszene in Dresden große Mühe zur Bewerbung seiner Veranstaltungen hat, zumal er die gesamte Landesgeschichte vertritt, zumal ein mittelfristiges Arbeitsvorhaben fehlt, über das sich Mitglieder gewinnen lassen. Diese Themen wurden auf der Versammlung besprochen. In einer Sondermitgliederversammlung im Herbst 2019 sollen dann die konkreten weiteren Schritte vereinbart werden.

Der Rechenschafts- und der Finanzbericht wurden jeweils einstimmig angenommen sowie die Kassenführerin und der Vorstand entlastet.

Dr. Konstantin Hermann

Zentrum für Kultur und Geschichte e.V.

Wanderausstellung: Heimatwechsel. Sachsen und Russland. Deutsche aus Russland in Sachsen

Seit den 1970er Jahren haben zahlreiche Deutsche aus Russland in Sachsen eine neue Heimat gefunden. Ihre Vorfahren waren seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, vorwiegend aus dem süddeutschen Raum, in den Herrschaftsbereich der russischen Zaren ausgewandert. Gelockt von Steuer- und Glaubensfreiheit, gründeten sie Dörfer an der Wolga, im Schwarzmeergebiet und im Kaukasus. Die Deutschen, die ihre Muttersprache behielten, hatten wirtschaftlichen Erfolg. Seit der Stalin-Ära in der Sowjetunion nahmen die Repressalien zu, vor allem kam es zu Vorwürfen, sie seien Kollaborateure Nazideutschlands. Schließlich ordnete Stalin ihre Enteignung und Vertreibung an. Hunderttausende wurden nach Sibirien und Kasachstan deportiert. Zwar gab es seit den 1970er Jahren Lockerungen, aber die Deportierten erhielten keinerlei Entschädigungen und konnten nicht an ihre früheren Heimatorte zurückkehren. Viele wollten daher ins Land ihrer Väter, nach Deutschland, ausreisen. Nach einem eher kleinen

Rückkehrerstrom ab den 1970er Jahren kam es in den frühen 1990er Jahren, nach dem Zerfall der Sowjetunion, zu einer großen Ausreisewelle, bei der – bedingt durch die bundesweite Aufteilung der Zuwanderer – viele Spätaussiedler auch Wohnorte in Sachsen erhielten.

Die Ausstellung zeigt die Verbindungen zwischen Sachsen und Russland. Ein Schwerpunkt sind die Biografien russlanddeutscher Familien, die in einem Forschungsprojekt am Zentrum für Kultur und Geschichte e.V. recherchiert wurden. Daraus ist eine Ausstellung entstanden. Auch wenn es jedes Schicksal verdient hätte, erzählt zu werden, können exemplarisch nur einige Familienschicksale und Lebensläufe vorgestellt werden. Die Ausstellung besteht aus 20 transportablen, zwei Meter hohen Ausstellungswänden (Rollups), die sich einfach verpacken, transportieren und aufbauen lassen. Das Zentrum für Kultur//Geschichte bietet diese Ausstellung ab Herbst 2019 zur kostenlosen Ausleihe an. Vereine, Museen, Kirchengemeinden oder öffentliche Einrichtungen können die ganze Ausstellung – oder, wenn nicht ausreichend Stellfläche zur Verfügung



steht, eine Auswahl – ausleihen. Für Hin- und Rücktransport, Aufbau und Abbau ist der Entleiher verantwortlich. Anfragen zum Verleih der Ausstellung richten Sie bitte an: info@zkg-dd.de.

IMPRESSUM Sächsische Heimatblätter

ISSN 0486-8234

Unabhängige Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Landeskunde, Natur und Umwelt
Mitteilungsblatt des Vereins für sächsische Landesgeschichte e.V. und des Zentrums für Kultur und Geschichte e. V.

Herausgeber: Dr. Lars-Arne Dannenberg und Dr. Matthias Donath in Zusammenarbeit mit einem Redaktionsbeirat

Anschrift: Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjähna
shb@zkg-dd.de

Redaktion: Dr. Lars-Arne Dannenberg, Dr. Matthias Donath, Dr. Romy Petrick

Redaktionsbeirat: Dr. Jens Beutmann, Prof. Dr. Enno Bünz, Günter Donath, Prof. Dr. Angelica Dülberg, Anneliese Eschke, Dr.-Ing. Gerhard Glaser, Klaus Gumnior, Dr. Konstantin Hermann, Dr. Wolfgang Hocqué, Prof. Dr. Uwe Ulrich Jäschke, Dr. Igor Jenzen, Prof. Dr. Winfried Müller, Dr. Wolfgang Schwabenicky, Dr. André Thieme, Dr. Michael Wetzel, Dr. Peter Wiegand

Herstellung: Redaktions- und Verlagsgesellschaft Elbland mbH Meißen

Erscheinungsweise: Vierteljährlich

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift ist im Jahresabonnement (4 Ausgaben) zum Preis von 40,00 € inklusive MwSt., Versand und Porto zu beziehen. Die Aufnahme eines Abonnements ist jederzeit möglich bei anteiligem Abopreis. Kündigungen müssen schriftlich bis zum 15. November eines Jahres für das Folgejahr an das Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjähna, eingegangen sein. Im freien Verkauf kostet das Einzelheft zwischen 10,00 € und 15,00 €.

Für den Inhalt der Beiträge sowie die Abbildungsrechte zeichnen jeweils die Autoren verantwortlich. Jede Verwertung der Inhalte außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist unzulässig. Nachdruck, auch auszugsweise, darf nur mit Zustimmung der Herausgeber erfolgen.

Titelbild: St. Alexi-Gedächtniskirche in Leipzig. © Wikimedia, Foto: Frank Vincentz

SÄCHSISCHE HEIMATBLÄTTER 2017

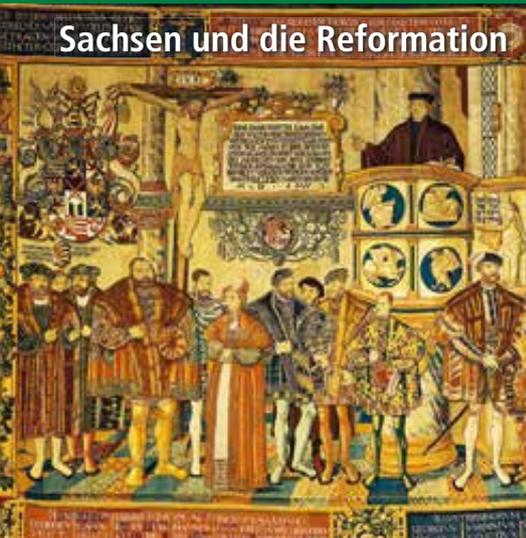
Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Landeskunde, Natur und Umwelt
63. Jahrgang
Heft 2/2017
10,00 €

SÄCHSISCHE HEIMATBLÄTTER 3 2017

Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Landeskunde, Natur und Umwelt
63. Jahrgang
Heft 3/2017
10,00 €

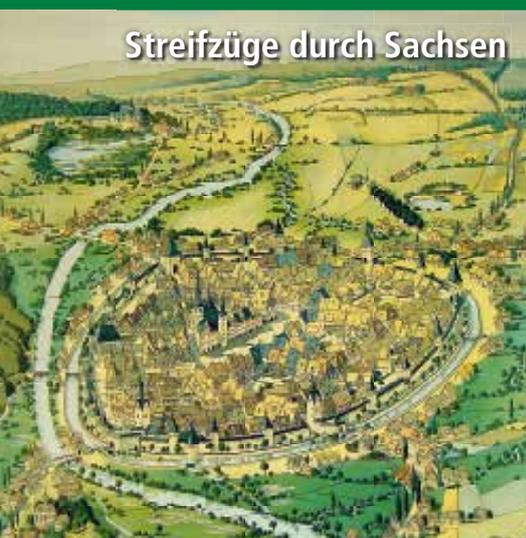
SÄCHSISCHE HEIMATBLÄTTER 4 2017

Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Landeskunde, Natur und Umwelt
64. Jahrgang
Heft 4/2017



SÄCHSISCHE HEIMATBLÄTTER 1 2018

Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Landeskunde, Natur und Umwelt
64. Jahrgang
Heft 1/2018
8,50 €



Sächsische Heimatblätter: Sachsens Vielfalt erleben.

- ✗ Jährlich 4 Themenhefte
- ✗ Zahlreiche Abbildungen und Karten
- ✗ Viel Wissen für nur 40,- Euro im Jahr

SÄCHSISCHE HEIMATBLÄTTER 2 2018

Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Landeskunde, Natur und Umwelt
64. Jahrgang
Heft 2/2018
12,00 €

SÄCHSISCHE HEIMATBLÄTTER 3 2018

Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Landeskunde, Natur und Umwelt
64. Jahrgang
Heft 3/2018
12,00 €

SÄCHSISCHE HEIMATBLÄTTER 4 2018

Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Landeskunde, Natur und Umwelt
64. Jahrgang
Heft 4/2018
12,00 €

